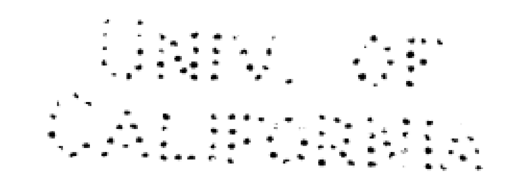


Göttingische

gelehrte Anzeigen

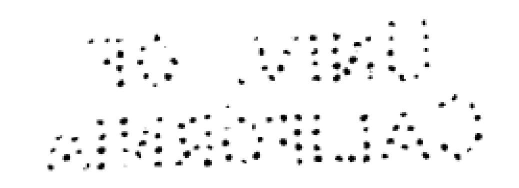
Unter der Aufsicht

der

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

184. Jahrgang

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1922



184. Jahrgang (1922).

Verzeichnis der Mitarbeiter.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Joachim in Göttingen.

Nr. 1—3 **Januar bis März 1922**

Herculanensium voluminum quae supersunt collectio tertia. Raccolta pubblicata a cura della Reale Accademia di archeologia, lettere e belle arti di Napoli con reproduzioni fotomeccaniche. Tomo I, testo e tavole. (Papiri Ercolanesi tomo I con 10 tavole fotocollografiche e 3 fotocollografie in pagina. Φιλοδήμου περὶ κακιῶν (pap. 1457), Φιλοδήμου περὶ θανάτου δ (pap. 1050) editi da **Domenico Bassi,** direttore dell' Officina dei Papiri Ercolanesi). Milano 1914, Ulrico Hoepli. 71 S. 4°. 30 L.

Der Gelehrte, der die neue Ausgabe der Rollen von Herculaneum besprechen sollte, ist im Weltkriege gefallen. Ich selbst habe sie erst wenige Monate in Händen und bin durch dringende Amtsgeschäfte bis jetzt gehindert gewesen, mich ihnen zu widmen. So kommt die Besprechung später, als ich es gewünscht. Doch wird es den meisten Benutzern wie mir ergangen sein: der Krieg hat die wissenschaftliche Arbeit so lange unterbrochen, daß wir erst jetzt wieder dazu kommen, anzuknüpfen, wo die Fäden bei Kriegsbeginn gerissen sind.

Die Neapler Akademie beginnt mit diesem ersten Bande eine vollständige Neuausgabe der herculanensischen Rollen. Die bisher als einziges Mittel der Textgewinnung vorhandenen Zeichnungen, die stets ein mehr oder weniger starkes subjektives Element als Fehlerquelle enthielten, sollen jetzt überall da, wo es sich irgend lohnt, durch gute Lichtdrucktafeln ersetzt werden. Damit wird endlich diesen wichtigen Texten eine größere Zahl wissenschaftlicher Bearbeiter zugeführt werden und damit die Hoffnung geweckt, in ihrer Lesung weiter und an vielen Stellen zu einem abschließenden Ergebnisse zu kommen. Die Tafeln sind sehr gut. Daß sie trotzdem die Prüfung der Originale nicht überflüssig machen, habe ich zu meinem Schmerze an mehr als einer Stelle empfunden; das weiß auch jeder, der mit ähnlichen Texten zu tun hat. Daß auch Bassi trotz seiner Kenntnis der Originale und vieler glücklicher Funde durchaus nicht überall das Richtige gesehen hat, wird die Besprechung zeigen. Es bleibt trotz mancher neuen Lösung oder ansprechenden Vermutung noch unendlich viel zu tun,

ehe das zugängliche Material wirklich ganz erschöpft und damit die grundlegende Vorarbeit zu einer einigermaßen abschließenden Ausgabe erledigt ist.

Der erste Band enthält Philodems Περὶ κακιῶν und Περὶ θανάτου δ. Die erste Schrift ist in Pap. 1457 enthalten, der 1810 von Francesco Casanova entrollt und mit dessen bekannter Willkür, die auch vor Fälschungen nicht zurückschreckte, abgezeichnet worden ist. Der bisherige Text ist deshalb sehr fehlerhaft; seine Zeichnungen können nur da verwandt werden, wo das Original verloren gegangen oder unleserlich geworden ist. Der Text ist besonders am Anfange hoffnungslos zerstört. Was ich glaube gefunden zu haben, will ich anführen, damit andere weiter suchen und hoffentlich finden [1]).

fr. 8: (εἰκός ἐστιν oder ähnlich) εἰς συναναστροφὴν <παρεισ>[πί]/πτειν [2]) τὰς ὑποκρίσεις <καὶ κομ>/ποὺς [3]) λ<όγους·> οὐκ ἄτοπο<ν δ' ἐ>/πισπᾶσθαί ποτε δ<ε>σ<πότην>/ἀρεσκείαι [4]) κλυ<δα>ζ<όμ>ε<νο>ν [5]). frg. 9. 10. 11. 12 sind völlig trümmerhaft. Bei frg. 13 ist leider nur die rechte Seite im Lichtdruck erhalten, sodaß die keinen Zusammenhang ergebende Lesung Bassis nicht nachgeprüft werden kann. Wenn Z. 2 wirklich ἀποδιδόασιν dasteht, so ist <μαθ>ητάς davor als Objekt unmöglich und muß statt dessen <χάρ>ιτας gelesen werden. Z. 4 f. lese ich ἀποφοιτῶ/<σιν> [6]). Von frg. 14 ab läßt sich Bassis Lesung nachprüfen; es zeigt sich, daß er zwar vieles richtig erkannt, anderes aber auch ganz mißverstanden hat und leider vielfach einen Text gibt, der äußerlich den Eindruck der Sicherheit macht, aber bei genauerem Zusehen keinen Sinn ergibt. Es wäre besser gewesen, in diesem Falle bloß die gelesenen Buchstaben zu geben, wenn es unmöglich war, einen festen Zusammenhang zu gewinnen. Ich werde deshalb versuchen, den Text auf Grund meiner Lesungen, die freilich ganz von der Lichtdrucktafel abhängen, zu geben und der Raumersparnis wegen von jeder Erklärung absehen. frg. 14: <οἱ μὲν ὀρ>/θῶς [7]) <ὑπερορῶσι τῆς ἀλαζό>/νος ἀδη<νείας [8]) τε καὶ> [ἀπι]/θανότητος εὖ [9]) συναισθανό/μενοι

1) Ganz sichere Ergänzungen einzelner Buchstaben lasse ich unbezeichnet. <> umschließen meine eigenen, [] fremde Ergänzungen, wo nichts Besonderes gesagt wird, von Bassi (= B.), p = Papyrus, d = Zeichnung, n = Neapler Zeichnung, o = Oxforder Zeichnung.

2) [ἐμπί]/πτειν B. füllt den Raum nicht aus.

3) Vgl. Etym. Magn. s. v.

4) ἀρέσκειν B., . . ЄC . ЄH d.

5) K B., KΛY . . . Γ . . O . . N d.

6) κα[ὶ] τὸ φοιτ[ᾶν]/ . . . B.

7) ἀλη?]/θῶς B.

8) Vgl. Hesych. s. v. ἀδηνείη· ἀπειρία; das Wort wird von Demokrit stammen.

9) οὐ B., aber die Wagerechte des Є ist noch gut zu sehen.

κατὰ λό[γ]ον οὐδὲ πα/ράγονται· ἄλλοι [1]) τινὲς καί(5)/περ εἰδότες, ὡς [2]) οὐκ [3]) ἔχουσιν, ἃ/λέγονται, τινὰ δ' ὡς ἔστιν ἁ/μαρτήματα, χαίρουσιν ἐπὶ/τοῖς ἐγκωμιαζομένοις, δι/ειλημμένως δ' [4]) οὐκ οἴδασιν· (10)/οἳ δὲ καὶ κακῶς ὑπολ<αμ/βά>νο<υσι> … [5]). Der Rest läßt keine sichere Deutung zu. frg. 15: [ἔτι μᾶ]λλον ἄ/χθονται κόλακες ἢ φιλοκό/λακες προσαγορε[υ]ό-μ[ε]νο[ι·]/[κ]αὶ νὴ τὸν Δία πλείονές εἰ(5)/σι φιλοκόλακες· οἱ γὰρ [6]) κό-λα/[κ]ες ἀποφάσκουσιν ἀρέσκειν·/ [7]) οἱ φαινόμενοι <δ' ἢ> [8]) διά τι φω/ρα-θ[έν]τες ἐρί<ζ>ουσ<ι>ν [9]) ὡς μαι/νόμενοι καὶ φαίνουσι [10]) (10)/[πρ]ὸς κοιν[ω-νία]ς ἀπ' ἀρχῆς/<ὅ>τι [11]) φέροντ[αι ο]ὐχ ὑπὸ τῶν/<ἀρετῶν> [12]), [ἀλ]λ' ὑπὸ τῶν χρει/[ῶν], <ὧν π>αρ<ὰ τῶν φίλω>ν δοκοῦ/<σι τεύξεσθαι> [13]). col. I ist nur in ihrer rechten Hälfte erhalten und auch hier so bös entstellt, daß sich der Wortlaut nicht wieder gewinnen läßt, wenn auch mehrfach Bassis Lesungen ergänzt und berichtigt werden können [14]). Etwas festeren Boden gewinnen wir erst wieder in frg. 3, von dem leider kein Lichtdruck zur Verfügung steht; ich schlage folgende Fassung vor: …..IЄ..N..II……/<ἀπέ>χ<ειν> τῶν ἐλ<ευ>θερ<ίω>ν εἴ<ω>/-<θε>, τῶν <ἄλλ>ων [15]) δ' ἐπιχειρεῖν τῶν/μὲν ὑπερέχειν, τῶν δ' ο<ὐδὲν> [16])/[ἡ]ττᾶσθαι, τοὺς δ' ὑφ' αὑτὸν/ἔχε[ι]ν καὶ τὸν μὲν οὐκ ἔχ<ον>/τ<α δύνα>-μιν [17]) οὐχ ὑποφέρειν·/<δέδιε γ>ὰρ [18]) ἀτιμίαν· τὸν δὲ μὴ/πᾶς ἀ<ναρ>-

1) πως B. ist ausgeschlossen.

2) ὅ[τι] B., ω ist sicher.

3) οὐκ über der Zeile nachgetragen.

4) δ' von B. übersehen.

5) ὑπ[ονοοῦντες?] B.

6) ἤπερ B.; das A scheint mir sicher zu sein.

7) ἀσφαλέστερον δ' εἰπεῖν B.; vor Φ ist C ausgeschlossen, AΠ hinlänglich bestimmt, O unsicher, Λ ist in Wahrheit ein deutliches C; die nächsten Buchstaben sind stark verwischt, ihre Deutung aber kaum anzuzweifeln; besonders klar C vor IN, A und KЄIN.

8) B. sieht nur leeren Raum, also Interpunktion; ich lese noch ganz schwache Spuren des H.

9) ἐνίους B. kann nicht richtig sein, da ein Verbum verlangt wird.

10) ὥσ[τε] μά/[χ]εσθ(αι?)..ωN….διὸ [καί] B.; μάχεσθαι ist ausgeschlossen, MAI ist völlig sicher.

11) [μὲν?] B.

12) [δεόντων] B. gibt keinen Gegensatz zum folgenden χρειῶν. Die Ergänzung folgt aus Aristot. Magn. Mor. 1209b 25 ff., 1210a 31, Eth. Eud. 1236a 13; 1236b 1.

13) χρει/[ῶν] …. AP….. [τῶ]ν δοκοῦ[ν]/[των] …….. B.

14) Wichtig scheint mir in Z. 12 AΠЄNITЄYЄI, wo B. ἀγεννῶς καί liest; das Π ist ganz deutlich und nicht mit Γ zu verwechseln; ebenso ЄNI, auch T, dessen Wagerechte hier wie öfter etwas nach unten gerückt ist. Das πενιτεύειν des Parasiten paßt in den Zusammenhang.

15) …X…TωNЄΛ·ΘЄI..NOI/..TωI…ON B.

16) δὲ B.; der Raum wird damit nicht ausgefüllt.

17) οὐκ Є(C)/I…ἐσ?]τιν B.

18) ….π?]αρ' B.

τᾶ<σθαι κ>αὶ ἐνα<νκα/λίζεσθαι>[1]. Das Subjekt ist natürlich der Schmeichler. Der obere Teil von col. III ist nur in Trümmern erhalten; Z. 1 lese ich <τρ>έφουσι statt ЄΤΟΥC B., Z. 2. 3 <τρ>άπε/ζ<α>ν καὶ statt ΛICO/IKAI B., Z. 3. 4 <ὥσ>τε μά/χεσθαι statt ΤЄΜΗ/ΦΟΝΜ B., Z. 5 <χ>ρεωκοπ[... statt ΤΟΥΤΟΖ B.; Z. 8 ff.: με<τὰ?>/ταῦτα (?) δ' ἐξετ<άσ>αι πάρ<εστι, / τοῦ> χά<ρι>ν πόλλ' ἄπα<ρνα> κε<νολο>(10)/γήσας[2]) περὶ τοῦ προσδέξε/σθαι κόλακας ἀδηλοτέρους / [ἐ]νίοτ' ὄντας καὶ ἐλευθερι/ωτέρους ὑπὲρ τῶν ὁμολο/γούντων καὶ δουλοπρεπε(15)/στάτων ἀποφεύξεις[3]) φέρε<ι κ>ε/χαρισμένω<ς>, ὅσα αὐτὸς ἤ<λ>ί/<θ>ια <πάσχε>ι· περία<λλα> γοᾶι[4])/ἀκα<ι>ρὶ καλε[ῖσ]θαι πρὸς συνεστίας ἤ<τοι>[5]) πιστεύεσθαι (20) / σκευασίαν [τ]ῆς[6]) τραπέζης / <κ>αὶ μάχεσθαι τύφωι ἢ [θ]αυ/[ματ]ουργίαι καὶ πᾶ<σ>αν ...[7]). Das folgende kann ich in keinen Zusammenhang mehr bringen. Gern wüßte man, gegen wen sich diese ganze Darstellung richtet; da in col. IV 15 und X 7 Nikasikrates als Vorgänger und Gegner benutzt und bekämpft wird, liegt es nahe, auch hier ihn als Gegner Philodems wiederzuerkennen; dann wird sein Name in den schwer zerstörten Teilen des Vorausgehenden gesucht werden müssen. Trotz des Spottes, den Philodem über ihn ergießt, werden wir Mitempfinden für den Mann haben, der sich in einer Gesellschaft bewegen muß, die den Philosophen nicht viel höher schätzt als einen Parasiten. Mit Parasiten befaßt sich frg. 4: καὶ κιναίδ<ων> χω/ρὶς μὲν λ<ηφ>θέντες μείοσι συν/φ<ο>ραῖς[8]) περιβάλλουσιν ἢ κό/λακες, οὐχ ἧττον

1) πᾶσα ... ΚΑ ..... ΜЄΝ Α ... B.

2) Der erste Buchstabe kann statt Γ auch Ν oder Τ sein, die folgenden sind sicher, auch das schließende C; της δὲ B.

3) ἀποδείξεις B.; der durch Δ gehende senkrechte Strich könnte ein Schmutzstreifen sein, aber das Υ scheint mir sicher. ἀπόφευξις hier im allgemeineren Sinne »Entschuldigung«.

4) φέρει· τάχα μὲν γά[ρ] ἐλά[τ]τοσιν/[ἐν τοῖς] Περὶ κάλλους ἵνα B.; der Grundfehler besteht darin, daß B. hier einen Hinweis auf die Schrift Περὶ κάλλους sieht, die in col. XI 35 erwähnt ist. Daraus erklärt sich die falsche Lesung ἐλάττοσιν, obwohl vor dem zweiten Τ trotz aller Verwischung Υ deutlich ist. τάχα und γάρ sind ausgeschlossen, ebenso Περὶ κάλλους. Das Α von γοᾶι ist etwas lang ausgezogen, aber deutlich.

5) . C ... καλε[ῖσ]θαι πρὸς συμ/[βουλὴν?]. (Η) .. Є. B.

6) ..... C .. [τ]ῆς B.

7) ... ΠЄ [ἄ]λλων καὶ [θ]αυ/[ματ]ου[ργο]ύν[τ]ων καὶ παρα B.; μάχεσθαι scheint mir sicher; das χ zeigt die charakteristische Form, auch das vorausgehende Α ist so gut wie sicher. τύφωι ergibt sich bei Durchleuchtung der Lichtdrucktafel mit hohem Grad von Wahrscheinlichkeit. ἄλλως ist ausgeschlossen. Für θαυματουργούντων reicht der Platz nicht aus. παρα ist ausgeschlossen; an dritter Stelle steht der untere Teil eines runden Buchstabens, nicht eines Ρ. Daß hinter dem zweiten Α noch ein Buchstabe folgen muß, zeigt schon die Zeilenlänge.

8) καὶ κιναίδο[υ]ς (Α)χωρὶς? [κό]λ[ακ]ες? ἧττοσιν μὲν συμ/φ ...... B.; PIC ist

δὲ κολά/κων εἰσὶ φευκτοί. τοῖς δὲ (5)/πολ<λ>οῖς[1]) καὶ δ<υ>σχερείας εἰσελ/θό<ντε>ς[2]) οἱ πα[ρά]σιτοι προσφέ/ρουσι καὶ δεικνύ[ου]σιν, ὡς οὐ/τε-<τ>ιμ<ή>κασι τὰς ψυ<χὰς> τῶν ἑστι/ώ<ντω>ν ἀλ<λὰ> χρε<ία>ν σίτων/ ἀ<φθόνω>ν. Das Folgende gibt keinen Zusammenhang. In col. IV werden die freundlichen Eigenschaften des Kolax-Parasiten in Gegensatz gestellt zu denen des πρὸς χάριν λέγων und beide von anderen verwandten Typen geschieden[3]): <ἐν ταῖς συνεσ>τίαις τυχὼ<ν>/<ὥν>-περ <ἐφίετο, ἀσ>μενώτατα ἀ/π<ο>λαύειν <ο>ὐ<κ ἄχ>αρις[4])· πλήν ἐστιν/ ε<ὔ>σκ<οπος καὶ μ>ελεδωνὸς καὶ μει/<δι>άμασιν ἔν<ν>ο<ι>αν παρα-τίθησι(ν) ὥσ(5)/<τε> πρὸς <τὰς> ὁμολογίας καὶ συνθέσει<ς>/<κα>λεῖσ-θαι <ἐδ>εατρός[5]). Ἀρίστιππος <δὲ> συχνὰ ἔφη φι/<λεῖν τοὺς> μὲν κόλακας καὶ παρασί/<τους προσδ>έχ<ε>σθαι, πάντηι δ' οὐ/<συζῆν τοῖ>ς[6]) π[ρὸ]ς χάριν λ[έ]γουσιν(10), /<ἀ>λλ' ἑκὰ<ς> ἀπέχεσθα<ι>. ὀ<ρ>θῶ<ς· ὁ γ>ὰρ ὅ<λ>ος/ἀγα<π>ῶν[7]) κἀπαινῶν <κ>αὶ τῶι συμ/φερομένωι αὐτῶι πί<σ>τωσιν

auf dem Lichtdruck sicher; κόλακες durch den Zusammenhang ausgeschlossen. Am Schlusse schlägt B. συμφ[ι]λ[ί]α[ι] vor, aber die Konstruktion ist dadurch gestört.

1) πλεί[στ]οις B.; aber ΠΟ ist deutlich, dahinter der Linksaufstrich eines Λ.

2) τ[ῆ]ς χρείας ἐπελ/θο[ύση]ς B.; das P ist mit blasserer Tinte zwischen den beiden Є oberhalb der Zeile nachgetragen, ebenso mit anderer, dunklerer Tinte das ursprünglich fehlende I von εἰσελθόντες. Das Y von δυσχ. kann höchstens mit Ψ verwechselt werden.

3) Bassis Lesungen machen den Fehler, am Zeilenanfange bis zur Hälfte der Kolumne 1—2 Buchstaben zu übersehen, die stark verwischt, aber doch noch erkennbar sind.

4) ΠΟ .... (Ο)Ν .. Μ ΑϹ .. / ΠЄΡ .... ΤΟ διὰ τὰς ἀπο/λαύσει[ς ἕ]κ[α]στα B.; die Lesungen sind sehr unsicher, doch wird der Sinn im allgemeinen richtig getroffen sein.

5) ὅτ' [ἄξιοι] μείζονος καὶ μεί/ζο[νς ο]ἱ π[αρ]άσιτοι· τίθησιν (γὰρ)/ἡ συνήθεια τὰς π[ρο]ση[γ]ορί/ας. Ὁ δὲ πρός B.; hier ist μείζονος ausgeschlossen; möglich wäre εὔζωνος, aber das Z ist nur scheinbar, da die obere Wagerechte nur der lang ausgezogene Verbindungsstrich des vorausgehenden Є ist. In Z. 6 ist anfangs geschrieben ΛΟΓΙΑϹΥΝΘЄϹЄΙ; oberhalb der Zeile, beim ersten I beginnend, ist nachgetragen: ΙΑϹΚΑΙϹΥ. In der nächsten Zeile ist entscheidend, daß πρός ausgeschlossen ist; deutlich steht da ein T, davor A, davor undeutlich Є; ein I oder Π ist ausgeschlossen.

6) (ὁ δὲ πρὸς) χά[ρ]ιν λέγων/[ἤτοι τι]ς κόλαξ ἢ παράσι/[τος προ]γ[ει]κᾶι πάντως οὐ/[τοῖς] B. im wesentlichen nach Crönert, Kolotes und Menedemos S. 182; die entscheidende neue Lesung beruht auf dem oberhalb der Zeile, mit dem A von ἐδεατρός beginnend, nachgetragenen Ἀρίστιππος; hiervon am deutlichsten ΠΠ über (Δ)ЄϹ(ΥΧΝΑ), dahinter Ϲ und ganz undeutlich noch einmal Ϲ; die vorausgehenden Buchstaben z. T. nur noch am Eindruck der Feder kenntlich, am besten Ϲ, dann ΤΙ. Die Lesung χάριν ist ausgeschlossen; ΥΧΝΑ ist unverkennbar. Dann Є oder Θ, dann P oder Φ, dann deutlich H, dann P oder Φ und I. Z. 8 steht ΚΟΛΑΚΑΙ ΠΑΡΑϹΙ und oberhalb der Zeile, beim ersten A beginnend, ΚΑϹ. Z. 9 ist die Lesung am Zeilenende unsicher; klar ist ΠΑΝΤ, das Folgende undeutlich bis auf Y.

7) ἀλλ[ὰ] σχεδὸν πᾶσιν .. ΟΥΜѠ/ΤΑ .. ΙΝ B.; hier ist übersehen, daß der

<δι>/δοὺ<ς> ἀνιαρ<ό>ς [1]). μόνα ταῦτα δ' ἐ/θεώρησε [2]) Νικασικράτης. ὁ <δὲ> εὐφυ<ὴς ἁ>δρωτέρωι τωι ἤχωι τ<ῶν> / ῥημάτων ἀφέστηκεν [3]). καὶ ὁ / προστροχαστὴς [4]) δὲ ἔτι μᾶλ/λον ἀφέστ[ηκ]ε τότε· μὲν ἐπὶ / ταὐτὸ τῶι [πρ]ὸς χάριν λέ(20)/γοντι φερόμενος, ἔστιν δ' ὅ/τε με[τ]' ἀγεννείας καὶ ταπει/νώσεως καὶ σάσεως [5]) ὑποπεί[πτων τιν]ὰς ἐν ταῖς ἀπαντή/[σεσιν καὶ] προσο<μ>ιλ<ία>ις [6])· ὁ(25)/<δ' αἴτης? μ>αχλοσύνηι καὶ τῶν / <τρόπων> αἱμυλίαι διαφέρει <λέ/γων μετ'> ἐμφάσεως ἐπιθανεῖ<σ/θαι τῶι ἐραστῆι>? [7]). Es folgt eine neue Spielart: der Politiker. Ein glücklicher Zufall hat den Schluß der col. IV und den Anfang des frg. 5 so erhalten, daß der unmittelbare Anschluß gefunden werden kann: (col. IV 29) <ὁ δὲ πολ>ιτικε<υ/(frg. 5)όμε>νος ἀ<ποφάσκει μηδενὶ πώπο>τέ τινος χάριν ὑπ<ο-

Schreiber selbst unterhalb der Zeile, beim zweiten Λ beginnend, ЄΚΑ<C> nachgetragen und durch einen Pfeil als Einschub kenntlich gemacht hat. Der Schluß der Zeile ist unsicher, der Sinn aber m. E. richtig gefunden.

1) [κ]ἂν μὴ συμ/φέ[ρ]ηι μηδ' αὐτῶι π[α]ρῶσιν [ἀ]λ/λ' οὐ πάντως B.; das Η von συμφέρηι ist ein deutliches Ο; das Ρ von παρῶσιν kann nur Τ oder Γ sein. Daß Philodem sich auch sonst mit Aristipp von Kyrene auseinandersetzt, hat Crönert, Kolotes und Menedemos S. 19, ausgeführt. Das Bild, das hier von ihm entworfen wird, paßt zu dem, was wir sonst von ihm kennen; vgl. Diogenes Laert. II 88: εἶναι δὲ τὴν ἡδονὴν ἀγαθόν, κἂν ἀπὸ τῶν ἀσχημοτάτων γένηται, eb. 91: τὸν φίλον τῆς χρείας ἕνεκα, eb. 74 f. Verkehr mit Hetaeren.

2) Das Є am Zeilenschlusse ist sehr verwischt, aber doch so deutlich, daß α ausgeschlossen erscheint; das folgende bis auf Θ unsicher; κα/θά[π]ε[ρ] ἔφη B. im Anschluß an Crönert.

3) ὥ[σ]/τε π[ο]ρρώτερον ἤ[δ]η τῶν [εἰ]/ρημ[έ]νων ἀφεστηκένα[ι] B.; für ΤЄΠΟΡ ist der Anfang der Zeile zu lang, Ρ am Schlusse ausgeschlossen; es scheint erst ЄΥΦΑΗC geschrieben gewesen zu sein, Α ist dann durch darüber gesetztes Υ, das jetzt allerdings fast wie Χ aussieht, verbessert. Δ ist schwach, aber deutlich lesbar; ganz klar ist das letzte ω von ἁδρωτέρωι; ebensowenig kann das Χ von ἤχωι mit Τ verwechselt werden, der runde Doppelfuß und die Verbindung mit dem folgenden ω spricht dagegen. εὐφυής = βωμολόχος, vgl. Lexika; ἁδρός im Sinne der Rhetorik; Komparativbildung mit ω statt des gewöhnlichen Ο darf nicht stören. Hinter ἀφέστηκεν bleibt nur der Raum für καὶ ὁ; αι findet keinen Platz mehr.

4) Links oberhalb von προστροχαστής steht διπλῆ ἀπερίστικτος καθαρά mit ὀβελός verbunden, hier offenbar πρὸς τὴν ἅπαξ εἰρημένην λέξιν.

5) φάσεως B.; aber das Φ erscheint nicht in der kräftigen Form, die es sonst in unserem Papyrus immer hat, und C ist wahrscheinlicher. σάσις ist regelrechte Weiterbildung von σαίνω, bisher nicht belegt; aber unsere kleine Schrift enthält mehr als ein ἅπαξ εἰρημένον.

6) π]ροσ[α]λε[ί]ψεσιν B. nach Crönert; das zweite Ο ist sicher.

7) ὁ / [κόλαξ? μ]ᾶλλον ἐ[γ]γί[ζε]ι τού/[του· τοῖς] αἱμύλοις δὲ κἂν ΤΟ / . . . . ΗC πολὺ π[λὴ]ν τοῖς ἀνε/[λευθέροις? B.; der grundlegende Fehler besteht darin, daß das ganz deutliche Χ von μαχλοσύνηι mit λ verwechselt ist; in der folgenden Zeile ist πολύ ausgeschlossen, ΦΑ sicher; der nächste Buchstabe nur scheinbar Υ, in Wahrheit C.

σχ>έσ<θαι ἢ τῆι> / πόλει καὶ πολιτείαι παντελῶς / <δ' ἐ>πὶ κοινότερα φέρεται· κα<ὶ> / <ἀ>ποχρωμένων ὑπισχνεῖτα<ι> (5)/ φροντι<εῖν, ὅπως μὴ κ>όλακες ἔφεδ<ροι> / ἢ δ<ε>κτικ<οὶ ῥήτορ>ες εἰσδύωνται / π<ρ>οπεἰν<οντες τὰ τ>ῆς πόλεως· συνε/παινούν<των δὲ ἰ>σχ<υρῶς καὶ> [συν]ε/χῶς ὠφε<λήσειν τ>ὸ τῶν πολλῶν (10)/ συμφέ<ρο>ν κ<ἀγαθόν,> τοῖς δὲ π<λ>ουσί/οις ἐπιπεσεῖ<σθαι ὡ>ς ἄφθον' ἔχουσιν [1]). Mit dem Rest kann ich nichts anfangen; meine Ergänzung ist ein erster Versuch, den andere bessern mögen, der Sinn ist im großen und ganzen richtig getroffen. col. V führt den Abschnitt gleich in der ersten Zeile zu Ende; mit Z. 2 beginnt ein neuer Teil. Der Lichtdruck zeigt leider ein sehr dunkles Blatt mit stark verwischter, vielfach ganz zerstörter Schrift, sodaß jede Lesung ohne stete Vergleichung des Originals sehr unsicher bleibt. Trotzdem muß der Versuch gewagt werden, wenigstens den Sinn wiederzugewinnen. Ich lese: ὁ δ' ἀσχη<μονῶν ἐπιθ>υ<μεῖ πρὸς σ>υνε<σ>/τίας πάσ<α>ς καλε<ῖσ>θα<ι καὶ τὰ> / πολλὰ ὑ<ποδέ>χεται <τ>ῶ<ι καλέσαντι πα>/ρακεῖσ<θ>αι· <π>ο<λλῶ>ν παρ<όντων δ'> (5)/ αὐτὸν <ψη>λαφῶντ' ἀκαιρὶ πά<σ>/χει ἑαυτὸ<ν κ>αὶ ἐφ<απτό>μενον [2])· <σο>/φῶς δ<ὲ> φράτορα <το>ῦ ἐστιάσαν/τος ὀν<ομάζων> ἐ<αυτὸν παρ>/έχει χειρόμακτρον, ἐν ὧι ἐμψᾶται, (10)/ εἰσυλίσ<α>ι [3]). ἐπὶ λυχναψιῶ<ν δ' ε>ἴωθε/......... εὑδ<ῆσ>αι κοιμη<θεὶς ἐπὶ>/<τῆι κλίνηι> μάλιστα δ' ἰδιω<τε>ύει ἐν/<ἐκκλησίαις καὶ θ>εάτροις ἀ<ώ>ρως δει/κνύμ<εν>ο<ς τὴν ἀπρ>επέσιν <ἐ>ν κώεσιν(15)/ ἀναγωγ<ίαν> καὶ τὴ<ν ἀγ>έννειαν. / σύνηθε<ς δ'> αὐτῶι καὶ ... [4]). Mit dem Folgenden ist ohne Nachvergleichung des Papyrus nichts Ordentliches anzufangen; Bassis Lesungen werden hier anscheinend ganz sicher, stimmen aber mit dem Lichtdruck nicht so überein, daß irgend welche Sicherheit gewonnen

1) B. liest: .....ΝΟϹ (Α)........../.Є τινος χάριν ΚЄ...ϹΓ./.Ϲ δὲ καὶ γοητεία παντελῶς / ἐπὶ κοινότερα φέρεται κα/τ[α]χρωμένων μὲν ἡμ[ῶ]ν / ἀ[ν]ισότ[ητι?]... ΚѠ...ΔЄΔΙ / Η.Τ.... κόλακ?]ες εἰσδύωνται / (Π).ΟΙ..... π]ιθ[α]νῶς [το]ὺς (Γ)Ι/ (Η)Є.(Ο)ΝⱵ...ΛΛΟ.ΡΙ [συν?]ε/χῶς..Λ..ΚΑ...ЄΙ..ѠΝΤ..μὴ / πεισθ[....] Λ.... ΑΝЄΙ..οὐ / τὸ προσφ[έρειν? κ]αί τινες τῶν / κ[ολάκων?]... ΙΑ...Λ..ΤΑϹ.

2) σχον [...]............... ἔφησεν καλεῖσθαι πρ[ᾶγμα?] / ὡς ἐστ[ι τ]ὸ βουλ..] Μ... [ἀρε?]/σχειν ΑΥΤЄ....ΝΠ....../ ὡς ἄρι[σ]τα π[ά]ντα καὶ λέγο[ν]τι καὶ πρ[άτ]τοντι ΜЄ..... B.; statt ἀκαιρί hat erst ΑΚΑΙΡЄ dagestanden, dann ist das Ι durch das Є hindurchgezogen; hinter ψηλαφῶντ' ist oberhalb der Zeile ein deutlicher, nach links offener Bogen, der den Ausfall des Schluß-α andeutet, weil hier ein falsches Lesen besonders nahe liegt.

3) ΦЄΙϹ...... Ρ(Ѡ)ΥϹЄΙΝ φασιν / δὲ ..../ προχείρου αὐ[το]τελοῦς [εὐ/β]ούλο[υ] B. εἰσυλίζειν »sich die Nase darein schnäuzen« ist neu; ὑλίζειν bei Kratinos frg. 98 M. wird damit gegen jeden Angrift gesichert.

4) καὶ λ[έγει]ν ΠΟΘ.../...... βούλ[ετ]αι ΚΟΜ.../...... μάλιστα διὰ τη.../ .... πρ]άξεως Χ...../..... ΗΠ..ἐγὼ ΔΙΗ...../. (Η)ΜЄΝѠ[ν] πε[ρι]έπεσον ΙΝ./..ΑΦѠ....ΓΑΤΙ (ΔЄ übergeschrieben)..ΚΟΝ.../ συνηθε[ια... B.

werden könnte. Festen Boden bekommen wir erst in frg. 6 wieder unter unsere Füße, wo Philodem den ganzen Abschnitt περὶ ἀρεσκείας aus Theophrasts Charakteren ausschreibt[1]). Offenbar ist die Auseinandersetzung über den ἀσχημονῶν schon am Ende der Kolumne V von der über den ἄρεσκος abgelöst worden; denn frg. 6 ist in sich ganz einheitlich. Die Ueberlieferung unserer Theophrasthandschriften geht auf eine schon ziemlich verderbte Handschrift des 10. Jhd. zurück; der Abschnitt περὶ ἀρεσκείας ist nur in den beiden Parisini A und B (10. Jh.), einigen jüngeren Hss. und dem Münchener Auszuge (15. Jhd.) erhalten. Wenn wir hier den Text des 1. Jhd. vor Christus zum Vergleiche gewinnen, so ist das nichts Geringes[2]). § 2 wird Schneiders Vermutung bestätigt, der hinter ταῖς χερσὶ einschob ἐπιλαβόμενος, denn P gibt ταῖς χερ<σί>ν ἐπι/λα<βό>μεν<ος>[3]). Wenige Worte weiter geben unsere Hss. μικρὸν προπέμψας, P dagegen μέχ<ρι> ἐπ' ο<ἶκ>ον προ<π>έμ<ψας>[4]); die neue Lesung ist offenbar vorzuziehen, weil sie das Wesen des ἄρεσκος besser hervorhebt. Dann heißt es in den Hss., denen B. folgt, πότε αὐτὸν ὄψεται, P hat aber πό<τε> αὐ<τὸν ἐπ>όψε/ται, denn der Raum zwischen Υ und Ο ist für ΤΟΝ zu groß; ἐφορᾶν ist hier im Sinne von ›besuchen‹ gebraucht. § 3 liest B. entsprechend den Hss. δίαιτα[ν μὴ μόνον ὧι] / πάρεστ[ιν]; P gibt δίαιτα<ν μὴ> μ<όνο>ν τούτωι ὧι / πάρεστ<ιν> und betont damit in wünschenswerter Weise den Gegensatz. Pauws Vorschlag κοινός τις εἶναι zu lesen, wo AB κοινὸς εἶς εἶναι, die jüngeren Hss. κοινὸς εἶναι geben, wird bestätigt; P gibt κοινός τ[ις]. § 5 steht wie in den jüngeren Hss. κε[λε]ῦσαι, wo AB κελεύσει lesen. Dann προσαγ<αγό>μενος mit den jüngeren Hss. gegen προσαγόμενος in AB, denen B. folgt. Dann wird καθίστασθαι unserer Hss. gegen Cobets Vorschlag καθίσασθαι bestätigt. Statt des εἰσιόντα unserer Hss. gibt P das gleichwertige εἰσελ[θόν]τα. Nach der Zeichnung hat P vor θλιβόμενος das in den Hss. stehende und den konzessiven Sinn des Partizips gut verstärkende ἅμα ausgelassen. § 6 steht in P καὶ πλείστου [δὲ ἀποκείρα]/σθαι[5]), während unsere Hss. πλειστάκις bieten; die neue Lesung kann nur bedeuten: ›er läßt sich das Haarschneiden sehr viel kosten‹, ›er geht zum teuersten Haarschneider‹; offenbar ist es das Richtige. § 7 προσέρχεσθ[αι klingt gewöhnlicher als das προσφοιτᾶν unserer Hss., wird

1) Die Entdeckung wird Crönert, Kolotes und Menedemos S. 182, verdankt.

2) Bassis Lesungen lassen sich hier vielfach noch sehr ergänzen; col. VI beginnt übrigens 9 Zeilen früher, als der Druck angibt.

3) τα[ῖς] χε[ρ]σ[ὶ] / [λαβ]ό[με]ν[ος] B.

4) μικ[ρ]ὸν ἅμα προ[πέμψας] B.; der Raum ist für ΚΡ reichlich groß; Ε ist sehr deutlich; Ν dahinter ausgeschlossen; vgl. Theophrast Char. VII 6: καὶ τοὺς ἀπιέναι φάσκοντας δεινὸς προπέμψαι καὶ ἀποκαταστῆσαι εἰς τὰς οἰκίας.

5) Auch durch die Zeichnung gesichert.

also nicht das Ursprüngliche sein. Das in den Hss. vor ἔφηβοι ausgelassene οἱ steht richtig in P. Die verdorbene Stelle in § 8 findet leider keine Aufklärung, da der Papyrus an der entscheidenden Stelle hoffnungslos zerstört ist. Ich schlage vor: καὶ ἀγο]/ράζε[ιν] <αὐτῶι> [μὲν μηδέν,] / ξ̣έ[νοις δὲ] <τὸ βαλάντιον χρῆσαι·> [καὶ] / λ̣ακω̣[νικὰς κύνας εἰς Κύζι/κον πέμπειν καὶ μέλι Ὑμήτ/τιον εἰς Ῥόδον. Hier stammt αὐτῶι von Stephanus; AB und ihnen folgend Bassi lesen αὐτόν, obwohl αὐτός nötig wäre und der Gegensatz ξένοις den Dativ herausfordert; dann geben AB ξένοις δὲ εἰς Βυζάντιον ἐπιστάλματα [1]), während der Münchener Auszug ξένοις δὲ συνεργεῖν schreibt; πέμπειν, durch die Zeichnung gesichert, steht nur in den jüngeren Hss., in ihnen fehlt ἐπιστάλματα; der Fehler ΔΕΙCΒΥΖΑΝΤΙΟΝ statt ΔΕΤΟΒΑΛΛΑΝΤΙΟΝ ist durch das folgende εἰς Κύζικον und εἰς Ῥόδον entstanden. Die jüngeren Hss. haben also mit AB die Verderbnis geteilt, aber das richtige πέμπειν erhalten; AB hat in ἐπιστάλματα eine Konjektur aufgenommen, der Münchener Auszug den Sinn richtig wiedergegeben, aber vermutlich ohne Kenntnis der richtigen Lesart. § 9 wird die Vermutung von Edmonds, der hinter τῶν σκολιῶν den Artikel τῶν einschiebt, nicht bestätigt. Weiter lese ich: καὶ <α>ὐλαία̣ι̣ <Πέρσ>ας ἐ̣ν̣/υ̣φα̣σ̣μέ̣νου̣ς καὶ̣ <παλ>αιστ̣ρ<ί>/δ̣ι̣ο̣ν̣ κόνιν ἔχον̣ κ<αὶ σφ>αι/ρισ̣<τ>ήρ̣ι̣ον. Hier bieten die Hss. einschließlich des Münchener Auszugs αὐλαίαν ἔχουσαν Πέρσας ἐνυφασμένους, B. liest [α]ὐλαία[ν Πέρσ]ας ἐ/[νυφασ]μέν̣[ην]; sollte in P wirklich αὐλαίαν stehen, so müßte ἔχουσαν ausgefallen sein, da an der Endung ους kein Zweifel möglich ist; aber das ἔχουσαν vor dem folgenden ἔχον macht mich doch stutzig, sodaß ich trotz der leisen Inkonzinnität meine Lesung für die richtige halte. Statt παλαιστρίδιον bieten die Hss. αὐλίδιον παλαιστριαῖον; da ist αὐλίδιον offenbar aus αὐλαίαι durch Dittographie entstanden; παλαιστριαῖος ist schlechte Bildung, wie der Vergleich παλαιστιαῖος zeigt, παλαιστρίδιον dagegen vortrefflich [2]). § 10 steht wie in AB <πε>ριών. Dann nicht χρ]ω[ννύ]ναι, wie B. liest, sondern <χ>ρ̣η<ν>ν̣<ύ>ν̣αι, wie Foß aus χρὴ νῦν ἀεί der Hss. richtig erschlossen hat. Dann fehlt das in den Hss. stehende τοῖς φιλοσόφοις, das wir in diesem Zusammenhange gerne missen können. Dann lese ich τ̣οῖς σο[φιστα]ῖς, τ̣ο̣ῖ<ς ἐ>/π̣ὶ θ̣έ̣α̣ι̣ ὁπ̣λ̣<ο>μά̣χ<οις, το>ῖς ἁρ/μο̣νικο̣ῖς ἐν̣[επιδείκ]ν̣υσθ̣[αι] [3]). Das Folgende lautet in P so: καὶ αὐτ̣ὸ̣ς

1) ἐπιστάλματα »*aut excerptoris novicia vox est aut corrupta*« Diels.

2) Das Wort erscheint jetzt auch in Pap. 418, 7 des 4. Bd. der *Publicazioni della Società Italiana* (1917).

3) [τ]οῖς σο̣[φιστα]ῖς, / τ̣ο̣[ῖς] ὁπλ̣[ο]μ̣ά̣[χοις, τοῖ]ς ἁρ/μ̣[ον]ικο[ῖς ἐ]ν[επιδείκν]υ̣σθ[αι B., aber hinter σοφισταῖς/ ist Τ̣ΟΙ noch sichtbar; am Anfange der nächsten Zeile ist für ΤΟΙC der Raum zu groß; ich sehe zwei Senkrechte, dann die obere Hälfte eines Θ mit der Wagerechten, dann Є und undeutlich ΑΙ; ὁπλομάχοις allein

ἐν <ταῖς ἐπιδείξ>ε/σιν <ὕ>στ<ε>ρο<ν> ἐπει<σιέναι πάν>των / συνκαθορᾶν ἐχόντ<ων, ἵνα εἴπ>ηι / <τις> τῶν θεωμένω<ν, ὅτι τ>ού/του ἐστὶν <ἡ π>αλαί<στρα>[1]). Damit ist eine alte Verderbnis unserer Hss. endlich beseitigt, die auf der Auslassung einer Zeile beruht; dort heißt es: καὶ αὐτὸς ἐν ταῖς ἐπιδείξεσιν (so die jüngeren Hss., ἀποδείξεσιν AB) ὕστερον ἐπεισιέναι (Foß, ἔπεισιν ἐπὶ Hss.) τῶν θεωμένων πρὸς τὸν ἕτερον, ὅτι κτἓ. Diels hat im Anschluß an Foß die Verderbnis dadurch zu heilen versucht, daß er zu ἐπὶ ergänzte τῷ τὸν ἕτερον εἰπεῖν. Aber dies ἐπί ist, wie sich jetzt herausstellt, offenbar nur aus einer Korrektur entstanden; im Archetypus unserer Hss. hat offenbar einst gestanden: ΕΠΕΙCΙΝΤΩΝ (mit übergeschriebenem ΕΑΙ). πρὸς τὸν ἕτερον ist gut, aber nicht notwendig. — P bietet also einen weit überlegenen Text: eine Verschlechterung gegenüber dem unserer Hss. ist an keiner Stelle sicher nachweisbar, dagegen an 12 Stellen eine Verbesserung, darunter eine so einschneidende wie die am Schlusse. Die drei sicheren Stellen, an denen P mit den jüngeren Hss. gegen AB zusammengeht (κελεῦσαι P recc.: κελεύσει AB und προσαγαγόμενος P recc.: προσαγόμενος AB, πέμπειν nach Κύζικον P recc.: fehlt AB, die dagegen ἐπιστάλματα nach Βυζάντιον einschieben), genügen nicht, um die alte Streitfrage nach dem Verhältnis der jüngeren Hss. zu AB sicher zu klären; aber die Wahrscheinlichkeit, daß sie eine von AB unabhängige Ueberlieferung erhalten haben, wächst. Daß P eine so ungleich bessere Ueberlieferung gibt, liegt daran, daß Theophrasts Charaktere nicht der philologischen Kritik der Alexandriner unterworfen worden sind. In einem, dem wichtigsten Punkte stimmt aber die Ueberlieferung der Hss. mit P überein: der Abschnitt § 6—10, der von vielen Kritikern in den περὶ μικροφιλοτιμίας eingeschoben wird, steht in P an derselben Stelle wie in den Hss.; der Begriff der ἀρέσκεια ist also umfassender, als wir anzunehmen gewöhnt waren. Das wird eine Warnung sein für alle Versuche gewaltsamer Umstellungen. Daß Philodem sich nicht scheut, ein ganzes Kapitel aus Theophrast wortwörtlich anzuführen, ist nicht gerade ein gutes Zeichen seiner literarischen Fähigkeiten.

Der Rest der col. VII ist so arg zerstört, daß ein Zusammenhang von mir nicht gefunden ist. col. VIII 2 ff. lese ich dagegen wieder zusammenhängenden Text: εὐ/δαιμονίζει[2]) <δεό>μ<ενος> ἐπ<αι>/σθάνεσθαι

füllt den Raum nicht aus. ἐπὶ θέαι fehlt in den Hss.; ἐνεπιδείκνυσθαι entspricht dem von Cobet verlangten ἐνδείκνυσθαι; die Hss. lesen ἐπιδείκνυσθαι.

1) ἐπει[σιέναι ἤδη] / συ[γ]καθη[μέ]νω[ν ἵ]ν' ε[ἴπηι/τις] τῶν κτἓ B.; συγκαθημένων ist ausgeschlossen, ΟΡΑ unverkennbar, ebenso der untere, lang hinabgezogene Teil des Τ von ἐχόντων; der Raum nach συνκαθημένων wird von ἵν' εἴπηι nicht ausgefüllt.

2) Subjekt ist der Schmeichler, Objekt τὰ παιδία des Umschmeichelten. Ist ganz oben in col. VIII τὰ παιδ<ία> zu lesen?

ἤτ<ο>ι ἐφάπτεσθ<α>ι, / <ὡς> εὔτροφά ἐ<σ>τιν [1]). ἐγγὺς ἐχό/μενον χρὴ ἀφορίζειν τ<ὸ>ν(5) / ἄπαισιν προσέχοντα ἢ κλ<ηρονό/μοις> [2]) οἰκείο<υς> αὐ<τ>οὺς ἐνκωμι<άζο>ντα καὶ καλά τινα προπέ<μ/πο>ντα.[3]) ἐκπόματα ἤ τι πορν<ί(10)/διον> εὔμορφον ἢ ἀθερίνην εὔ/<χυλο>ν, μάλιστα <δὲ> τὸ μὴ παι<δ>ο/<ποεῖ>ν ἐπιγανοῦντα [4]). τὰ δὲ / [τοι]αῦτα παρακολουθεῖ τοῖς/[ἀρέ]σκοις, εἰ καὶ μὴ πανταχοῖ,/(<ἀλλά τοι>) [ποτ]ὲ καὶ πρὸς τινάς [5]). ἀρεσκευ[ό]μεν[οι] δ' ἀνάπ[τ]ονται πρὸς / πολλούς, παρ' ὧν οὐθὲν [6]) ἔχου/σιν ὠφέλιμον [7]). οἱ δέ τινες τῶν ἀ/ρεσκόντων ἐπιγά<μοις> κλη/ρουχικαῖς ἐνφυτεύουσί τινα(20) / ἀνελεύθερον, ὃ<ς> οὐκ ἄξεται/γυνα<ῖ>κ' αὐτήν, <κ>α<ὶ> ἀδυνατοῦν/τα <τ>ίνει<ν τ>ὰ χ<ρέ>α [8]). ἀρεσκεύον/ται δ' ἔτι το<ὺς χρ>εω-<σ>τουμένους συ/σπουδάσ<αντ>ες <τὰ> ἐνκλήμα(25)/τα ἐνκα<λεῖν τ>οῖς ὀφ<λισ>κ<άν>ουσι [9]). κα<ὶ> πά<σ>ας <τὰς> εὖ ἐχούσας ὑποπί/πτ<ο>υσι κα<ὶ ἀ>ρεσκεύ<οντ>αι [10]). Die nächste Zeile ist wieder zu sehr zerstört, um auch nur Wörter zu gewinnen. Wie die vielen Punkte zeigen, ist die Lesung des sehr dunklen und stark verwischten Blattes an vielen Stellen nicht ganz sicher, der Sinn und Zusammenhang aber m. E. klar; Bassis Lesungen sind mir nicht verständlich. Vom folgenden frg. 20 fehlt leider ein Lichtdruck, sodaß eine Nachprüfung des von B. gegebenen und in dieser Gestalt unlesbaren Textes nicht möglich ist. Festen Boden gewinnen wir erst wieder in col. IX. Der ἄρεσκος findet nicht überall das Entgegenkommen, das er erwartet; ich lese: τοῖ<ς ἀπε>χθομένοις μέ<μ>φε<σθα>ι / δυσ[μέ]νειαν καὶ ἀν<ο>-

1) .... ΟΥΔ ...... / λογ[ι]εῖσθαι / .... / ... Υ ..... B.

2) Das Λ kann nur mit Α verwechselt werden; von den beiden folgenden Buchstaben sind nur die Füße erhalten, die zu ΗΡ passen. In der folgenden Zeile deuten die erhaltenen Spitzen auf ΜΟΙ.

3) Am Zeilenschlusse steht ΠϹ., sodaß ΤΙ ausgeschlossen ist. προπέμπειν hier in demselben Sinne wie bei Theophrast Char. XXX 19: ἵνα μὴ προπέμψηι προσφοράν.

4) [προσ]ηγορού/μενον καὶ μακαρίζειν τοὺ[ς] / ἅπασιν ἀρέσκοντας κα[κεῖ?]/νο δοκεῖ? .. Α. τοὺς ἐνκωμι/άζοντας [ἢ καλά τινα προτι/μῶντας ὑποπαραιτεῖσθαι. / κἂν εὐδοκιμΗϹ, ΛΘΕΡΙΔΗΙ .. / τε καὶ μάλισθ' ὑπὸ καλῶν πα[ρ]/ὰ δό[ξα]ν θιγγάνειν .. B.; die unterstrichenen Buchstaben stehen auf einem kleinen Fetzen, der auf der Lichtdrucktafel nicht abgebildet ist.

5) τὰ δὲ / τοιαῦτα παρακολουθεῖ τοῖς / ἀρε[στ]οῖς [εἰ] καὶ μὴ πάντα τοι(αῦτα) / ποτε καὶ πρός τινας B.

6) Zum Gebrauch der Aspirata vgl. Crönert Mem. Herc. S. 155; vgl. auch p. 1050 XII 28, XVI 1.

7) ἀρεσκευ/όμ[ε]ν[ο]ι δ' ἀνάπ[τ]ονται πρὸς / πολλοὺς παρ' ὧ[ν] οὐδὲν ἐσ/τιν ὄφελος B.

8) ἐπὶ δὲ τιμωρίαι? [τι?]/νες Δ.ϹΕ...ΕΝ .... κα[κὴ?] / τύχη καὶ συμφο[ρ]ὰ καθ[άπερ?] / ἀνελευθέ[ρ]ων [πα]ίδων ἢ / γυν[αικ]ῶν κ[α]ὶ τ[ῶ]ν ἀδυνατω/τάτων ἐσ[τὶ τὸ] B.

9) ἀρέσκειν / ἄλλως τε [καὶ] λειπόμενον / ὑπὸ διαφ[ερόν]των καὶ ἐναν/τίων ΚΑ .. ΛΟΝ. χάριν του B.

10) ΚΑΠΑϹΙΑϹ .... / ... ὁ κό[λαξ] ἀρεσκεύεσθαι B.

μ<ιλία>ν / κα<ὶ ἐπ>ιμαρτύρεσθ<α>ι θε<ο>ύς, ἅστι/νας πάσ<χε>ι ὀλιγωρίας καὶ ἀχαρι/στίας ἀπορ<ε>ῖν παυομένων(5) / οὓς ἐφιλανθρώπ[ε]υεν [1]), καὶ κα/τάγνωσιν ἐπιφέρειν καὶ ὑ/πὸ τῶν ἀσχημοτέρων, ὑπὸ / δὲ τῶν σπουδαίων [κ]αὶ κα<τ>ά/<γ>ελων καὶ χλευασμοὺς καὶ ἔ<σ/τι>ν ὅτε καὶ πληγὰς καὶ λακ(10)/τισμούς, πάλην ἐπιδεικνύ/ειν <κελε>υόντων καὶ ὁπλο/μα<χίαν οὐ>δ' ἀναδεξομέ<νων> / θαυ<ματουρ>γὸν γελωτοποιοῦν(15)/τα κἀναιδευόμενον πρὸς αἰσ/χρὰς ὀρέξεις ἀφροδισιακὰς / καὶ ἀσθενοῦντα μὴ οὐ πρὸς / ἐκεῖνα καὶ ταῦτα χορηγεῖν [2]). Es folgt die Begründung, warum die ἀρέσκεια so üppig ins Kraut schießt [3]): δοκεῖ δὲ καὶ τῆι ἀ<ρεσκ>είαι (20)/ ἐχυρὰν ἐφέδραν τρέφε<ιν> ἡ / ἀμεινόνων ἀπορία δυσαρε/στ<ησο>μένων τὸ διὰ τούτων [4]). ἐν<ίοι>ς δὲ καὶ διὰ <μ>ίσου<ς> τῶν / ἀ[ρ]εσκευομένων παρέχει τὸ(25) / προσαγωνίζεσθ<α>ι ἀρέσκοις / χάρμα [5]), der Rest ist unleserlich. frg. 21 malt die Schäden, die den ἄρεσκος selbst treffen; da die σπουδαῖοι nichts von ihm wissen wollen, ist er genötigt πα<ρὰ τ>οῖς εὐ[τε]λέσιν / <κ>αὶ τοῖς π<ενιτεύου>σιν κα<ὶ το>ῖς /<φ>αύλοις φιλ<οδ>οξεῖν ὥστε / πάντα κακὰ <σ>υμβαίνειν [6]) · / [π]αρακολουθεῖ δὲ κακία (5)/ τοῖς καλλωπισταῖς καὶ / τοῖς ἀλαζόσιν καὶ τοῖς / <ἐ>λαφροῖς καὶ μικροκενο/σπούδοις [7]). δυσ<χ>ερῆ μὲν οὖν / ταῦτα καὶ παραπλήσια ἀκο(10)/λουθεῖ τοῖς ἀρέ<σκοις>, εὔχρη/στον δὲ ἤτοι [ἀγαθ]ὸν [ο]ὐδέν [8]). Die letzte Zeile ist zerstört. col. X bringt den Abschluß dieses Teiles [9]); trotz der scheinbar so sicheren Lesungen ist es mir nicht gelungen, einen richtigen Zusammenhang zu finden. Deutlich ist, daß hier einmal der schon erwähnte Nikasikrates gelobt wird, weil er einen Ausspruch

1) δυσ[με]νείας καὶ μ[ᾶ]λ[λον ὑπὲ]ρ/Κ(Λ)..ΙΝ..Π ΙΥΙΧΑ·(Ν)Ο(С)..Ω. [ἀ?]/γνοίας (καὶ?) ὀλιγωρίας καὶ ἀχαρι/στίας ὑπὸ τῶν πλείστων παρ'/οὓς ἐφιλαν[θρ]ωπ[ε]ύθη B.

2) [κ]αὶ παν/τελῶς καὶ χλευα[σ]μοὺς κα[ὶ]/[κ]ατεισαγω[γ]ὰς καὶ μυκτη/ρ[ι]σμοὺς πάλιν ἐπιδεικνύ/ειν β[ουλ]ευόντων καὶ θ[α]υ/μα[τουργοῦν]των τάδε μεγάλως/ЄΝ....... ΟΝΤΩΝ ποιοῦντα καὶ παρασχεῖν ἰδεῖν πολ/[λ]ὰς ὀρέξεις κα[λὰς] καὶ ἀναγ/καίας οὐ δυναμένου πρὸς / ἐκεῖνα καὶ ταῦτα χορηγεῖν B.

3) Die scheinbare Paragraphos über δοκεῖ ist nur das Ende eines langen Schmutzstreifens, der weit in col. VIII hinüberreicht.

4) δοκεῖ δὲ καὶ τὴν α[ὐτὴ]ν ἐπι/θυμίαν σφοδρὰν ἔχειν [κατ?]/ὰ μειζόνων, ἀπορεῖν δὲ κα/τ' [αὐτῶν?, ἀ]λλ' ἐπὶ τὸ διὰ τούτων B.

5) ΟΛ .... δὲ καὶ διὰ τοιούτων/ἀ[ρ]εσκευομένω[ν π]αραπλή/σιος ἀγὼν [ἀ]ρέσ[κουσ]ιν [τῆ]ν / γὰρ καὶ ΦΙ ... ΝΑΠ ... ΟΓ .. ΟΥϹ B.

6) ...... ΤΑ .... εὐτ[ε]λέσιν/CΜ .. Ν κ[αὶ π]ολλοῖς καίπερ / [φ]ίλοις φιλοδοξεῖν ὥστε/ [κ]α[ὶ] τὰ κακὰ [σ]υμβαίνειν B.; er hat nicht beachtet, daß die Zeile etwas weiter links beginnt.

7) παρακολουθεῖ δ' ἕκαστα und τοῖς ἀλαζόσιν κἆιτα τοῖς B.; P schreibt versehentlich τοῖς ἀλαζόσιν κακία, d. h. er hat das Wort aus der vorletzten Zeile mit καί verwechselt.

8) δ' ὑσ[τ]ερημένοις / ταῦτα und ἀρε[στοῖς] B., beides unmöglich.

9) B. schließt sich hier wieder Crönerts Lesungen an (Kolotes und Menedemos S. 130).

Demokrits anerkennend anführt[1]). Auch Kolotes scheint ein Lob abzubekommen. Festen Zusammenhang gewinnen wir erst wieder von Z. 17 ab: κωλύσο/[μεν][2]) δὲ τοῦ ἀρε[σ]κ[ε]ύεσθαι καὶ/μεταθήσομεν ἀρεσκευομέ/νους τά τε κ<ακ>ὰ δῆλα[3]) ποι(20)/οῦντες, ἃ π<ε>ριγίνεται, καὶ/τὸ μηδὲν οἰκεῖον ἀντ' αὐ/τῶν καταλλάττεσθαι καὶ/τὸ λειφθήσεσθαι μετρίως/πιθανῆς ἑταίρας φαύλωι(25)/λήρωι καὶ τὸ μᾶλλον <ἐ>χθ<α>ί/<ρεσ>θαι τοῖς αἰδ<ήμοσι>[4]). Der Rest der Zeile und der Anfang von frg. 22 ist zerstört; aber die Konstruktion des Satzes geht weiter[5]): (frg. 22) τὸ μηδεν ...... AI .. NOI/καὶ <τὸ> τοῖς π<ο>λλοῖς διαγωνί/ζεσθαι καὶ τὸ[6]) μηδὲ θιάσω[ι] μηδὲ/γαμετῆι μηδὲ τέκνοι<ς> χαίρειν/μηδέ τιν' ἀγαθὸν[7]) π[ο]ῆσαι (5) ἀεὶ δ' ἄλλους ἑταίρους[8]) πε/ρισκοπεῖν καὶ τὸ περιδεὲς καὶ ἐ/πίφθ<ο>νον κἀχάριστον τῆς ἀρεσ/κείας[9]) καὶ τὸ φιλοσοφίας ἀ/νάστημα καὶ καταφρονη(10)/τικὸν τῶν ἐκτὸς αὐτῆς καὶ <τ>ὸ/τῶν καλῶν μὴ μετέχειν, ὁμιλεῖν δὲ πρὸς φαύλους[10]). Mit dem Folgenden weiß ich nichts anzufangen. In col. XI[11]) und Anfang frg. 23 werden die Möglichkeiten weiter erwogen, den ἄρεσκος von seinem falschen Wege zur Philosophie zu führen; aber es ist mir nicht gelungen, zusammen-

1) Hinter χαχίζοντ(α) steht τὸ/οὐ τοῖς πέλα[ς] ἁνδάνειν. Statt TO wäre nur noch PO möglich, ЄN ist ausgeschlossen; damit fallen alle Versuche, hier einen Buchtitel zu finden. OY ist oberhalb der Zeile zugefügt, links und rechts des T von τοῖς. πέλας stammt von Diels und ist sicher; B. liest ΠЄ. KA. und bezeichnet zu Unrecht KA als »*chiarissimo*«. οὐκ οἶδ' ὅπως scheint mir unmöglich, da vor dem K nicht Y, sondern A steht; also vermutlich <κό/λ>ακο<ς εἰ>κότως.

2) κωλύ/ομεν B.

3) (ταῦ)τά τε κ[α]τάδηλα B.

4) ἑταίρας ἐν [τ]ῶι/πέρ[α λ]έ[γοι]το μᾶλλον αὐτ[ῶι/ἢ δὴ] πολλοῖς ἄ[λλοις B.; das O von τοῖς sieht eher einem Θ ähnlich, aber die Wagerechte kann täuschen; ἄλλοις ist ausgeschlossen, da der zweite Buchstabe sicher eine Senkrechte zeigt; vom dritten ist ein Stück des Linksaufstriches zu sehen.

5) frg. 22 zeigt sehr verwischte Buchstaben (»*scrittura, in parte, sbiaditissima*«), so daß die Lesung zum großen Teile zweifelhaft bleibt.

6) NO .... T ... κ]αὶ πᾶσιν ἄγε[σ]/θαι μηδὲ πολλοῖς μηδέ τινι/ЄΦ ... OIC B.

7) τέκνοις καὶ το[ῖς]/ἀνδράσιν ἀγαθόν B.

8) [τ]οὺς πολλούς· οὐχ ὅτι καὶ B.

9) καὶ τὸ μηδ' ἐπιζη/[τ]εῖσθαι τὴν αὐτὴν ἀρέσ/κειαν B.

10) καὶ/τὸ[ν τῶ]ν παλαιῶν φυ[σι]κῶν/[ὕ]μνον ἀπαρεσκευ[τικ?]όν/A.K ... TN .. καὶ ANAЄ ... TO B.

11) Z. 2: M .. YK ἀκριβὲς T . XAI (oder K): M .. ЄN δι?]ότι βε[βαιοῦ?]σθαι B., aber der Raum reicht nicht; Z. 3: MЄN TINAΠONHPO: N ... τ]ὸν αὐτὸν τ[ρό]-π[ον? B.; Z. 4: <αἰσ>/XP (oder I) ON .... MO (oder Θ) Λ (oder A) C . IA, vermutlich <συνο>μολο<γ>ία: βίον .. IΘA .. (I)A B.; Z. 7: <μετα>μεληθέντα<ς>: [κατα?]-μελῆσα[σθαι? B.; Z. 11: <αἰ>/δεσθέντας: [ἀ]βλ[α]/βεῖς ὄντας B.; dann αὐτοὺς <κ>αὶ σ<υ>νόν/τας: αὐτοὺς ... ον/τας B.; Z. 13 f. πρ<ὸ>/τούτων ἀπροσηγόρους: ἀπ[ὸ?]/τούτων ἀπροσδ[όκ]ητο[ν B.; Z. 15 KA . ΠCNH . O . CO .... κα<ὶ> πονη<ρ>ο<ὺ>ς ὄ<ντας>: καθιστά[ντες] σώ[ους? B.

hängende Sätze wiederzugewinnen. Erst col. XI 16 ff. läßt sich wieder fester Boden gewinnen: οἱ πολλοὶ πεφύκα[σ]ιν χα[ρί]/ζεσθαι κἀνέχεσθαι ὡς αὐ<τῶ>ν / μεμελημένους καὶ ἀβ<ί>ω/τον[1]) ἀπ' αὐτῶν διώκον[τ]ας / ἐρημασμὸν κ<α>ὶ[2]) μηδὲν [αἰ](20)/σχρὸν ἢ ἄδικον ἐπιτηδεύ/οντας· ὑπὲρ οὗ προσδεησό/μεθα[3]) τοὺς πολλοὺς ἀπ[ο]θεραπεύειν· καθ' ὅ[λ]ου δὲ / τὰ περὶ τῆ[ς] φιλοδοξίας κε/κ[ριμ]ένα[4]) [με]τακτέον. ... Der Anfang von frg. 23 ist mir wieder unverständlich geblieben; erst von Z. 5 ab kommt wieder fester Zusammenhang: es ist der Abschluß des Abschnittes über den ἀρεσκευτικός, und Philodem verweist dabei auf seine beiden Schriften Περὶ κάλλους und Περὶ ἔρωτος: Z. 7 ff. lauten: μετακτ[έ]ον τὰ περὶ τούτων / ἐν τοῖς Περὶ κάλλους καὶ Πε/ρὶ ἔρωτος εἰς ἀποτροπὴν λε/γόμενα[5]). Es folgt dann die Erörterung eines neuen Typus, des durch Ariston von Keos zuerst charakterisierten φιλέπαινος; was davon erhalten ist, läßt leider wieder einmal keinen klaren Zusammenhang gewinnen, da frg. 23. 24 und col. XII sehr zerstört sind; Bassis Lesungen, so sicher sie scheinen, bedürfen der genauesten Nachprüfung am Originale[6]). Deutlich scheint mir nur, daß Philodem mit dem, was Ariston über den φιλέπαινος sagt, nicht einverstanden ist, weil er sich nicht genug von den gleichartigen Typen unterscheidet. Es folgt die Unterschrift

ΦΙΛΟΔΗΜΟΥ
ΠΕΡΙΚΑΚΙΩΝ

Günstiger ist die Erhaltung von pap. 1050: Περὶ θανάτου δ. Er ist 1804/5 von Francesco Casanova entrollt, 1807 von Giuseppe Casa-

1) χα[ρί]/ζεσθαι καὶ τὰ τῶν [δο]γμ[άτω]ν / μεμνημένους κα[τ?]ὰ Κ . . Α . . /τὸν B.

2) διώκον[τ]ας ὑ[π]/ὲρ ἡμᾶς ΜΟΝΗ . Ι B.; die Silbentrennung ist ohne Beispiel in unserm Papyrus; ἐρημασμός ist neu.

3) προσδεό/μεθα B.

4) φιλοδοξίας / κ[εκριμ]ένα B.

5) ΛΕ/ΓΟΜΕΝΟΙC (mit übergeschriebenem A) ist überliefert, d. h. der allein richtige Akkusativ ist unter dem Einflusse des vorausgehenden τοῖς in den Dativ verwandelt, der Fehler aber bei der Durchsicht erkannt; B. hält unerklärlicherweise an λεγομένοις fest (»A *interlin. sul secondo* O, *quindi erroneam.* λεγόμενα«).

6) Z. 6 liest B. ἐ]παγγειλαμε/ν?; das ist eine unmögliche Silbentrennung und eine für diese Prosa unmögliche Form: ΕΠΑΞΙΩΤΑΤΩΝ lese ich, dann Z. 7: ΥΚΛΕΕ (oder Θ) CΤΑΤΗC: ΚΑ(CΙΜ)Α τῆς B.; Z. 9: ΕΧΕΙΝΠΑΙΔΩΝ/ΑC: ἐξ[ε]τάζειν καὶ δού/λο[υ] B.; aber das Ζ steht nicht da, ΔΩ ist unbedingt sicher, ΔΟΥ ausgeschlossen; Z. 13: ΚΑΙΠΟCΧΕΔΙΑCΤΟΥ: καὶ ποτνιαστοῦ B.; Z. 15: ΑΔΙΑΛΗΠΤΟC: ἀ[κα]ταλήπτου B., aber der Raum reicht nicht für ΑΚΑ aus; Subjekt ist der φιλέπαινος des Ariston; Z. 19 ff.: ὥστε καὶ περὶ τούτων / διαλέγεσθαι δεῖν· ἐ<π>εὶ ἀχνά/ζο<υσ>ι καὶ φθονοῦσι καὶ διαβάλ/λουσι καὶ φιλαργυροῦσι καὶ / σιναμωροῦσι καὶ πολλαῖς ἄλ/λαις συνέχ[ο]νται μοχθηρί/αις τε καὶ ἀγωνίαις ὥ<σ>τε ἀπελ/πίζεσθαι διάληψιν: [ἄτ?]ε τὸ καὶ περὶ τούτω[ν] / δια[λ]έγ[ε]σθαι δεῖν ὤφειλεν·/ ἐπεὶ καὶ und nachher μοχθηρί/αις [π]ερὶ ἀπα[λ]ῶν ἐν [οἷ]ς? ἀπο/φέ[ρε]σθαι διάληψιν B.

nova abgezeichnet, daneben besitzt die Bodleiana die sorgfältigeren Zeichnungen von Hayter. Auf Grund dieser Lesungen haben vor allen andern Mekler in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, phil.-hist. Kl. CX Bd. II ff. 1885, S. 305—354, Buresch in seiner *Consolationum a Graecis Romanisque scriptorum historia critica* (Leipziger Studien Bd. IX, Heft 1, S. 142—162) 1886 und von Arnim im Rhein. Museum N. F. XLIII 1888, S. 360—375 wichtigste Vorarbeit für eine Neuausgabe geleistet; Bassis Lesungen schließen sich in weitgehendem Maße diesen Ergebnissen an. Die Lichtdrucktafeln geben leider einen großen Teil vom Anfange des Erhaltenen nicht, sodaß hier eine Nachprüfung nicht möglich ist und wir auf bloße Vermutungen angewiesen sind. III 31 ff. lese ich. [οἴω]ν ἐστέρηται διαλελυ[μένος] <εἰς τὰ στοι/χεῖ>α [1]) ὑπάρχων. ἐπιχεώμ[εθα] <δὴ τοῖς κατ/ηγο>ρημένοις Διὸς σωτῆρ[ος]<τοῖς πε/ρὶ ἡ>δονήν [2])· ›ὁπόσος χρόνος τῶι Δ<ιὶ ἡ(20)/δονὴν> [3]) παρασκευάζειν πέφυκεν, ὅτ[αν / τις αὐ]τῆς [4]) καταλάβη[ι] τοὺς ὅρους, τὸ / <σῶ>μα [5]), τὸ σάρκινον, εὐθὺς ἀπέλα [βε τ]ὸ μέγεθος τῆς ἡδονῆς, ὅπε]ρ <αὐ/τὸς> [ὁ ἄ]πειρος χρόνος περιεποίη[σε]‹. IV 6 ff.: ἡμεῖς μὲν οὖν τοῖς εἰρημένο[ις / χρώ]μεθα περὶ τῶν προκειμένων / <τοῖς ἀ>λο<γίστ>ως [6]) κατενχειροῦσι τὸν <λό/γον> [7]) παρατιθέντες, ὅταν ἐ[κ]πνέον<τας ὁ/ρῶ>σιν [8]), ὡς μεθ' ἡδονῆ[ς] τελευτῶ-<σιν (10)/ ἐν>ίοτε [9]) ἐν τῶι [σ]υνου[σι]άζειν, καὶ τὸ / <νοσο>κομ<εῖσθαι> [10]) [ἐ]ν ἀ[ρρ]ωστίαις [11]) τὸ ν<ε/νομ>ισμέ<νον>. ... Im Folgenden ist noch von den Söhnen (ὑέων Z. 14) [12]) und vom Testament (διατίθεν<ται> Z. 15) [13]) die Rede. VI 1 ff.: κἂ[ν] ἐπαισθόμ[ε/νοι διατελ]έσωσ[ιν], πῶς οὐκ εἰκός ἐσ/[τι] <μηκέτι> καταστρέφοντας ἀλγηδό/[σι]<τισὶ> περιπίπτειν; Z. 10 ff.: [τό γ]ε μὴν ἀποκαρτεροῦν(10)/[τα] <αὐτοκ>ρίτως [14]) ἀποθνήσ[κ]ειν / [καὶ πόνοις ἐ]νέχεσθαι βαρέσιν / [περὶ βρώματ' ἢ] περὶ [πό]τους ἔργον / [λέγουσιν ἀπο-

1) [τὸ / σῶμ]α B., Mekler.

2) ἐπιχεώμ[εθα . . ./. . .] PHMENOIC Διὸς σωτῆρ[ος . . . ./. . ἡ]δονήν B., der dahinter nicht interpungiert; die folgenden Worte enthalten die κατηγορίαι Διός; ἐπιχεώμ[εθα] und σωτῆρ[ος] Bücheler.

3) τῶι ἀ/[γαθὰ] B.; Mekler; aber man vermißt schon hier das Substantiv, auf das sich αὐτῆς beziehen muß.

4) TO/ . . [ἄ]μα B., Mekler.

5) τις αὐτῆς Buresch, ὅτ[αν] Mekler.

6) . . . πλουσίως überliefert.

7) TOΛ . . / . . . überliefert.

8) ἐ[κ]πνέον[τες φα/νῶ]σιν B., Gomperz.

9) τελευτῶν[τας]/ . . τοὺς B., Mekler.

10) . . . KOM . . . . . . überliefert.

11) Gomperz.

12) σ<πάν>ει ὑέων?

13) <ἀπό>γως διατίθεν<ται>?

14) . . . . . PITWC; möglich wäre auch <ἰδιοκ>ρίτως, doch ziehe ich die andere Lesung vor; ? ἀκ]ρίτως Mekler.

πλ]ήκ̣τ̣ο̣υ φαν[τασίας]. VIbis Z. 10 f.: τοὺς δ' ὑπὸ φό̣<βου τῆς σίτων ἐνδεί>/ας ἐκπνέοντα̣[ς] <αὐθαιρέτως λέγω> ἀπόνο̣[υ]ς· τὸ γ<ὰρ> ... [1]). VII 8 f. setzt sich Philodem mit einem Gegner Ἀπολλοφάνης auseinander; auf ihn oder seine Lehre bezieht sich Z. 12 ἄτοπ̣ο̣<ν>; das Genauere ist bei der Trümmerhaftigkeit des Ueberlieferten nicht festzustellen. Auf ihn und andere Gegner gehen die durch von Arnim gut hergestellten Sätze VIII 1 ff. Ihren Anschauungen stellt Philodem Z. 5 ff. die eigenen gegenüber [2]): φήσομέν γε [3]) τὴν συμπάθιαν̣ πρὸ̣[ς τὸ] / σῶμα τῆς ψυχῆς, εἰ καὶ τὰ πολλὰ ν̣[όσου] / μετ' ὀχλήσεως αἰτία σ[υχνῆ]ς ἢ π̣[υ]κ[νού[σ]η̣ς ἀσυμμέτρως τὰ μ[έλη τ]ῶν ζώ[ων] / ἢ διϊστανούσης, ἀλλ' οὔ φ̣[αμέν [4]) γ̣ε ἀδ[ύνα](10)τον λυθῆναί ποτ' αὐτὴν̣ [ἄλλ]ης τυχο[ῦσαν / αὖ] ἑτεροιώσεως, ἥτις κα[μόν]τι τινὸς <ῆι> [5]) [ἀ]λ̣γ[ηδό]νος αἰτία. λ[επ]τομερὴ̣ς γὰρ / <οὖσ>α̣ [6]) κ̣αὶ τελέως εὐκίν[ητος ἡ] ψ[υ]χὴ κα[τ' ἄρ/θρ]α τ' οὔτ' ἐκ μικροτάτ[ω]ν σ[υν]εστηκ[ότα(15) / οὔτε λει]οτάτων καὶ περιφε̣[ρεσ]τά[τ]ω[ν / καθ]ε[ιργ]μ̣ένη καὶ παρὰ τοῦτο πολλὴν̣ / [ἀ]π̣ορία[ν π]ά̣σ̣[χ]ουσα [7]), πῶ̣ς οὐ[κ ἐξίπτα/ται̣, λ̣[ελειμμέν]ων̣ πόρων ἐν τῆι σα[ρ]/κὶ π[λέον] ἢ μ[υρίω]ν; ἐκ τίνος [δή], κἂν(20) / εἴπ̣[ωμ]ε̣[ν ἀλγηδόν]ο[ς] αἰτίαν εἶναι] / τὴ[ν τῶν τοιούτων διά]κρισιν̣, [λίαν δε]/δοίκα[μεν, ἧς τάχιστ' ἀ]π̣ο̣τετελεσ/μέν̣[ης ἀναισθητήσομεν]; Das Folgende ist zerstört; erst Z. 30 geht es im Zusammenhange weiter: [κ]ἂν, εἴ τις, ἐπ̣ειδήπερ [ἐκ (30)/ τῶν] τοιούτω̣[ν] συνέστηκεν̣, [ἀ]ξιώιηι δ̣[ὴ]/ [ταρ]αττόντων κατὰ τὴν σύνκρι[σιν / ὄν]τως μεθ' ἡδονῆς γίν[εσθαι τὰς / τε]λ̣ευτάς, οὐκ ἂν ἀπίθαν[ον λέγοι· κα/τὰ τοῦ]το μὲν συμβαίνε[ι [8]) λύεσθαι / τὴ]ν ἀ̣νυπέρβλητον κοινω[νίαν μεθ' ἡδο/νῆς] κα[ὶ τ]έρψεως· καὶ γα<ληνοὶ [9]) δ' ἀπὸ /.ταραττό>ντων [10]) μετα̣[βολαὶ γίνονται] <οἷον>(IX 1)'[κα]τά τιν̣ας μέθα̣ς καὶ χω<ρίς τι/νος> [11]) πόνου [κα]θάπερ ἐπ̣ὶ τῆς αὐξήσεως / [τῆς] ἀπὸ τῶ̣ν παιδίων ἐπὶ τὴ[ν ἀκ]μὴ[ν] / καὶ τῆς ἀπ[ά]σης ἀπὸ τῶν ἀκ[ρῶ]ν̣ φθί/[σεως] [12]) ἐπὶ τὸ γῆρας. γίνοντ̣αι δὲ νεανι(5)/<καὶ> [13]) μ̣εταβο̣λα̣ὶ κ̣αὶ δ̣ι̣' ἀσυμμέτ̣ρων/ <ἀρτυ>μ̣άτων [14]) ὥ̣σ̣περ εἰς ὕπ̣νον ὑπ̣ὸ τοῦ / [μηκ]ωνίου. πλὴν καὶ τὸ βιαίου[ς

1) τοὺς δ' ΥΠΟΦΟ̣............/ΑΣ ἐκπνέοντα̣[ς] ..../ἀπόνο[υ]ς ΤΟΤ B.

2) Durch διπλῆ getrennt.

3) τε B., von Arnim, Mekler.

4) φ[ασί]ν B., von Arnim; »*ad* φαμέν *spatium non sufficeret propter literae* Μ *latitudinem* sagt von Arnim; aber das läßt sich nur am P selbst entscheiden; mir scheint φασίν »*scil. adversarii*« unmöglich.

5) [ἦν] B., von Arnim.

6) [ἅμ]α B., von Arnim.

7) π]α̣ρέ[χου]σα B., von Arnim; ΠΑΡΕΧΟΥΣΑΙ die Abschriften.

8) συμβαίνε[ιν B., von Arnim.

9) γα[νώσεως Mekler, von Arnim, B.

10) [ἐπὶ / δὲ γερό]ντων B., von Arnim.

11) κώ[ματα χω/ρὶς] von Arnim, B., ΧΩ zeigen die Zeichnungen.

12) Gomperz.

13) νεανί/[αις] B., von Arnim, Mekler.

14) [κινη]μάτων B., von Arnim, Mekler.

γ]ίνεσ/[θαι τ]οὺς ἀποσπασμοὺς τῆς ψυχῆ[ς] ἀπὸ / [τοῦ σώ]ματος καὶ διὰ τοῦτο τὴν μεγίσ(10)/[την ἑτ]εροίωσιν [ἐπ]ακολουθεῖν ἀ[ρα]ιώ[σει / τὴν αἰσθητ]ικ[ὴ]ν ἕξιν. οὐ γὰρ ἐξ ἀνάγκης / [φυσικῆς οὐ]δ' ἐκ <τινω>ν ὡ<ρῶν> [1]) [τοῦ] ἔτου[ς ὥ]ς καρ/[ποὶ ἀπὸ τῶ]ν δένδρω[ν], ἀλλὰ καὶ ΚΑ, der Rest ist unverständlich [2]). Es scheint dann davon die Rede gewesen zu sein, daß der Eintritt des Todes vielfach nicht sicher zu bestimmen sei: X 1 ff. .... ΜΕΝΕΙΝ ὕστερον σημ[α]ν<ῶ. κα/τὰ γὰρ> [3]) [τὸ]ν λόγον <οὐχ> [οἷοί τ' ἐ]σμὲν [4])/ [μήτε διὰ π]είρας μήτε διὰ σημε[ίων]/[καταλα]βεῖν/ [5]) τὴν ὄντ<ω>ς ἐπ<ι>σ<ημ>ε<ίω/σιν τελε>υτῆς, π[ά]ντως ὀχλήσεως <ἀ(5)/ποκεκρυ>φυίας [6]), ὁπότε πρόσ[ε]στι [7]). φη[μὶ / δ' οὐδέτερ]ον [8]) ὑπάρχειν, εἴπερ ἄρ' ἀπ<οδέ/δεικται> [9]) ὑπ' Ἐπικού[ρου] διὰ τῶν <Περὶ / κυρίων δοξ>ῶν [10]) τὰ μὲν ἐκ τῆς ἐπιμαρ/τ[υρίας νοεῖσ]θαι [11]), τὰ δ' ἐκ τῆς τοῖ[ς] φαι(10)/νο[μένοις συμφ]ωνίας [12]), ὧν οὐδέτε/ρον [ἀποδεδ]ώκασι[ν] [13]). Zu diesem letzteren Satze vgl. Diog. L. X 34, Sext. Math. VII 211. Das Folgende ist wieder böse zerstört, sodaß nur einzelne Wörter zurückgewonnen werden können. Festen Boden gewinnen wir erst wieder in XII 2 ff.: διότι τὴν ἄωρον τελε[υτὴν] [14]) <ὡς κακόν> / τινες ἐκκλ[ίνου]σιν [15]) ἐλπ[ίζοντες πολ]λῶν [15]) ἀγαθῶ[ν ἐ]ν [16]) τῶι πλεί[στωι χρόνωι]/ [17]) [κ]τῆσιν [18]) ἕξειν · [ἃ χ]ωρὶς [19]) τῆς γνη[σίας σο](5)/φίας [20]) οὐδ' ἐν ὕπ[νω]ι [20]) δύνα(ν)ται [21]) [κτήσασ]/θαι [22]). δι' ἣν αἰτία[ν] αὐτὴν νεότ[ης] <ἂν> [ὑπὸ] / τῶ]ν πλείστων [ἀ]νθρώ-

1) [οὐ]δὲ κ[οινὴ]ν ὥ[ραν] von Arnim, B.
2) Z. 15: <ἀ>π' ἀλλοτρί<ων>?; [ἀ]παλλοτρι[οῦσθαι?] Mekler.
3) σημ[α]ν/[οῦμεν] B., aber es gibt kein sicheres Beispiel solcher Silbentrennung in unserem Papyrus.
4) Mekler; überliefert: .... ΕΜΕΝ.
5) Gomperz.
6) ...... ΟΣΙΑΣ.
7) ὁποτέρως [ἔ]χει B., Mekler nach den Zeichnungen und P. Ich kann ὁποτέρως nicht verstehen; das folgende οὐδέτερον bezieht sich deutlich auf Z. 3 μήτε διὰ πείρας μήτε διὰ σημείων zurück; das würde durch ὁποτέρως gestört werden.
8) Gomperz, B.
9) ἀπ[ο/δείκνυθ'] B., Diels.
10) τῶν [ση/μαινομέν]ων Diels, B.; vgl. Diog. L. X 31. 38. 50.
11) Gomperz, Mekler, B.
12) Mekler, B.
13) Gomperz; Subjekt sind die Gegner Philodems.
14) Mekler, B.
15) Diels, B.
16) Mekler, B.
17) Ottaviano, πλεί[ονι χρόνωι] Mekler, von Arnim, B.
18) Diels, B.
19) von Arnim, B.
20) Mekler, B.
21) ΔΥΝΑΤΑΙ überliefert; δυνατά von Arnim, B.
22) von Arnim, B.

πλ]ήκ̣τ̣ο̣υ φαν[τασίας]. VI bis Z. 10 f.: τοὺς δ' ὑπὸ φό̣<βου τῆς σίτων ἐνδεί>/ας ἐκπνέοντα̣[ς] <αὐθαιρέτως λέγω> ἀπόνο̣[υ]ς· τὸ γ<ὰρ> … [1]). VII 8 f. setzt sich Philodem mit einem Gegner Ἀπολλοφάνης auseinander; auf ihn oder seine Lehre bezieht sich Z. 12 ἄτοπ̣ο̣<ν>; das Genauere ist bei der Trümmerhaftigkeit des Ueberlieferten nicht festzustellen. Auf ihn und andere Gegner gehen die durch von Arnim gut hergestellten Sätze VIII 1 ff. Ihren Anschauungen stellt Philodem Z. 5 ff. die eigenen gegenüber [2]): φήσομέν γε [3]) τὴν συμπάθιαν̣ πρὸ̣[ς τὸ] / σῶμα τῆς ψυχῆς, εἰ καὶ τὰ πολλὰ ν̣[όσου] / μετ' ὀχλήσεως αἰτία σ[υχνῆ]ς ἢ π̣[υ]κ[νού[σ]η̣ς ἀσυμμέτρως τὰ μ[έλη τ]ῶν ζώ[ων] / ἢ διϊστανούσης, ἀλλ' οὔ φ̣[αμέν [4]) γ̣ε ἀδ[ύνα](10)τον λυθῆναί ποτ' αὐτὴν̣ [ἄλλ]ης τυχο[ῦσαν / αὖ] ἑτεροιώσεως, ἥτις κα[μόν]τι τινὸς <ἦι> [5]) [ἀ]λ̣γ[ηδό]νος αἰτία. λ[επ]τομερὴ̣ς γὰρ / <οὖσ>α̣ [6]) κα̣ὶ τελέως εὐκίν[ητος ἡ] ψ[υ]χὴ κα[τ' ἄρ/θρ]α τ' οὔτ' ἐκ μικροτάτ[ω]ν σ[υν]εστηκ[ότα(15) / οὔτε λει]οτάτων καὶ περιφε̣[ρεσ]τά[τ]ω[ν / καθ]ε[ιργ]μένη καὶ παρὰ τοῦτο πολλὴν̣ / [ἀ]π̣ορία[ν π]ά̣σ̣[χ]ουσα [7]), πῶ̣ς οὐ[κ ἐξίπτα/ται, λ̣[ελειμμέν]ων̣ πόρων ἐν τῆι σα[ρ]/κὶ π[λέον] ἢ μ[υρίω]ν; ἐκ τίνος [δή], κἂν(20) / εἴπ̣[ωμ]ε̣[ν ἀλγηδόν]ο[ς] αἰτίαν εἶναι] / τὴ[ν τῶν τοιούτων διά]κρισιν̣, [λίαν δε]/δοίκα[μεν, ἧς τάχιστ' ἀ]π̣ο̣τετελεσ/μέν̣[ης ἀναισθητήσομεν]; Das Folgende ist zerstört; erst Z. 30 geht es im Zusammenhange weiter: [κ]ἂν, εἴ τις, ἐπ̣ειδήπερ [ἐκ (30)/ τῶν] τοιούτω̣[ν] συνέστηκεν̣, [ἀ]ξιώιηι δ̣[ὴ]/ [ταρ]αττόντων κατὰ τὴν σύνκρι[σιν / ὄν]τως μεθ' ἡδονῆς γίν[εσθαι τὰς / τε]λ̣ευτάς, οὐκ ἂν ἀπίθαν[ον λέγοι· κα/τὰ τοῦ]το μὲν συμβαίνε[ι [8]) λύεσθαι / τὴ]ν ἀ̣νυπέρβλητον κοινω[νίαν μεθ' ἡδο/νῆς] κα[ὶ τ]έρψεως· καὶ γα<ληνοὶ [9]) δ' ἀπὸ /.ταραττό>ντων [10]) μετα̣[βολαὶ γίνονται] <οἷον>(IX 1)'[κα]τά τιν̣ας μέθας̣ καὶ χω<ρίς τι/νος> [11]) πόνου [κα]θάπερ ἐπ̣ὶ τῆς αὐξήσεως / [τῆς] ἀπὸ τῶ̣ν παιδίων ἐπὶ τὴ[ν ἀκ]μὴ[ν] / καὶ τῆς ἀπ[ά]σης ἀπὸ τῶν ἀκ[ρῶ]ν̣ φθί/[σεως] [12]) ἐπὶ τὸ γῆρας. γίνοντ̣αι δὲ νεανι(5)/<καὶ> [13]) μεταβο̣λα̣ὶ κ̣αὶ δ̣ι̣' ἀσυμμέτρων/ <ἀρτυ>μ̣άτων [14]) ὥ̣σ̣περ εἰς ὕπ̣νον ὑπ̣ὸ τοῦ / [μηκ]ωνίου. πλὴν καὶ τὸ βιαίου[ς

1) τοὺς δ' ΥΠΟΦΟ̣…………/ΑϹ ἐκπνέοντα̣[ς] …………/ἀπόνο[υ]ς ΤΟΤ B.

2) Durch διπλῆ getrennt.

3) τε B., von Arnim, Mekler.

4) φ[ασί]ν B., von Arnim; »*ad* φαμέν *spatium non sufficeret propter literae* Μ *latitudinem* sagt von Arnim; aber das läßt sich nur am P selbst entscheiden; mir scheint φασίν »*scil. adversarii*« unmöglich.

5) [ἦν] B., von Arnim.

6) [ἅμ]α B., von Arnim.

7) π]α̣ρέ[χου]σα B., von Arnim; ΠΑΡЄΧΟΥϹΑΙ die Abschriften.

8) συμβαίνε[ιν B., von Arnim.

9) γα[νώσεως Mekler, von Arnim, B.

10) [ἐπὶ / δὲ γερό]ντων B., von Arnim.

11) κώ[ματα χ̣ω/ρὶς] von Arnim, B., Χω zeigen die Zeichnungen.

12) Gomperz.

13) νεανί/[αις] B., von Arnim, Mekler.

14) [κινη]μάτων B., von Arnim, Mekler.

γ]ίνεσ/[θαι τ]οὺς ἀποσπασμοὺς τῆς ψυχῆ[ς] ἀπὸ / [τοῦ σώ]ματος καὶ διὰ τοῦτο τὴν μεγίσ(10)/[την ἑτ]εροίωσιν [ἐπ]ακολουθεῖν ἀ[ρα]ιώ[σει / τὴν αἰσθητ]ικ[ὴ]ν ἕξιν. οὐ γὰρ ἐξ ἀνάγκης / [φυσικῆς οὐ]δ' ἔκ <τινω>ν ὡ<ρῶν> [1]) [τοῦ] ἔτου[ς ὡ]ς καρ/[ποὶ ἀπὸ τῶ]ν δένδρω[ν], ἀλλὰ καὶ ΚΑ, der Rest ist unverständlich [2]). Es scheint dann davon die Rede gewesen zu sein, daß der Eintritt des Todes vielfach nicht sicher zu bestimmen sei: X 1 ff. .... ΜΕΝΕΙΝ ὕστερον σημ[α]ν<ῶ. κα/τὰ γὰρ> [3]) [τὸ]ν λόγον <οὐχ> [οἷοί τ' ἐ]σμὲν [4])/ [μήτε διὰ π]είρας μήτε διὰ σημε[ίων]/[καταλα]βεῖν/ [5]) τὴν ὄντ<ω>ς ἐπ<ι>σ<ημ>ε<ίω/σιν τελε>υτῆς, π[ά]ντως ὀχλήσεως <ἀ(5)/-ποκεκρυ>φυίας [6]), ὁπότε πρόσ[ε]στι [7]). φη[μὶ / δ' οὐδέτερ]ον [8]) ὑπάρχειν, εἴπερ ἄρ' ἀπ<οδέ/δεικται> [9]) ὑπ' Ἐπικού[ρου] διὰ τῶν <Περὶ / κυρίων δοξ>ῶν [10]) τὰ μὲν ἐκ τῆς ἐπιμαρ/τ[υρίας νοεῖσ]θαι [11]), τὰ δ' ἐκ τῆς τοῖ[ς] φαι(10)/-νο[μένοις συμφ]ωνίας [12]), ὧν οὐδέτε/ρον [ἀποδεδ]ώκασι[ν] [13]). Zu diesem letzteren Satze vgl. Diog. L. X 34, Sext. Math. VII 211. Das Folgende ist wieder böse zerstört, sodaß nur einzelne Wörter zurückgewonnen werden können. Festen Boden gewinnen wir erst wieder in XII 2 ff.: διότι τὴν ἄωρον τελε[υτὴν] [14]) <ὡς κακόν> / τινες ἐκκλ[ίνου]σιν [15]) ἐλπ[ίζοντες πολ]λῶν [15]) ἀγαθῶ[ν ἐ]ν [16]) τῶι πλεί[στωι χρόνωι]/ [17]) [κ]τῆσιν [18]) ἕξειν · [ἃ χ]ωρὶς [19]) τῆς γνη[σίας σο](5)/φίας [20]) οὐδ' ἐν ὕπ[νω]ι [20]) δύνα(ν)ται [21]) [κτήσασ]/-θαι [22]). δι' ἣν αἰτία[ν] αὐτὴν νεότ[ης] <ἂν> [ὑπὸ] / τῶ]ν πλείστων [ἀ]νθρώ-

1) [οὐ]δὲ κ[οινὴ]ν ὥ[ραν] von Arnim, B.

2) Z. 15: <ἀ>π' ἀλλοτρί<ων>?; [ἀ]παλλοτρι[οῦσθαι?] Mekler.

3) σημ[α]ν/[οῦμεν] B., aber es gibt kein sicheres Beispiel solcher Silbentrennung in unserem Papyrus.

4) Mekler; überliefert: .... ΕΜΕΝ.

5) Gomperz.

6) ...... ΟΣΙΑΣ.

7) ὁποτέρως [ἔ]χει B., Mekler nach den Zeichnungen und P. Ich kann ὁποτέρως nicht verstehen; das folgende οὐδέτερον bezieht sich deutlich auf Z. 3 μήτε διὰ πείρας μήτε διὰ σημείων zurück; das würde durch ὁποτέρως gestört werden.

8) Gomperz, B.

9) ἀπ[ο/δείκνυθ'] B., Diels.

10) τῶν [ση/μαινομέν]ων Diels, B.; vgl. Diog. L. X 31. 38. 50.

11) Gomperz, Mekler, B.

12) Mekler, B.

13) Gomperz; Subjekt sind die Gegner Philodems.

14) Mekler, B.

15) Diels, B.

16) Mekler, B.

17) Ottaviano, πλεί[ονι χρόνωι] Mekler, von Arnim, B.

18) Diels, B.

19) von Arnim, B.

20) Mekler, B.

21) ΔΥΝΑΤΑΙ überliefert; δυνατά von Arnim, B.

22) von Arnim, B.

πων ε<ὐδαιμονίζοι>/το [1]) πλεῖστον χ[ρό]νον ἐπίθεσιν <ἀγαθῶν> [2])/ ποιουμένων, ἀ[π]ὸ λόγου πως ὀ<νειδίζειν δέ>(10)ον [3]). χρόνωι μὲν [γὰ]ρ μετροῦντ[ες τἀγα]/θ[ὰ] [4]) οὐδὲν μέ[γα π]εριποιησόμε[νοι φαί/νοντ]αι [5]) τῆς δ[ιαν]οίας [5]) ὑπὲρ τῶν [ἀεὶ / παρόντων] [5]) τὸ μ[έλλο]ν κενῶς πε[φρι/κυίας] [5]) οὔτε, das Nächste bleibt unsicher. Dann etwa Z. 25 ff.: [ὥστε οὐ νέος καταστρέφων ἀναμιμνησκόμενος δ' ἐπὶ τελευτῆς, ὅσων ἀγαθ]ῶν [5]) ἔπα-(26)/[θεν ἐ]ζηκὼ[ς κ]ατὰ [5]) σ[οφίαν], <λυ>πρός [6]), ἀλ/[λὰ γ]έρων [5]) οὐθὲν εὐ<παθη>κὼς [7]) ἀγα/θό[ν, π]εισ[θεὶς] ἀπολή[ψε]σ[θαι μ]ετὰ [5]) τοῦ/ μ[έλλο]ντος ἁπάσα[ς τὰς εὐχ]άς [5]). ποῦ γὰρ(30) ἐλεῆσαι νέον ἔστιν <ὅς ἂν [8]) προ>[έλοι]το [8]) ἀναλογιζόμενον [ὁρ]ῶν Πυθοκλ[έα, καθ']/ ἃ κελεύει Μητρόδω[ρος, ἃ] [5]) περιπεποί/ηται; γε[γο]νὼς οὐ π[λέο]ν [5]) ὀ[κ]τωκα[ίδε]/-(XIII 1)κα [ἐτῶν] [5]), ἀλλ' οὐχὶ τὸ<ν τῶν ἀφρόνων> [9])/βίο[ν] ζήσας ἀνυπονόητος, [ἵνα μεσ]/τὸ[ς] [5]) γένηται παντὸς εἴδους; ἐ[ξὸν δὲ] [5])/ἐμ ποσῶι χρόνωι τὸ μέγιστον αὐ[τῶν] [5]) καὶ περιποήσασθαι καὶ ἀπολαῦσαι κ[α](5)/-θάπερ ὑπέδειξα, ο[ὐ]κ ε<ἴσ>ι [10]) νέος τις ὁ [μὴ] / μα[ιν]όμενος [11]) ἐπ[ὶ] το[ῦ]το [12]) καὶ τῆς ἀπε[ι]/ρίας, οὐχ ὅ[τι] [12]) τῆς τοῦ γέροντος προσ[ποι]/ήσεται [11]) ζω[ῆ]ς. σιωπῶ γὰρ ὅ/[τι] πολλάκι πολλοὶ οὐ <τῶ>ν ἀφρόνω[ν] τὸ / [νέ]ου[ς τελ]ε[υ]τῆσαι [12]) λυσ[ιτελέσ]τερόν [12])(15)/ <φασ>ιν <εἶναι> [καὶ μ]ή [12]) κατὰ τὴν ἡλικίαν / [ε]ὐθ[ηνοῦσι] [12]) τραφῆν[αι οἵ]κοις [12]), ἐν / [ἀ]δε[ίαι δὲ τρο]φῆς [12]) ἃ<μιλλ>αν μ<ι>α/<ραῖς ἰδ<ιωτείαις> πάσα<ις μάχ>εσθ[αι] [13]). Der Rest ist schwer zerstört; Z. 21 f. <ὑπο/πίπ>τοντες?, Z. 25 f. οὐ / λ<αμπ>ρός?; Z. 27 f. <ὥσπερ ἡλιτ>όμη/νος τ[ε]λευτᾶ<ι ἀ>νώ<δυνος, ἐὰν δὲ> λά/βη[ι χ]ρόνον [ἐπι]ζῆν, εἰ<κότως πολλὰ> / π<ρ>ο<πηλακισθ>ήσεται.<τίς δ' οὐχ ἑόρ>α-(30)/κε<ν> πα<λαίτατ>όν τινα τ<οῖς παισὶν ὄ>νει/δο<ς> ἀν<όσιον; ὥι> [γ]ὰρ τὸ τοι[οῦτο φαί]νε/τα[ι] κέρ[δο]ς, οὐδὲ <ἐ>ν π<ανωλεθ>ρί/ω<ι> βίωι διαγ<ν>ῶναι <δύναιτ' ἂν οὐδ>ὲν / μ<ύσο>ς, ὥστε <ἔμ>φ<ρ>οσιν μῶ<ρος>

1) νεότ[ης ὑπὸ/τῶ]ν π. ἀ. ἐ[κακίζε]το von Arnim, B.; ein Satz, der aller Erfahrung ins Gesicht schlägt.

2) [σοφίας] von Arnim, B.

3) ἀ[π]ὸ λόγου πως ἐ[χέγγυ]/ον von Arnim, B., »*quasi temporis nomen ipsum per se sapientiae adipiscendae spem certam et fidem faciat*« von Arnim.

4) Mekler.

5) von Arnim, B.

6) σ[οφίαν, οἰκτρό]τερος von Arnim, B.; aber ΠΡΟϹ ist überliefert, und der Raum reicht für den Vorschlag nicht aus.

7) εὐ[ρη]κώς Mekler, εὐ[ρὼν φυσι]κῶς von Arnim, B., die erste Ergänzung ist zu klein, die zweite zu groß.

8) [ὅστις ἂν ἕλοι]το von Arnim, B.

9) τὸ[ν θανάσιμον?] von Arnim, B., vgl. XXXIX 15 ff.

10) ΥΠΕΔΕΙΞ . Ο . . Ε . . Ι überliefert; ὑπέδειξ[α], ο[ὐκ]έ[τ]ι von Arnim, B.

11) von Arnim, B.

12) Mekler.

13) πολλοῖς τ[ῶ]ν und nachher [φα]ίν[εται] Mekler, B., nachher: [τρο]φῆς ἀ[φθον]ίαν Μ . Α (oder Λ) [παι?]σὶ δ' [ἡδονὰς ἁ]πάσα[ς ἐπαυρ]έσθ[αι? Mekler, B.

[ὀν]ομασ(35)/[θῆ]ναι [1]). τὸ δὲ ζητεῖν π[αρὰ] <τοιαύ>την / <ἀπει>ρίαν ὡς [π]λεῖστον [χ]ρό[ν]ον ζῆν / [εὔλο]γον [2]) καί τι[να]ς νέους τελευ/(XIV 1)τῶντας διὰ τοῦτο δυστυ[χ]εῖς νομ[ί]/ζειν. Das Folgende ist von Mekler gut hergestellt. Der zweite Teil von XIV ist wieder zerstört; aber von Z. 36 ab läßt sich wieder Zusammenhang gewinnen: .... ΚΕ ... φοβού[μεν]οι [3]) <οὐ τοσοῦ/τον τὸ ἀπ>οθανε<ῖν καὶ τὴν παράπαν / τοῦ βίου κ>αταστρο[φ]ὴν ἀλλὰ τὴν/(XV 1) <συ>ντεί<νου>σαν [4]). τὸ δὴ λεγόμενον / [οἳ ἐ]ν [τ]οιού[τ]ωι καταστήματι τυγ/[χάνου]σιν ὄντες, καὶ τοῖς μήπω ζῆν / [οὖσι]ν ἱκανοῖς εἰς τοῦτο βλέποντες / <λέγομεν> [συ]μφέρειν μὴ πρότε[ρ]ον κα(5)/[ταστρέφει]ν ἢ τὴν ἀρίστην [κάρπω]σιν / [ἀπολαβ]εῖν, οὐχ ἵνα πως ἔχον[τες] <ὁσίως> / [κατ' ἐ]κείνην τὴν μετακόσ[μιον χώραν]/<ἐσαεὶ> εὖ διάγωσιν, κἂν σὺν ἀ<δικίαις/ ἀπέλθωσι>ν, τίσιν κακῶς κα<θ' Ἅιδην ἀ/ποδ>ῶ<σιν>, ψυχ<ὴ> ὁ<ὲ ἅ>τε κατὰ σῶ/[μα] <ἐνδεθεῖσ>α <ὡς ἐ>ν δεσμῶι διὰ / <χρόνου ἀ>πί<ηι πρὸ>ς τὴν μετά/<στασιν τὴν ἐν> [Πλά]τωνο[ς] Φαί/[δων]<ι γεγραμμέ>νην [5]), das Nächste ist undurchsichtig. Z. 31 f. scheint mir Mekler richtig dem Sinne nach ergänzt zu haben προευλαβο[ύμενος μὴ σὺν πολλαῖς] / ἀλ[γ]ηδόσι κα[ταστρέφῃ, denn von demselben Manne scheint mir auch XVI 1 ff. die Rede zu sein: ο<ὐδὲ> ἄλλον ὁρ<ᾶν oder ὧν> σ<κοπὸν ἢ ὡς> μηθὲν [<ἐπέ>λθῃ(ι) [6]) πρὸς αὐτὸν ἢ περ[ὶ] τοῦ [7]) [κ]ατά / τ<ινα> τρόπον [8]), ὡς ἐνδέχεται, διάγειν / ἤδη [9]). τίς δ' ἂν διαφόρως πρὸς τοῦτο<ν ἢ> / κακ[ῶς

1) Τ . ΛΕΥΤΑ . . ΝΩ . . . . Π (oder Τ) ΛΑ/ΒΗ . ΡΟΝΟΝ . . . ΖΗΝΕΙ . . . . /Π . Ο . . . . ΙϹΕΤΑΓ . . . . Α/ΚΕ . ΠΑ . . . . . ΟΝΤΙΝΑΤ . . . . ΝΕΙ ΔΟ . ΑΝ . . . . ΑΡ τὸ τ. φ. κ. ΟΥΔΕ . ΝΠ . . . . ΡΙ/Ε . ΒΙΩΙΔΙΑΤ . . ΟΥΑΙ . . . . ΕΝ/Μ . . ϹΩϹΤΕ . . Φ . ΟϹΤΗΜΟ . . . [ὀν]ομασ/[θῆ]ναι. Die letzte Ergänzung stammt von Diels, die andere in [ ] von Mekler.

2) Π . . . . ΤΗΝ/ . . . . ΤΙΑΝ überliefert; π[αρὰ ταύ]την / [τὴν αἰ]τίαν und [εὔλο]γον Diels, B.; ἀπειρία hier wie XIII 7 und XIV 11 im Sinne von ἀπληστία.

3) Mekler.

4) ΦΟΒΟΥ . . . ΟΙ . . . ./. . . . . . . ΕΘΑΝΟ . . . ./. . . . . . κ]αταστρέ[φε]ιν ἀλλὰ τὴν/ . . ΝΤΕΙ . . . ΠΑΝ Mekler, B.; beide schreiben πᾶν und sondern den folgenden Satz nicht ab.

5) βλέποντες / [οὔ φαμεν συ]μφέρειν Mekler, B.; dann: μετακόσ[μιον / χώραν] εὖ διάγωσιν κἂν ϹΥΝΑ . . . . . / . . . . ΝΤΙϹΙΝ κακῶς ΚΑ . . . ./. . . . . ΨΥΧ . Α . . ΤΕ κατὰ σω/[μα-] . . . . Λ . . . Ν ΛΥΤΩΙ (αὐτῶι B.) ΔΙΑ/ . . . . ΝΤ . . . . . ϹΤΗΝΜΕΤΑ/. . . . . ? Πλά]τωνο[ς] Φαί/[δων-] . . . . ΤΗΝΠΡ . . .; die Ergänzungen in [ ] stammen von Mekler, dem B. wie fast immer folgt. τὸ μετακόσμιον Aufenthalt der Götter: Cic. de divin. II 40, Lucr. V 146.

6) Ϲ . . . ΑΛΛΟΝΟΡ . . Ο . . . . μηθὲν/. . . ΝΟΥ.

7) Der Wechsel der Konstruktion wie bei Verben des Sorgens und Sinnens.

8) [κ]ατά/γ[ειν] B., mir unverständlich; das ist es noch mehr, wenn er sagt: »*lettera iniziale* Π *intero, e non era certo* ΓΕ«.

9) ΗΔΕΙ: ἤ(ι) δεῖ B.; ich möchte annehmen, daß am Schlusse der vorausgehenden Zeile noch ein <ἤδη> gestanden hat; es würde zu dem Drängen gut passen, das sich in κατά τινα τρόπον ὡς ἐνδέχεται malt; ἤδη ἤδη z. B. auf dem Amulett Arch. Papyrusf. I 420.

ἔ]χοι [1]) κατά γε τὴν φυσικὴν ὁρμὴν(5) καὶ μ[ὴ] ἐγ δοξῶν, τισὶν δὲ [2]) φωνῶν μα/ταίω[ν] ἀκο[ύσ]ας [3]); διὸ δὴ γελοῖον τὸ / προ[σέ]νστημα [4]) περὶ τῶν οὕτως/ ἰα<ινομ>ένων [5]) ἐν τῶι καταστρέφειν / πρ<ός τ>οι τοὺς αὐτὸ τὸ τοῦ χρόνου (10)/κέ[ρδος βλέ]ποντ[α]ς, der Rest ist zerstört. XVII Anfang ist von Mekler richtig hergestellt; Z. 11 ff. wird man folgendermaßen lesen: ὅσοι δὲ πείσον/ται (sc. τὴν τῶν ἐν τῶι βίωι ἀδικημάτων τίσιν), τί ἄ[ν ἐρω-τ]ῶιμεν, ὀπ[ηλί]κοι πο/τ' [ὄντες ἐκπν]έοιεν ῥᾶ[ιον]; <ἑκα>τέρᾳ [6]) γὰρ / ὡ<ς ἀγαθὸν ἢ> κακῶν <ἐξαίρ>εσις ἐκ<φαίνε/τ>αι τῆ[ς] ψυχ[ῆς] ἀνορθω-[θεία]ης ἐν θα/[νάτωι]. Merkwürdig genug ist hier wie vorher und in XIV die Bezugnahme auf Platon. Dann geht es Z. 16 ff. weiter: ὡς δ' [ἔνι]οι ἔφησ[αν], <ἦν ἀ>πὸ τοῦ / π<ρ>ὸς 'Αναξαγ[όρ]αν ἀπα<γγείλαν>τος β (= δυοῖν) <παι>/δί<ων> θάνα<τ>ον <ἐκ>μαθεῖν, ἧτ<ις ἐ>ν τῶι / <ἀνδρὶ ἐνῆ>ν <π>ρὸς τ<ὸν θάνατον / ψυχὴ εὔ>θ<υ>μο<ς [7]). ὅς> γ' ἄρδ<ην ἀπό-λω(20)/λε>κὼ<ς τὸ>ν <οἶκ>ον τοσ<οῦτον ἀ>σή<μαν/τον ἡμέ>ρω<σε τὸ> πέν<θος ὥστ'> ἀπ<ε/κρίθη>, ὅτι <›ἤδη γ>ενομ<ένους> θά/<νατον> αὐτ<οὺς πεισομένου>ς [8]). <ἐὰν δὲ> πρὸς <τὴν ἅπασιν> [αἰ]τίαν [9])(25)/ <τοῦ θανάτου> ἀναβ<λέπωμ>εν, / <τί> δυσφοροῦμεν <δι' αὐ>τὴν <καὶ ἐκεί>νο<υς ἀπο/θανεῖν;‹ [10])> ['Α]ναξαγόρ<αν> ἐπὶ το<ῖς παι>σίν / <φημ' ἀ>λ<η>θῶ<ς> ἐν<κ>ρατῆ<σαι τῶν πα>θέ/<ων> [11])· ἀλλ' οὐ[χὶ] [12]) περὶ τῆς αἰτίας <τού>του (30)/ οὗ [13]) ἔφη[σε τοῦ σ]οφοῦ [14]) διέμα[θ]ε[ν] [12]) ὥσπερ/

1) τοῦτο / κακ[ῶν ἔ]χοι Mekler, κάκ' ἔχοι Diels B.

2) ΤΙϹΙΝΔϾ *o*, Τ . . ΙΝΑ . *n*, . . . ΙΝ . . *p*: τισὶν δὲ Mekler, μηδὲ Diels, B.; bei der Uebereinstimmung der Zeugen ist an der Lesung ΤΙϹΙΝΔϾ nicht zu zweifeln. Läßt sie sich halten? Ja; es ist eine seit langem beobachtete Erscheinung, daß der von einem Genitiv abhängige Genitiv des Besitzers oder Urhebers in den Dativ verwandelt wird, um Verwechslungen zu vermeiden.

3) Diels, B.

4) Gomperz, B.

5) ΙΔ . . . ϾΝΩΝ.

6) [πό]τερα ist unmöglich: denn die nun anschließenden Worte, die von irgend einer Aeußerung des Anaxagoras handeln, gehen bis Z. 32; da ist für eine Doppelfrage vorher kein Raum. ἑκατέρᾳ bezieht sich auf νέους ἢ πρεσβύτας Z. 10.

7) . . . . ΤΟΤΟΥ/Π . ϾϹΑΝΑΞ . Γ . . ΡΑΝΑΠΑ . . . . . ΤϾϹΒ/ΔΗ . . . ϾΧΝΑ . ϹΑ . . ϹΑΘϾΙΝΗΤ . . . ΝΤϾΙ/ . . . . Τ . . . ΡΟϹΤ . . . . / . . . . Ϲ . ΜΟ. Der älteste Zeuge, Euripides Alk. 903 ff., spricht von einem Sohne, Diog. L. II 13 von τῶν παίδων; das Wort wird von manchen andern ebenfalls erzählt, es wandert.

8) . ΓΑΡΔ . . . . / . . . ΚΩ . . . Ν . . ΟΝΤΟϹ . . . . . . ϹΗ . . / . . . . ΡΩ . . . ΠϾΝ . . . . ΑΠ . / . . . . . ΟΤΠ . . . . ϾΝΟΜ . . . . . . ΘΑ/ . . . . . ΑΝΗ . . . . Ͼ/.

9) . . . . ΠΡΟϹ . . . . [? αἰ]τίαν Mekler.

10) . . . . ΑΝΑΤ . . . . . . ΟΝ/ . . ΔΥϹ ΦΟΡΟΥΜϾ . . . . ΓΗΝ . . . . ΝϾ/ . . . . . . ; γῆν [καὶ σελή]ν[ην? Mekler.

11) . ΝΑΞΑΓΟΡ . ϹΤΙΤΟ . . . . ΚΙΝ/ . . . . Δ . ΦϾ . ϾΝ . ΤΑΤΗ . . . . . . ΟϹ/ . . ; ['Αν]α-γόρ[α]ς τι το[ῦ νοῦ ?]κεν — Mekler.

12) von Arnim.

13) . . . ΤΟΥ/ΟΝ, [τοῦ λό]γου/ὃν von Arnim, B.

[ἡμ]εῖς <ἀ>λό̣γω<ς εἰπὼ>ν̣ [1]) π̣αρ' ὅ[περ] [2]) ἡμεῖς./<τὸν δ'> ὥσπε<ρ ο>ὐ̣ <δυν>άμενον [3]) [π̣ροκό]ψ[αι] [2]) / κατὰ φιλοσοφίαν γ' ἁρπάζεσθαι δ<εδιό/τα> [4]) φύσικὸν μὲν τ[ὸ ν]ύττεσ[θ]α[ι τ]ὸν το[ι(35)/οῦ]τον· ὅτ[ι δ' ἄ]λλοις [2]) εὐλογίαν παρα/δ̣ι̣δοὺς τοῦ <συνεχῶ>ς [5]) κατὰ φιλοσοφίαν / προκόψειν <ἔζησε> [6]), θαυμά[ζεθ' ὡς] [7]) ἀ/γαθο[ῖς ἐντυχὼν πο]λὺ [7]) μ[εί]ζο[σι] [7]) <καὶ>/(XVIII) καλ<λίοσι τ>ῶν̣ μυ[ρί]ων [8]). Das Nächste ist von Diels und von Arnim zurechtgerückt; Z. 6 muß das Komma hinter παντελῶς fallen; Z. 11 ff. wird man lesen dürfen: ἀπολαῦσαι τῆς δυνα/τωτάτω̣<ς ἀκμαζούσης> [9]) εὐετηρίας. ἀλλὰ / καὶ τὸ γῆ̣<ρας> [χά̣ριτος] [10]) ἄξιον πολ/λῆς καὶ τὰ τ<ε-λευ̣τ̣α̣ῖα> διαχεῖσθαι α̣<ὐ/τῶι> [11]) τῷ χρόνω̣<ι τὰ>ς̣ ἐπ̣<ιθυμίας ἀ>πόλ̣α̣<υ-(15)σις οὐ μικρά>. Das Folgende ist schwer zerstört, erst XIX 1 ff. finden wir wieder festen Zusammenhang: Ṇ̣Ỵ̣Ṇ̣ .. [σο]φῶι [12]) γενομένωι καὶ ποσὸν / χρόνον ἐπιζήσαντι τὸ μέγιστον ἀγα/θὸν ἀπείληπται. τῆς δὲ κατὰ τὴν ἰσό/τητα [13]) αὐτοῦ [14]) καὶ τὴν ὁμοείδειαν γεγονυ̣ί̣/ας [15]) προκο̣<πῆς> [16]) ἕως εἰς ἄπειρον, εἰ δυνα(5)/τὸν εἴη, μ<εθέ>ξειν [17]) οἰκεῖόν ἐστιν. ἂν / δὲ παραγ[έν]ηται [18]), τῆς μὲν εὐδαιμο/νίας ἀφαίρ[εσι]ς οὐ γίνεται τῆς γεγονυίας, / κώλυσις δὲ τῆς ἔτι μετουσίας αὐτῆς. / ἀλλ' οὐδ<ὲ τοῦ μὴ μ>ετεῖναι ἔτ' αὐτὴν [19]) ἐ(10)/παίσθη̣<σις. ἀπέθ>αν̣<ε̣> [20]) καὶ Μητ[ρό]δωρος· / Ἐπίκου<ρος δ>ὲ τοσαῦθ', ὅ[σα π]ροεῖχεν, / ἔτη <καὶ ἔτι π>λείον' <αὐτῶι ἐ>πιβιώσα<ς>/

1) . ΛΕΓΩ .... Ι, [ὁ] λέγω[ν οὔτ]ι von Arnim, B.

2) von Arnim.

3) ... ΩϹΠΕ ... Τ .... ΑΜΕΝΟΝ Ι .... Ψ ..; [ὧι δ'] ὥσπερ [ἐ]ξ̣[ὸν παρ]αμένοντ̣[α von Arnim, B.

4) δ[ει/νόν] von Arnim, B.

5) [φυσικῶ]ς Mekler, [ὁμοίω]ς von Arnim, B.

6) [βεβίωκε] (von Arnim, B.) scheint für den Raum zu groß.

7) von Arnim, B.

8) [μεί]ζο[σι, διδάσ]καλ̣[ός τ' ἐκλή]θ[η] μυ[ρί]ων von Arnim, B.; *»quae ultima posui mihi ipsi non satisfaciunt, recepi ut sententiam adumbrarem«* von Arnim.

9) ΤΩΤΑΤΩ̣ .... Mit XVIII beginnen die Lichtdrucktafeln.

10) γει̣[τνιῶν χ̇άριτος] von Arnim, der Raum reicht dazu nicht aus.

11) Δ[überliefert.

12) Scott, B.

13) Zwischen Z. 3 und 4 ist das wiederholt angewandte Zeichen ⤚.

14) = τοῦ μεγίστου ἀγαθοῦ.

15) B. liest fälschlich πο̣ρεί/ας.

16) γινομέ[νης], wie B. liest, ist ausgeschlossen; vgl. XVII 33. 38, XVIII 9, XXIII, 8.

17) β̣[αδί]ζειν ist ausgeschlossen: das Ξ ist völlig klar.

18) Subjektiv ist τὸ μέγιστον ἀγαθόν, das durch die προκοπὴ φιλοσοφίας gewonnen wird; B. macht zum Subjekt die ἀφαίρεσις τῆς εὐδαιμονίας, indem er hinter εὐδαιμονίας ein Komma setzt.

19) ταύτην B.; vor dem ersten Τ ist oberhalb der Zeile ein Ε nachgetragen.

20) Ich lese: ΠΑΙ̣Ϲ̣Θ̣Ι .... Ṇ Ε̣, die Zeichnungen geben: ΠΑΙϹΘΙ ...... Α̣Ι.

χάρ<ιν φιλοσοφίας ε>ὐλόγει <αὐτὸν> ἑαυτοῦ / πλε<ονεκτῆσαι> [1]). Das Folgende wird eine nochmalige Nachvergleichung des Papyrus noch besser erkennbar machen; der Lichtdruck zeigt mehr, als B. bietet, der hier wie sonst allzusehr von den früheren Lesungen abhängig ist. Z. 29 ff. lese ich: ὁ <δ' αὐ>/τὰ ἐπιδεχόμενος <ὡ>ς ἀνειληφό<μενα ὀ>/νήσεται, λυπήσετ[αι] δ' οὐδαμῶς [ἐξαι/ρο]ύμενος ἐκ τῶ[ν ὄντ]ων, ἐφ' ὧι μηδε/μίαν ἕχει<ν τ>ῆς [ἐλλ]είψεως ἐπαίσθη/σ[ι]ν [2]). Das Nächste druckt B. nach von Arnims Vorschlag ab; doch zeigt schon der allerdings sehr dunkle Lichtdruck, daß die Lesungen nicht stimmen; es wird erneuter Prüfung des Papyrus bedürfen. Der Anfang von XX ist gut überliefert; von Z. 11 ab wird die Konstruktion und der Gedanke unsicher; ich lese: [τῶι] δὲ ἀγαθῶι κατὰ διάθ[ε]/σιν οὐδεὶς ἅπ[α]ξ ἐπε-γνωκὼς αὐτ[ὸ]ν / γίνεται δυσ[μεν]ής, ὑφ' ὧν ἐχθραίν[εσ]/θαι λυπηρὸν <ἂν εἴη>· ὁ δ' ἐχθ<ρῶς ν>όσοις / κἀγαθοῦ ἐπιχ[αίρ]ων τάχα ἂν θεωρο<ί(15)/η> πολλῶν ἐχθόμ<ενος> [δι]αθέσει μετ<ό>/πισθ' ἕξειν ἐ<κτ>είν<ειν ταῖς ἰ>δία<ις>/<νόσοις ἐπι>χα<ιρόμενος> [3]). Das Folgende ist wieder schwer zerstört [4]). Z. 22 διὰ τὴν <κ>ακ<οήθειαν>? XXI war schon von Mekler, Gomperz, Diels, Blaß in ihrem ersten Teile richtig hergestellt, für das Folgende hat B. nichts beigesteuert, obwohl der Lichtdruck so aussieht, als müßte man am Originale weiterkommen können. XXII 2 ff. lautet so: δ καὶ δὴ προλαμβάνον/τε[ς ἐ]ν τῶι ζῆν τὸν πρὸ θανά<τ>ου [5]) ἔχου/σι θά[να]τον. Z. 9 ff. muß durch Einschub eines ἤ geheilt werden: μάταιο[ο]ν δ' ἐσ/τὶ καὶ τ[ὸ] λυπεῖσθαι τελευτῶντας(10)/ἐπὶ τῶ[ι τ]έκνα μὴ καταλείπειν (ἢ) δι/αδεχο<μέν>ους [6])· χάριν γὰρ τοῦ διατηρεῖσ/θαι τῶ[νό-

1) ἔτη . . . . [π]λείονα . . . . [ἐ]πιβιῶσαι/ΧΑΡ . . . . ΤΟϹ . . . . Β . . . . /ΠΛϾ[B.; meine Ergänzungen füllen den vorhandenen Raum richtig aus.

2) Ϲ/δ' ἐπιδεχόμενος. ΚΑΝΥ . . . . /. ΗϹϾΤΑΙ, und ὄντων ὡς εἰ μηδε/μίαν ἴσχεν B.; hinter dem ersten Ϲ ist mindestens für 2 Buchstaben Raum, das erste Τ der folgenden Zeile sieht wie Ι aus; das ϾΙ von ἀνειληψόμενα ist sicher, Λ könnte auch Δ sein, ein anderer Buchstabe scheint ausgeschlossen; mit ὀνήσεται verbinde ich Z. 23 τῆς ὀνή/σεω<ς>; von ἐφ' ὧι scheint mir φ sicher, davor Ͼ oder Ο oder Ϲ; in ἔχειν ist das Ι sicher kein Ν.

3) λυπηρόν . . . . ΟΔϾΚΟ . . . . ϾϹϾΙϹ/. . . . [οὔ?]τ' ἐπιχ[αίρ]ων . . . . . . ϾΩΡΟ/. πολλῶν ἐχόμενος [δι]αθέσε[ι] ΜϾΤ/. . . ϹΟϹΞϾΙΝϾ . . ϾΙΝ . . . . . . ΑΤϾ/ . . . . ΚΑ . . . . B.

4) Bassis Lesungen dürfen nicht zur Grundlage von Vermutungen gemacht werden.

5) B. liest: τὸν πρὸς αὐτ[ο]ὺς ἔχουσι θ. wie alle früheren; ich vermag damit keinen Sinn zu verbinden.

6) ΔΙ/ΑΛϾΓΟΥ . . B.; Mekler hatte »διαδεξόμενα oder, da der Raum zu beschränkt scheint, διαδόχους« vorgeschlagen. B. schlägt vor δι' / ἃ λέγου[σι], mir unverständlich. Mekler war auf dem richtigen Wege, übersah nur, daß das von ihm selbst eingesetzte ἀμφ[ότερα] Z. 14 zwei Glieder, nicht eins verlangt. Der Raum reicht für meine Ergänzung völlig. ΑΔϾ, Ο sind unbedingt sicher, Χ so gut wie sicher, der Schluß ist noch schwach lesbar.

ματ]α καθεύδειν ἔξεστιν ἐ/π' ἀμφ[ότερα], μυρίων μᾶλλον δ' ἀπεί/ρων τ[οῖς αὐ]τοῖς [ὀνό]μασιν προσαγο(15)/[ρευο]μ[έν]ων. XXIII 1 κηδημόνων, wie B. im Text und im kritischen Kommentar schreibt, gibt es nicht; Buresch hatte richtig [κη/δε]μόνων vorgeschlagen, und p. zeigt kein H statt Є, Z. 4 ist das Є außerdem völlig klar. Im Folgenden wird auseinandergesetzt, daß man sich in Freunden einen besseren Nachruhm sichern kann als in vielen Kindern; Z. 8 ff.: ὁρῶμεν / δὲ καὶ τῶν ἰδιωτῶν πολλοὺς τυγ/χάνοντας ἁπαξαπάσης τιμῆς ἐννό(10)/μου καὶ φυσικῆς ὑπὸ φίλων ἀξιολό/γως [εὐ]νοησάντων πολὺ μᾶλλον ἢ / τοὺς τὰ Δαναοῦ καὶ τἀδελφοῦ κλει-<νὰ> / τέκνα <ἢ τὰ τ>οῦ ἑκατόμπ<αι>δος [1]) Ἡρακλέ/ους καταλιπόν[τας], <ὅσωι> περίεστ<ίν>(15)/γε κερδ[α]ίνειν εὐχρήστου<ς> φίλους <ἢ>/ κακὰ <τέ>κν<α> [2]). S. XXIV 5 ff. weist Philodem den Gedanken zurück, es sei schmerzlich kinderlos zu sterben, weil man das Erworbene lachenden Erben hinterlasse; wer so denkt, der tut das καθάπερ οὐχὶ / [π]ολλάκις ἅπασιν καταλείπειν κλει(9)/<ν>οῦ <ὄ>ντος ἢ τισὶν <ὀρφ>ανοῖς [3]). Dann geht es weiter: χωρὶς(10) / [τοῦ] μηδὲ φαύλους εἶναι μηδ' ἀγα/[θί]ους ἐνίοτε τοὺς κληρονομήσαν/τ[ας]. ἐὰν δ' ὦσιν πον[η]ροί, προφυλάξασ/θ[αι] δυνατὸν διδόν<τ>ι [4]) σπουδαίοις καὶ / φίλοις. Das Nächste ist wieder undurchsichtig, Z. 28—31 in der Fassung, die B. gibt, für mich unverständlich. Von Z. 31 ab ist wieder klarer Zusammenhang. XXV 10 ff. lese ich: τὸν δὲ τοσοῦτον / χρόνον, ὅσον ἐλλείψειν πείθ<οντ>αι (die Angehörigen),/ συλῶσιν καὶ ὄντα [5]). XXVI 1 ff. ist die Rede davon, daß jemand in der Fremde stirbt und Anverwandte in der Heimat zurückläßt; das ist gewiß schmerzlich [6]), ἀλλ' ὥστε νύττειν μό/<ν>ον, ο[ὐ]χ ὥστε λύπην καὶ μεγάλην / ὀδύνην ἐπιφέρειν [κ]αταφερομένοις(5) / ἐπὶ τὰς ἐν τῶι ζῆν [πα]ρακολουθούσας / ἐπὶ ξένης [γῆ]ς δ[υ]σχρ[ησ]τίας [7]). κατὰ μὲν / τὸ συνέχον πρὸς ἡμᾶς οὐδ' οὗτός / ἐστιν ὁ θάνατος ἅτε μηδενὸς ἐπαισ/θησομένους, οὐχ ὅτι τοῦ κεῖσθαι τὰ(10) / λείψαν' ἡμῶν ἐπὶ ξέ[νης]. εἶτ' οὐ δι' [8])/

1) τἀδελφοῦ καὶ / τοῦ Κά[δμου?] . . . . ΟϹ Ἡρακλέ/ους B.; am Schlusse scheint ΚΑΙ ausgeschlossen; Є ist sehr dicht an Λ herangerückt. In der folgenden Zeile ist ΤЄ deutlich, der Querstrich des Є sichtbar; ЄΚΑΤΟΜ steht über ЄΤΙΠΛЄΟΝΟ.

2) κατ[α]λιπόν[τας] . . . γε περιέστ[αι?]/τε κερ[δ]αίν[ε]ιν . . . . ΙΝΟΝ . . /κακά? . . Μ . . . . . B.

3) οὐχί Mekler, οὐ χρ[ή]? B., Ottaviano, καταλείπειν ἢ ΔЄΙ/. . ΟϹ . . . . Ϲ ἢ τισιν [τέ]κνοις B.; ΚΛЄΙ ist sicher, wenn auch das Κ etwas anders als gewöhnlich aussieht. Am Schlusse steht anscheinend ◡ΙΑΙΝΟΙϹ; aber der Strich zwischen Α und Ν ist nur ein Schmutzstreifen.

4) . . . . . Ι B.

5) ἐγλείψειν, πεῖθ[ετ]αι und ⁻ЄΛω . . ΒΑΙΟΝΤΑ B.

6) Bassis Lesung auf Grund der Zeichnungen gibt keinen Sinn; der Lichtdruck ist in den ersten Zeilen unbrauchbar.

7) ΜΟ/. ΟΝ und in der folgenden Zeile 5 ταύτην und καταφερομένους B.

8) οὐδὲ (δι') B., aber dann müßte es hier und nachher οὔτε heißen.

αὐτὸ φευκτὸν οὐδ' ἐκτρ<επτὸν>[1]) τὸ κατα/στρέφειν ἐπ' ἀλλοδημ[ίας] οὐδὲ δι' αὐ/τὸ τίμιον τὸ ἐπὶ τῆς οἰκ[είας], ὥστ' εἰ / μὲν φυγάδες γενόμενο[ι τελε]υτῴη(15)/μεν ἢ δι' ἄλλην τινὰ αἰτ[ίαν ἢ] περίστασιν ε<ἰ>ρχθέντες, <οὐκ ἂν εἴη> ἀγα<νακτ>η/<τ>έον ἄ<λλ>ως ἢ καθόσον <μόνοι> τε/-λ<ευ>τῶμεν[2]). Im Folgenden kann ich bis auf wenige Zeilen keinen klaren Zusammenhang gewinnen. XXVII 35 ff. wird wieder deutlich: [κἀκεῖ]/νο ἐνο[χλεῖν λέγ]ουσιν ἔνιοι, τελευ/τῆς ἀναξ[ίου πολλοὺς τ]ετε[υ]-χέναι [τῶν]/(XXVIII 1) πρό[τερ]ον. εἰ δὲ τὸ νενοσηλ<ευμένο>ν[3]) ἐν τ[ῆι κ]λίνηι καὶ γ[ρ]αδίου τρόπον, ἀλ/λ' οὐχὶ ›μέγα ῥέζοντα καὶ ἐσσομένοι/σι πυθέσθαι‹, καθάπερ ἔθος ἐνίοις τραγῳ/δεῖν, ἀποπληξία πολλή τις ἐστίν. Von nun ab ist der Text durch die bessere Erhaltung von P ziemlich leicht lesbar. XXXI 5 ff. ist davon die Rede, daß verständige Gesetzgeber den übermäßigen Aufwand bei Bestattungen verboten haben: φαίνονται δὲ καὶ τῶν νομοθετῶν(5)/ οἱ φυσικῶς καὶ καλῶς διαταξάμε/νοι καὶ κεκωλυκότες ἐκ<χεῖσ>θαι[4])/ κατὰ τὰς ταφὰς διὰ τὸ τῶν ζώντων / τὰς χρείας ἀφαιρεῖσθαι κτἑ. XXXII 2: ὅταν δέ τις εὖ τε βεβιωκὼς ἦι καὶ/ φίλοις ἀξίοις ἑαυτοῦ κεχρημένος, ὑ/πὸ δὲ τύχης ἢ πονηρίας ἀνθρώπων / κε-κωλυμένος[5]) (ταφῆς)[6]) τυχεῖν, οὐδ' ἐλαχίσ(5)/τηι συνέξεται λύπῃ τὸ μηδ' ἔσεσθαι / πρὸς ἑαυτὸν λογιζόμενος. XXXII 31 ff. ist davon die Rede, daß es töricht ist, den Tod auf dem Meere stärker zu fürchten als den in einem Flusse oder gar im Weine: [καὶ] τ<ο>ῦτο[7]) γὰρ ὑγρόν. τὸ <δ'>[8]) ὑπ' ἰχ/[θύων κ]α[ταβ]ρ[ωθ]ῆναι χεῖρο<ν οὐ>δὲ<ν δήπου>/(XXXIII 1)-θεν[9]) ἔχει τοῦ γῇ κεκρυμμένον ὑπ' εὐ/λῶν καὶ σκωλήκων ἢ κείμενον ἐ/πὶ γῆς ὑπὸ πυρός· ὅταν γε μήτ' ἐκεί/νων μήτε τούτων αἴσθησις ἦι τῶι/ λειψάνωι, τί δεῖ διαφέρεσθαι; XXXIV 21 ff.: ὅταν δέ τι[ς ζήσας] καλῶς καὶ / παντὸς σπ[ίλ]ου καθ[αρῶς εἶ]τ' ἐκ φθόνου / καὶ διαβολῆς καὶ σ[υνωμ]ο-σίας ἀνθρώ/πων παμπ[ον]ήρω[ν διὰ τύ]χην τοιαύ/την δηχθῆι[10]), τοὺς μὲ[ν

1) φευκτὸν οὐκ ἔστι[ν οὐ]δ[ὲ] B., was ich nicht verstehen kann.

2) περίσ/τασιν σ[υν]ήθη τύχη δ' Α..ΝΑ....Η/.ΕΟΝ..ΩC οὐ καθόσον...... τελ/[ε]υτῶμεν B.; hinter περίστασιν ist συνήθη ausgeschlossen; vor Θ steht Δ oder Χ; die Lesung der Abschriften ist willkürlich. Am Anfange der letzten Zeile ist Λ deutlich; damit fällt wieder ein Beispiel für die falsche Silbentrennung, mit der B. öfters rechnet.

3) νενεωλκημένον B.

4) ΕΚ..Ω..ΘΑΙ B.; der Raum ist kleiner, Ω scheint mir ausgeschlossen.

5) ΚΕΚΩΛΥΜΕΝΟΝ steht deutlich im P.; wie B. den Akkusativ erklären will, sehe ich nicht ein.

6) Buresch.

7) τ[α]ὐτό B.

8) [θ'] B.

9) χεῖρο[ν]. ΛΕ..Μ./ΘΕΝ B.

10) δ[η]χθείς B.; die Lichtdrucktafel versagt; daß hier Verbum finitum stehen muß, zeigt der nun folgende Hauptsatz.

πόν]ους, ἂν προσ(25)ῶσ[ιν, οὐδὲν μ]ᾶλλον ἤ τινα[1]) νόσον εἰδή/[σει χει]μάζοντας, οἷς[2]) δὲ γ[ιν]ώσκει πα/ραμ<υ>θίοις <χ>ρώμενος[3]) ὑπεράνω γε/νήσετ' αὐτῶν. Dann am Schluß der Kolumne Z. 35 ff.: τὴν / ζωὴν ἀνέγκλητον καὶ μακαρίαν / ἀν[ε]πισ[τρ]έ[πτ]ως[4]) ἕξειν σέρφων ἀ/<για>ρῶν[5]). In Kolumne XXXVI ist vom Nachruf die Rede, der sich meist nicht an das Gute, sondern an das Böse hängt; Z. 25 ff.: φ[θαρ]έν/τος γὰρ οὐδεὶς μνημονεύ[σει] <ἐπὶ τῶι εὖ> / ζῆσ<αι>, ἀλλὰ τῶι κακῶ<ς ἀ>ποθ<ανεῖν>[6]). κἂν / πάντες αὐτὸν ὑπονοῶσιν οἱ μεταγε/νέστεροι μακαρίως ἐζηκέν[αι, τί κε]κου/φικὼς ἔσται τῆς ἀθλίας ζωιῆ/ς, οὐκ] ἔσ/τιν ἐπινοῆσαι. XXXVIII 14 ff. muß noch zurechtgerückt werden: ὁ δὲ νοῦν ἔχων, ἀπει/ληφὼς ὅ[τι] δύναται πᾶν περιποῆσαι (15) / τὸ πρὸς εὐδαίμονα βίον αὔταρκες, εὐ/θὺς ἤδη τὸ λοιπὸν ἐντεταφιασμέ/νος περιπατεῖ καὶ τὴν μίαν ἡμέραν / ὡς αἰῶνα κερδαίνει, παραιρουμένης / δὲ οὔτε στενάζων, εἰ οὕτως ἐλλείπων <ἐσ>(20)/τὶ[7]) τοῦ κρατίστου βίου, συνακολουθεῖ πρό/<θ>υ<μος>[8]) καὶ τὴν ἐκ τοῦ χρόνου προσθή/κην ἀξιολόγως ἀπολαβὼν ὡς παραδό/ξῳ συνκεχωρηκὼς εὐτυχίαι καὶ κατὰ / τοῦτο τοῖς πράγμασιν εὐχαριστεῖ. Z. 28 f. schreibt B. wie öfters unter Vernachlässigung der sonst üblichen Silbentrennung πιθανὸν [ήγ]/ε[ἴ]ται, wo Blaß οἴ/εται vorschlug; es muß heißen: πιθανὸν / ο<ἴε>ται. Die Unterschrift lautet:

ΦΙΛΟΔΗΜΟΥ
ΠΕΡΙΘΑΝΑΤΟΥ
$\overline{\Delta}$

Links unten steht eine Angabe über die 108 σελίδες des Papyrus und darunter die noch nicht endgiltig aufgeklärten Buchstaben 'ΔΙϹ.

Es folgen für beide Schriften getrennt die nunmehr natürlich vielfach abzuändernden genauen Wörterverzeichnisse.

Alles in allem haben wir mit der neuen Ausgabe die notwendige Grundlage zu einer künftigen abschließenden Ausgabe und müssen dafür dankbar sein. Wer daran denkt, daß mit jedem neuen Jahre Teile der noch erhaltenen Papyri verwittern oder wenigstens schwerer lesbar werden, kann nur wünschen, daß die Fortsetzung des groß angelegten Planes der Neapler Akademie nicht durch die Folgen des Krieges behindert werde. An Mitarbeitern wird es auf deutschem

1) ἢ διὰ B., was ich nicht verstehe; der Lichtdruck versagt wieder.

2) ὃ B., für den vorhandenen Raum zu schmal.

3) ΠΑ../ΝΑΠ..ΟΙΟΙϹ⁻ΡωΜΕΝΟϹ B.; hinter ΠΑ scheint nichts mehr zu stehen; Α steht über dem Є des nächsten Zeilenschlusses.

4) Buresch.

5) Α../Τ..ΡωΝ B.; der Lichtdruck gibt keine Auskunft.

6) ..../ΛΗϹ⁻.. ἀλλὰ τῶι ΚΑΚω.Πω.... B.

7) ἐλλείπων/τι B.

8) ΠΡΟ/.Α.... B.

Boden nicht fehlen; ein Blick in den kritischen Kommentar der beiden von uns behandelten Schriften zeigt, wie der deutschen Wissenschaft der Löwenanteil an der Wiedergewinnung Philodems bisher zugefallen ist. Möge die jüngere Generation das Erbe wahren und mehren!

Magdeburg. Karl Fr. W. Schmidt.

Hans Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Band 3: Das Mittelalter. Berlin 1907, G. Stilke.

Die Menschheit hat stets an der Aufgabe zu arbeiten gehabt, die allmählich verschwindende, kriegerische Urkraft der Barbarei durch eine Wehrverfassung zu ersetzen und dazu bald einen Kriegerstand, bald Söldnertum, bald das Volksheer der jungen Mannschaft ausgebildet. Welche von diesen Lösungen ein Volk versucht, hängt von seiner geistigen, politischen und wirtschaftlichen Verfassung ab. Von der Wehrverfassung wieder ist die Form der Taktik abhängig, die in einem Kulturkreis geübt wird: entweder erzieht man Qualitätskrieger zum Einzelkampf, oder man bildet aus der Masse den taktischen Körper. Wehrverfassung und Taktik endlich bedingen die Strategie, deren Anwendung dem Zeitalter möglich ist. Denn je nach den Mitteln, die zur Verfügung stehen, kann der Feldherr auf die Vernichtung oder nur auf die Ermattung des Feindes ausgehen. Wehrverfassung, Taktik und Strategie also bilden einen festgeschlossenen Kreis kulturhistorischer Erscheinungen, und ihre Entwicklung in ihrer Abhängigkeit von Staatsverfassung und Wirtschaft zu verfolgen, ist die Aufgabe der Geschichte der Kriegskunst. Dabei hat sie noch ein besonderes Augenmerk auf die Truppenzahlen zu richten. Denn die Zahl ist ein empfindlicher Gradmesser für die Leistungen einer Wehrverfassung und andererseits maßgebend für Taktik und Strategie.

Dieses festgeschlossene Gebiet hat Delbrück der Geschichte der Kriegskunst zugewiesen und damit diesen Zweig der Geschichtswissenschaft begründet. Zugleich hat er in Einzeluntersuchungen am Ausbau solcher allgemeinen Kriegsgeschichte meisterhaft gearbeitet und sich dann an die gewaltige Aufgabe gemacht, ihre Ergebnisse in einem zusammenfassenden Werke darzustellen. Der Größe der Aufgabe entspricht der Wert des Werkes. Bei seiner Beurteilung sind die Schwierigkeiten der Arbeit zu bedenken. Untersuchungen über die Kriegskunst haben zunächst mit dem Mangel an gleichzeitigen Darstellungen zu kämpfen, denn das allen Bekannte, Alltägliche wurde ja in früheren Zeiten nicht geschildert. Wie wenig brauchbar die kriegstechnischen Werke aus dem Mittelalter sind, zeigt Delbrücks

Abschnitt ›Theorie‹. Aber auch die eigentlichen Urkunden kann man für die Geschichte der Kriegskunst nicht so verwenden, daß man mit juristischer Genauigkeit feststellt, was etwa in Gesetzen vorgeschrieben ist, und daraus nun ohne weiteres auf den Brauch schließt. Delbrück zeigt, wie wenig manchmal juristische Form und praktischer Zweck der Gesetze übereinstimmten. Man ist also für die Geschichte der Kriegskunst auf Schlüsse aus den Ereignissen selbst angewiesen. Diese sind uns aber meist sehr mangelhaft überliefert. Nichts ist ja schwerer als eine Kampfesdarstellung selbst für den unparteiischsten Berichterstatter. Will man wirklich erfahren, wie es eigentlich gewesen ist, so wird man immer durch Auslegung helfen müssen. Diese Auslegung setzt aber u. a. Kenntnis des Zustandes der Kriegskunst voraus, für den man doch erst aus jener Darstellung selbst etwas erfahren will. Man muß also die Quellen sich gegenseitig kontrollieren lassen (wie es Delbrück S. 304 fordert), d. h. fortlaufend jede Quelle im Zusammenhang mit allen übrigen auslegen. Dies ist die Sachkritik, wie sie Delbrück fordert und selbst übt. Sie muß aber unterstützt werden von historischem Instinkt (so Delbrück S. 680), und dieser muß auch noch auf dem besonderen Gebiet der Geschichte der Kriegskunst geschärft werden, um jederzeit zu erkennen, ob kriegerische Vorgänge, die berichtet werden, möglich sind oder nicht. Einige der allgemeinen Sätze, die sich so ergeben, mögen hier angeführt werden: Kavallerie kann keine defensive Taktik haben. Tiefe Aufstellung hat zu Pferde nicht den Nutzen wie zu Fuß. Absichtlich einen Teil der Truppen zurückzuhalten, bis die andern geschlagen sind, ist Unsinn. Auf Naturalwirtschaft gegründete Staaten können keine großen Heere aufstellen. Daß sich jemals Krieger für die Schlacht aneinandergebunden haben, ist Fabel oder Bild. Jeder Satz dieses Syllabus trifft einen Irrtum, der mehr oder weniger oft begangen worden ist, und zwar teils von solchen, die mit Sachkenntnis, aber ohne Kritik, teils von solchen, die mit Quellen-, aber nicht Sachkritik vorgingen. Mit untrüglichem Instinkt für die kriegshistorischen Möglichkeiten ausgerüstet, sucht nun Delbrück auch durch Kombination und Analogieschlüsse zu möglichst reichhaltigen Ergebnissen zu kommen. Natürlich ist es bei den geschilderten Schwierigkeiten oft nicht möglich, Einzelheiten der Ereignisse oder der Entwicklung bündig zu beweisen. Auch Delbrück kommt also oft nicht über Annahmen hinaus, doch leuchten diese, von anderm abgesehen, immer dadurch ein, daß sie ein geschlossenes, lebenswahres Bild der Entwicklung ergeben.

Dies gilt z. B. für seine Anschauung von der Wehrverfassung der Karolingerzeit. Das altgermanische Volksheer war zur Zeit Karls des Großen zertrümmert, das Lehnswesen noch nicht fertig ausgebildet.

Wie haben wir uns den Uebergang vorzustellen? Früher hat man geglaubt, daß der alte Heerbann noch neben den Vasallen aufgeboten worden sei, und fand die Bestätigung dafür in den Vorschriften der Kapitularien: darnach sollten sich immer mehrere Kleinbauern zusammentun, um einen von ihnen als Krieger auszurüsten. Delbrück nimmt dagegen an, daß diese Bestimmungen nur die Form waren, in der man eine Kriegssteuer erhob, und daß mit diesen Kriegssteuern dann Berufskrieger aus dem Vasallenstande ausgerüstet wurden. Diese Annahme ist für das Ende der Karolingerzeit auch schon vor Delbrück gemacht worden (Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte II 206): Die wirtschaftlichen Lasten des Kriegsdienstes sollten eine solche Handhabung erzwungen haben. Karls des Großen Heere aber sollten noch Bauernaufgebote gewesen sein. Delbrück nun lehrt, daß dies ganz unmöglich ist, weil sich schon Karl Martell eines Berufskriegerstandes bedient hat. Darüber herrschst Uebereinstimmung. Wenn die Menge aber einmal unkriegerisch geworden ist, so kann sie nur durch ganz bestimmte Einrichtungen zu kriegerischen Leistungen erweckt werden, und solche Einrichtungen, nämlich solche, die mit der Anwendung des taktischen Körpers zusammenhängen, fehlten in der Karolingerzeit ganz und gar. 750 Berufskrieger, 800 Bauernheere, 850 wieder Berufskrieger, solche Kreuz- und Quersprünge kann die Entwicklung nicht machen. Und was hat dazu geführt, sie anzunehmen? Nur die Kapitularien mit ihren scheinbar klaren, ausdrücklichen Aufgebotsbestimmungen. Aber wie wenig ist daran wirklich klar und sicher: wie heikel ist schon die Frage, ob sie auf Heerversammlungen beschlossen worden sind. Prenzel wirft sie in seinen Beiträgen zur Geschichte der Kriegsverfassung unter den Karolingern auf (z. B. Anm. 1 zu II). Man muß sie wohl bejahen, aber wie kann auf solcher Heerversammlung erst das Aufgebot erlassen werden? Ferner herrscht völlige Unsicherheit über die Grundfrage, ob jedermann, also auch jeder erwachsene Sohn, mit ausziehen mußte (Schröder, Rechtsgeschichte, 165: ja, Waitz, Verfassungsgeschichte II, 2 [3], 212 Anm. 1: nein). Und doch bedeutet es die Unmöglichkeit gerechter Verteilung, wenn z. B. von zwei Gütern das eine einen, das andere vielleicht sechs Krieger ausrüsten sollte. So ist man denn für die späteren Karolinger auch schon über das Zeugnis der Kapitularien hinweggeschritten. Warum soll man es nicht auch für Karls des Großen Zeit tun? Daß es sich um eine solche Vordatierung der Entwickelung zum Berufskriegertum handelt, außerdem allerdings auch um die Motive der Entwicklung, stellt Delbrück S. 32 fest. Was die Motive betrifft, so sieht er ›den Grund der Abwandlung nicht bloß in dem wirtschaftlichen ›Nicht-leisten-können‹, sondern ebensosehr in

der kriegerischen Qualität. Aber ›die Konsequenz dieser anderen Datierung und Motivierung‹, sagt er dort mit Recht, ›ist die Herstellung des Zusammenhangs der mittelalterlichen Kriegsverfassung, des Rittertums mit der Völkerwanderung und der Ueberwindung der Römer durch die Germanen, welcher Zusammenhang durch die Einschiebung eines bäuerlichen Milizheeres und allgemeiner Wehrpflicht in der Merovingerzeit aufgehoben war‹. Nach der alten Auffassung, möchte ich hinzufügen, führte Karl der Große, dieser gewaltige Reichsschöpfer, fortwährend einen aussichtslosen Kampf gegen eine übermächtige Entwicklung, indem er seine freien Bauern durch Herabsetzung der Wehrpflicht über Wasser halten wollte. Im Lichte von Delbrücks Darstellung erscheint er als kluger Staatsmann, der mit vollen Segeln in das neue Fahrwasser steuert und sich mit der Erhebung von Kriegssteuern die doch nicht zu hemmende Entwicklung zu nutze macht.

Diese Entwicklung hat schließlich zum Lehnsstaat geführt, der ›dem Prinzip der Einzelkämpfer und Qualitätskrieger erst völlig homogen‹ ist (Delbrück S. 91). In diesem ruht die Kriegsverfassung nicht auf festen Sätzen, sondern auf dem Verhältnis von Person zu Person, vorab auf dem Interesse, das die großen Lehnsleute am Staate nehmen. Delbrück verwirft deshalb (Seite 97) mit Recht die Versuche, ›objektive Maßstäbe zu finden, nach denen die Heeresleistung damals umgelegt und ausgeschrieben worden sei; es war‹, sagt er, ›das Bedürfnis des modernen Staates, das man ohne genügende Empfindung für die Eigenart des mittelalterlichen Staates auf diesen übertrug‹. So ist uns auch kein königliches Dienstrecht erhalten, das die Pflichten der Großen des Deutschen Reiches enthielte, sondern nur Dienstrechte für die Aftervasallen, auf deren Dienste das Reich keinen Anspruch hatte. Diese Dienstrechte mochten ihnen Schutz gegen übertriebene Forderungen der Herren geben. Sonst sind ›Feudalität und feste Zahlen ihrer Natur nach so gut wie inkommensurable Begriffe‹ (S. 105). Der Lehnsstaat hat sich dann im Rittertum den Berufskriegerstand gebildet, der die höchsten diesem Staat und seiner Wirtschaft möglichen Leistungen vollbracht hat: es sei nur an Römerfahrten und Kreuzzüge erinnert. Die Ritter zeigen das mittelalterliche Kriegswesen in seiner reinsten und schärfsten Ausprägung. Seine Grundtatsache ist die Bedeutung des Einzelkampfes im Gefecht, das Fehlen jedes Ansatzes zur Bildung taktischer Körper. Einzeln wohnten die Ritter auf ihren Burgen, im Einzelkampf bildeten sie sich und den Nachwuchs zu möglichster Vollkommenheit. Zu dieser Vollkommenheit gehörte der trotzige Heldensinn und ein gesteigertes Ehrgefühl. Und beide dulden keine Beugung unter eine Mannszucht, wie sie

der taktische Körper verlangt. Dies alles leuchtet aus dem ganzen Bild des Rittertums hervor, wie es sich aus Tausenden von Einzelzügen ergibt, und viele Einzelschilderungen aus Schlachten und Gefechten bestätigen es. Delbrück greift zur Veranschaulichung der ritterlichen Fechtart eine besonders deutliche Schilderung aus dem 15. Jahrhundert heraus, die vom Gefecht am Pillenreuth. Hier wird ausführlich erzählt, in welcher Formation die Ritter anritten, und das war nicht die Linie, sondern eine schmale, tiefe Kolonne. Das zeigt schon allein den himmelweiten Abstand zwischen den damaligen Reisigen und neuzeitlicher Kavallerie. Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, daß in dieser Gestalt ein Choc, also ein Angriff eines taktischen Körpers, ausgeführt werden sollte. Vielmehr muß diese Aufstellung von vornherein darauf berechnet gewesen sein, daß sie sich veränderte, sonst hätte die Mehrzahl überhaupt nicht am Kampfe teilnehmen können. Sie diente also zur Einleitung einer Masse von Einzelkämpfen und wird gewählt worden sein, weil zur geordneten Vorwärtsbewegung einer breiten Linie jede Uebung, jeder Zusammenhalt fehlte, denn die leichte Lenkbarkeit ist der einzige Vorzug der tiefen Kolonne bei Reitern, bei denen nicht wie bei Fußvolk das Nachdrängen der hinteren Glieder ausgenutzt werden kann. Zu diesen Folgerungen paßt vollständig, daß Delbrück aus mehreren Zeugnissen erweisen kann, daß langsam angeritten worden ist: ein weiterer Hauptunterschied von neuzeitlicher Kavallerie. Es sollte eben nicht der Anprall einer geschlossenen Masse die Entscheidung bringen, sondern Einzelkämpfer schlugen sich in längerem Gefecht miteinander herum. Natürlich konnte bei solcher Kampfesweise keine Taktik der verbundenen Waffen entstehen, wobei die Schwesterwaffen, in sich geschlossen fechtend, einander beistehen, sondern das Mittelalter bildete den Mischkampf aus. Dabei schlossen sich die Einzelkämpfer der Hilfswaffen dem Einzelkämpfer der Hauptwaffe an. Delbrück kann diese Weise seit 1126 belegen und im 14. Jahrhundert wird sie so zur allgemeinen Gewohnheit, daß man nach ›Gleven‹ oder ›Lanzen‹ rechnet, d. h. nach Gruppen von je einem schwergepanzerten Nahkämpfer mit mehreren einzelnen Hilfskämpfern, als Schützen und Spießern zu Fuß oder leichten Reitern. Der Ritter ist in solcher Gruppe nicht der Offizier, der etwa die Hauptkämpfer im Gefecht lenkt, sondern er ist selbst der Hauptkämpfer, dem die andern nur Dienste leisten. Das Rittertum war Waffengattung, zugleich aber auch Geburtsstand. Die Möglichkeit dieser merkwürdigen Vereinigung erklärt Delbrück einleuchtend aus der damaligen Bewaffnung und Kampftechnik. Die Güte der Waffen und das starke Streitroß gaben ein entscheidendes Uebergewicht, die Kosten ihrer Beschaffung setzten

aber die Wohlhabenheit eines bevorzugten Standes voraus. Ebenso verbürgte der Geburtsstand die Ueberlieferung und Erziehung eines gesteigerten Ehrgefühls, wie es der Vorkämpfer brauchte. In diesem Kriegswesen gab es keine Taktik im Sinne einer in ihrer Technik ausgebildeten Kunst. Weder die besondern Vorteile der Offensive und Defensive noch die besondern Vorzüge jeder Waffengattung konnte der mittelalterliche Feldherr zusammenwirken lassen. In der Regel konnte er nichts tun als sein Heer in leidlicher Ordnung an den Feind bringen und dann das Beispiel tapferen Einhauens geben. Höchstens scheint man manchmal eine Staffel zurückgehalten zu haben, aber nicht, um mit ihr die Entscheidung herbeizuführen, sondern um allenfalls im Beginn des Gefechtes entstandene Unordnung auszugleichen, Lücken auszufüllen. Bei dem lockeren Zusammenhalt eines Heeres von Einzelkämpfern wird es ja nicht so große Schwierigkeit geboten haben, einen Teil herauszunehmen, andererseits aber auch nicht die große Bedeutung gehabt haben, wie wenn aus taktischen Körpern Treffen oder Reserven ausgeschieden werden. Ueberhaupt scheint manches, was für den taktischen Körper als schwierige Aufgabe gilt, manchmal auch Rittern zu gelingen, z. B. sich nach zerstreutem Gefecht zu sammeln. Aber es will das doch nicht entfernt so viel bedeuten wie, wenn ein taktischer Körper sich sammelt. Denn auch die Ordnung, die von einem Ritterheer verlangt wird, läßt sich mit der Ordnung eines taktischen Körpers nicht entfernt vergleichen. Und doch »handelt es sich (Delbrück S. 376) nicht um einen absoluten, sondern um einen polarischen Gegensatz, d. h. ein Haufe von Rittern und eine Schwadron Kürassiere sind sehr ähnlich und doch grundverschieden, indem in jenen ein sehr geringer Grad von Einheit, ein sehr hoher von Einzelqualität — in dieser ein sehr hoher Grad von Einheit, ein viel geringerer von Einzelqualität vorhanden ist«. — Dem niederen Stand der Taktik entsprach die Strategie. Auch sie war nicht als ausgebildete Kunst vorhanden. Bei der großen Bedeutung, die das Verhältnis einzelner Personen zueinander für den damaligen Staat hatte, wirkten fortwährend Parteiwechsel selbst untergeordneter Machthaber bestimmend auf den Gang des Krieges ein, zumal jedem von ihnen Befestigungen zur Verfügung standen. Kein Wunder, daß sich die kriegerischen Ereignisse meist in Belagerungen erschöpften. Delbrück bedient sich hier der früher von ihm geprägten Ausdrücke, aber aus seiner Darlegung geht klar hervor, daß die Erscheinungen der Ermattungsstrategie im Mittelalter vorherrschten. Nur einen einzigen Feldzug findet er auf Entscheidungsschlacht und Vernichtung des Gegners angelegt, den vom Jahre 955. Schade, daß die Beschaffenheit der Quellen es ihm nicht möglich macht, seine hohe

Auffassung von Otto dem Großen als Feldherrn zur Gewißheit zu erheben.

Auch die fremden Züge im einheitlichen Bilde des mittelalterlichen Kriegswesens behandelt Delbrück. Da ist zunächst eine Abweichung von der naturalwirtschaftlichen Kriegsverfassung: das Söldnertum. Mit der allmählichen Hebung der Edelmetallförderung stieg auch die Zahl der Söldner, und sie traten mit den Lehnskriegern in Wettbewerb. Geldmächte, die sich ihrer bedienten, waren der Papst, die Städte, Byzanz und die normännischen Könige. Besonders lehrreich ist Delbrücks Darstellung der Entwicklung bei den Normannen in England und Unteritalien. Das Söldnertum bildet aber eine Besonderheit nur in der Verfassung, nicht in der Kampfesweise der Heere. Die Söldner fochten als Einzelkämpfer, und wenn sie am besten ausgebildet und gerüstet waren, als Ritter, ja, sie waren überhaupt zum guten Teil Ritter, der Lehnsadel gab den Hauptwerbeplatz für das Soldkriegertum her. So weicht auch die Kriegführung der Städte kaum von der allgemein im Mittelalter üblichen ab. Sie hätten nichts erreicht, wenn sie nicht Ritter in ihren Mauern gehabt und sich außerdem durch Sold- und Subsidienverträge ritterliche Truppen verschafft hätten. Sie machen zwar auch selbst Ansätze, Krieger zu werden, und ihre Heere sind reicher als andere mit Kriegern zu Fuß versehen. Aber das Fußvolk gibt in ihren Gefechten nicht den Ausschlag. Delbrück gibt eine Auswahl von Schlachtberichten aus den Städtefehden, die das beweisen, schließt aber außerdem einen indirekten Beweis an, der m. E. bündig ist: bei der ungenauen, vieldeutigen, oft aus der Antike entlehnten Ausdrucksweise mancher Quellen könnte man auf die Vermutung kommen, daß es im Mittelalter Fußvolk nach Art des antiken gegeben, daß das Carroccio den Mittelpunkt eines taktischen Körpers gebildet habe. Aber daran müßte sich eine Entwicklung der Kriegskunst geknüpft haben, und das ist doch nicht eingetreten. Auch die politische Geschichte müßte andere Bahnen gewandelt sein. Wenn die Mailänder den Sieg bei Legnano einem überlegenen Kriegswesen verdankt hätten, so wäre ein anderer Friede als der von Venedig und niemals die Niederlage von Cortenuova gefolgt.

Gegen Ende des Mittelalters fanden sich nun aber immer mehr Fälle, wo Heere, die nur zum kleinen Teil aus Rittern bestanden, mit einer ihnen eigentümlichen Fechtweise Erfolge errangen: in der Sporenschlacht überwältigt Fußvolk mit der blanken Waffe im Gegenstoß die französischen Ritter. Im hundertjährigen Kriege siegten die englischen Könige wiederholt durch Schützen, denen abgesessene Ritter in geringer Zahl Halt gaben. Mit berittenen Rittern, den Sipahi,

wirkten die Janitscharen, eine stehende Truppe von Bognern zu Fuß, erfolgreich zusammen. Die Hussiten aber benutzten eine Wagenburg, um den Feind erst durch ihre Verteidigung zu zermürben, dann im Ausfall zu überwältigen. In all diesen Fällen bringen demokratische Elemente bedeutende Leistungen hervor und zeigen manche Aehnlichkeit mit der Infanterie des Altertums und der Neuzeit. Und doch weist Delbrück nach, daß sie keinen echten taktischen Körper zustande gebracht haben. Ihre Wirksamkeit und Brauchbarkeit war beschränkt: die Flamen, die in der Sporenschlacht unter günstigen Umständen durch die Defensive mit offensivem Rückstoß gesiegt hatten, versuchten bei Rosebeke vergebens, angriffsweise zu verfahren. Die englischen Schützen verdanken ihre Lorbeeren wesentlich dem Genie ihrer Führer, nächstdem auch den groben Fehlern ihrer Feinde. Aehnlich erleichterte bei Nikopolis ›ein bloß auf seine Tapferkeit vertrauendes, unregierliches Feudalheer‹ durch sein täppisches Zufahren den Türken ihren Sieg. Und die Janitscharen wieder blieben bei diesen rein defensiv, ihre Verwendung blieb an die Möglichkeit des defensiven Verfahrens und an das Zusammenwirken mit den Sipahi, also mit Rittern, gebunden. Ganz und gar schoben die Hussiten den Gegnern die Initiative zu. Im Anfang der Hussitenkriege paßte dazu auch die strategische Lage, indem die Gegner ja Böhmen erobern wollten. Nachher kam den taktischen Bedürfnissen der Hussiten der Charakter der Ritterheere zugute, die als Reiter darauf angewiesen waren, anzugreifen. So konnten mit einer defensiven Taktik offensive Kriegs- oder wenigstens Verwüstungszüge unternommen werden. Alle diese Kriegsvölker waren auf das Zusammentreffen günstiger Umstände angewiesen, um ihre Fechtweise zur Geltung zu bringen. Es knüpfte denn auch keine Entwickelung der Kriegskunst an sie an. Flandrischer Landsturm wie englische Schützen, Janitscharen wie Hussiten sind Intermezzo, nicht Entwicklungsstufe. Sie haben auch nicht etwa bei ihren Gegnern einen Fortschritt der Taktik hervorgetrieben. Freilich zeigt die Schlacht bei Rosebeke Aehnlichkeit mit Cannae, indem das Zentrum der Franzosen rein defensiv bleibt, die Flügel den Gegner einschließen. Aber die Aehnlichkeit ist äußerlich. Es steht keine überlegene Ausbildung der Truppen dahinter, die solches Zusammenwirken immer und mit Sicherheit ermöglichte. Die Taktik der Engländer hat auch bei ihren Gegnern viel Anklang gefunden, man suchte möglichst viel Schützen zu bekommen, und daß die Ritter zum Gefecht absaßen, wurde sogar Mode. Aber sie waren auch bei dieser Taktik nicht die Offiziere, die einen taktischen Körper befehligten, sondern die Hauptkämpfer, und in dieser Eigenschaft begaben sie sich durch das Absitzen ihres besten Vorteils. Daher ist diese Sitte auch wieder abgekommen, ohne Folgen

zu hinterlassen. Die Hussiten sind nur durch Hussiten besiegt worden. Die Türken sind bei Angora den Mongolen unterlegen, und man möchte wohl wissen, welcher Art dies siegreiche Heer gewesen ist. Es ist dies eine Forderung der Vollständigkeit, denn daß die Entwicklung der Taktik nicht an die Mongolen anknüpft, wird ja wohl nicht bezweifelt.

Wo sie wirklich anknüpft, zeigt Delbrück noch im selben Bande. An diesem Gegenbilde lernt man erst recht das Bild des Rittertums verstehen, am fortgeschrittenen Kriegswesen der Schweizer erkennt man deutlicher, daß die Städter, Bauern und Söldner sonst keinen Fortschritt über das Rittertum hinaus gemacht hatten. Der Fortschritt, den die Schweizer gemacht haben, liegt in der Ausbildung des taktischen Körpers. In ihm bewegt sich eine Masse von Kriegern nach einheitlichem Willen, durch Kommandos gelenkt. Das ist grundsätzlich von der Einzelkampftaktik der Ritter verschieden, und bei einem ausgebildeten taktischen Körper springt diese Verschiedenheit in die Augen. Anders ist es mit den ersten Anfängen. Da ist es schwer, die Unterschiede zu erkennen, z. B. haben auch die Schweizer kein Exerzieren gekannt, und ihr Zusammenhalt im taktischen Körper ruht einzig auf der demokratischen Gewohnheit, selbstgewählte Obrigkeiten über Massen gleichmäßig befehlen zu lassen. Das fehlt den Rittern allerdings. Sonst aber haben wir zur richtigen Beurteilung der Schweizer Anfänge nur das Mittel, sie in die Entwicklung einzufügen, die von Sieg zu Sieg geführt und uns schon damit zugerufen hat: hier ist etwas vom Heerwesen der Besiegten spezifisch verschiedenes! und die ins helle Licht der Geschichte geführt hat, wo die Fechtart der Schweizer als etwas einziges anerkannt, nachgeahmt und schließlich fortgebildet worden ist. Diese Entwicklung möglichst lückenlos aufzuzeigen, hat sich Delbrück hier zur Aufgabe gesetzt. Er sucht bis an den Ursprung des Schweizer Kriegswesens vorzudringen und vermutet, daß wir hier noch ein Stück germanischer kriegerischer Urkraft vor uns haben. Er weist darauf hin, welch große Bedeutung das Vorhandensein einer großen Almende für die Erhaltung der alten, demokratischen Verfassung hatte, und vor allem darauf, daß wir schon im 13. Jahrhundert Schweizer als Söldner finden, daß die Schweizer also jedenfalls zu einem guten Teil Berufskrieger waren. Er versteht schon aus den ersten Schweizerschlachten die entscheidenden Züge des späteren Bildes herauszulesen. Er zeigt die Festigkeit und Machtvollkommenheiten der obersten Führung schon bei dem Ueberfall am Morgarten und fühlt die Ueberlegenheit der Schweizer Führung auch bei Laupen trotz der unsichern Ueberlieferung heraus. Er vermutet auch bei Laupen eine Aufstellung der Schweizer in drei Haufen und

führt uns so eine geschlossene Entwicklung vor bis Sempach und bis zu den Burgunderkriegen. Hier befindet er sich ja auf dem Boden, den er schon mit seinen ›Perser- und Burgunderkriegen‹ erobert hatte. Er hat seitdem, abgesehen von Einzelheiten, nicht umzulernen brauchen und auch die damalige Darstellung der Burgunderschlachten bis auf Murten jetzt übernehmen können. In diesen Schlachten stehen sich nun zwei typisch ausgestaltete Heerwesen gegenüber, einerseits der fertige, wenn auch ungeschlachte, taktische Körper, andererseits das Einzelkämpferheer des Mittelalters in seiner letzten, feinsten Entwicklung, wo es sich bis zur stehenden Truppe gesteigert und die Anwendung der Feuerwaffen in sich aufgenommen hat. Und so ist die Entscheidung in ihrem Kampfe zugleich die endgültige Entscheidung zwischen mittelalterlicher und neuzeitlicher Kriegskunst.

Gewaltig, farben- und gestaltenreich ist das Gemälde, das Delbrück uns entwirft. Dabei muß er darauf verzichten, uns große Männer als die schöpferischen Förderer der Entwicklung zu zeichnen — wie ungern er darauf verzichtet, sieht man an seiner so ansprechenden und würdigen Behandlung der Gestalten Ottos des Großen und der Sieger in den ersten Schweizerschlachten. Er kann im Rahmen des einen Bandes nicht alle Schlachten genau untersuchen — oft stützt er sich auf die von ihm angeregten, mit seinem Geiste erfüllten Forschungen seiner Schüler. Aber was führt er alles an unsern Augen vorbei: Sachsenkriege, deutsche Bürgerfehden, Romfahrten und Kreuzzüge, Ritter und Söldner, Normannen und Araber, blanke Waffe und Schützen, Eroberer und eingesessenen Kriegerstand. ... Und wieviel Lehren nehmen wir mit: die Bedeutung der Zahl in der Kriegskunst tritt uns fast auf jeder Seite entgegen; psychologische Seltsamkeiten, die zur Vorsicht in der Benutzung gerade kriegerischer Schilderungen mahnen, werden mehrfach aufgedeckt; kühn gesehene Vergleiche werden fruchtbar, z. B. der Sachsenkriege Karls mit den Cheruskerkriegen der Römer oder der Hussiten mit der levée en masse. Und Delbrücks Gemälde ist lebenswahr und überzeugt durch seine Lebenswahrheit in höherm Sinne, als es eine noch so vollständige Zusammenstellung einzelner Quellenzeugnisse tun könnte: wir gewinnen aus ihm eine klare und sichere Anschauung von dem Zusammenhang zwischen Wirtschaft, Staats- und Heeresverfassung, Heeresverfassung und Fechtweise, Fechtweise und Kriegführung im Mittelalter.

Berlin-Schmargendorf. Paul Gerber †.

Carl Robert, Oidipus. Geschichte eines poetischen Stoffs im griechischen Altertum. Berlin, Weidmann 1915.

Die Anzeige des Oidipus Roberts, des bedeutendsten Werkes auf dem Gebiet der Mythologie seit Jahrzehnten, ist durch die Schuld des Rezensenten über alle Maßen verspätet worden. In der Freude über das Erscheinen des Buches hatte ich der Anfrage der Redaktion rasch zugesagt, nach der näheren Bekanntschaft mit dem Werke fühlte ich mich einer gebührenden Einschätzung der mythographischen Erörterungen, die den Hauptteil ausmachen, nicht recht gewachsen und bat um die Entbindung von meinem Versprechen. Es gelang jedoch nicht, einen anderen Rezensenten zu finden, und es blieb die Sache liegen. Später habe ich mich wieder intensiver mit Mythologie beschäftigt und auch im verflossenen Semester darüber im Kolleg vorgetragen. Ich kam dabei selbstverständlich wieder und wieder auf Roberts Werk zurück. Die Zweifel, die ich von Anfang an in Bezug auf die Grundprinzipien der Deutung gehegt hatte, erstarkten immer mehr, und es scheint mir nicht überflüssig, sie zur Aussprache zu bringen als ein Versuch, die ziemlich erlahmte Diskussion über die Grundfragen in betreff des Ursprungs und der Deutung der Mythen wieder in Fluß zu bringen.

Die moderne Religionsforschung behauptet ihren Platz auch auf dem klassischen Gebiet, auch Robert benutzt ihre Erklärungen und Methoden. Anders steht es mit der Märchen- und Sagenforschung. Das große Werk Wundts hat die Einzelforschung wenig beeinflußt. Andrew Langs populäreres, auch in Deutschland viel gelesenes Werk: Myth, Ritual und Religion beschäftigt sich vorwiegend mit den Göttersagen. Der Titel von Hartlands The Legend of Perseus entspricht dem Inhalt nicht ganz; das Werk behandelt eine Märchengruppe, die in der antiken Mythologie durch die Perseussage vertreten ist. Die Märchen- und Sagenforscher pflegen immer gelegentlich auf antike Parallelen hinzuweisen; es gibt ansprechende prinzipielle Ausführungen, z. B. Bethe, Mythus, Sage, Märchen. Es fehlt aber trotz des erkannten und wohl auch anerkannten Zusammenhanges eine umfassendere Ausnützung der gewonnenen Ergebnisse und Methoden der Märchenforschung für die antiken Mythen. Was ich im Sinn habe, dafür wird das folgende Beispiele geben.

Robert weist im ersten Kapitel überzeugend nach, daß von den vier Kultstätten des Oidipus drei jung und unursprünglich sind, die auf dem Kolonos Hippios, dem Areopag und in Sparta. Die vierte in Eteonos, die erst in alexandrinischer Zeit bezeugt ist, hält er für

die ursprüngliche. Um dies zu erhärten, beruft er sich auf das bekannte Epigramm, das auf zwei unteritalischen Vasen vorkommt:

νώτῳ μὲν μολάχην τε καὶ ἀσφόδολον πολύριζον,
κόλπῳ δ' Οἰδιπόδαν Λαίο υἱὸν ἔχω,

das wegen der dialektischen Formen nur für Böotien, d. h. Eteonos passe. Ich kann diesem nicht zustimmen. Auf den Vasenbildern steht das Epigramm auf der Grabstele, das ist aber unpassend, der Sprechende ist in Wirklichkeit der Rasen oder das Grab selbst. Die Verwandtschaft des Epigramms mit der Rätselpoesie ist augenfällig. Es kommt nicht so sehr darauf an, welch berühmter Heroenname eingesetzt wird; das bezeugt die Variante bei Ausonius epigr. 21:

Hippothoum Pyleumque tenet gremio infima tellus,
caulibus et malvis tergo superna virent.

Es ist ein frei umherlaufendes Rätsel, das bald auf diesen bald auf jenen berühmten Held der Vorzeit angewandt werden konnte. Für die Kultstätte des Oidipus ist nichts daraus zu schließen. Die dorische Form Οἰδιπόδαν erklärt sich doch durch die Herkunft der Vasen. Wenn, wie Robert S. 8f. recht ansprechend vermutet, Oed. Col. V. 389 ff. sich auf die Stätte in Eteonos bezieht, bezeugt das nur, daß sie schon damals bekannt war, nicht, daß sie die ursprüngliche ist.

In Wirklichkeit beruht der Beweis auf einem Eliminationsverfahren. Von den vier Kultstätten sind die drei nachweislich nachträglich geschaffen, also muß die vierte, von der wir solches nicht wissen, die alte und ursprüngliche sein. Hier tritt der prinzipielle Widerspruch ein. Ich meine, es ist mit nichten notwendig anzunehmen, daß überhaupt irgend eine Kultstätte des Oidipus alt und ursprünglich ist. Die Sache liegt folgendermaßen. Es scheint mir die Annahme, daß irgend ein Mythus der Göttersage bzw. dem Kult entstammen muß, ein letzter Ueberrest der alten vergleichenden Mythologie zu sein; wer die Methoden und Ergebnisse der neueren Märchen- und Sagenforschung anerkennt, muß auch die Möglichkeit in Betracht ziehen und prüfen, daß ein Sagenmotiv ohne ursprüngliche religiöse oder kultische Beziehung vorliegt, und daß die Kulte sämtlich durch den Mythus veranlaßt sind.

Robert (S. 46) deutet Oidipus als den Vegetationsgott, der im Frühjahre von der Erdmutter geboren wird, sich mit ihr vermählt und im Winter Qualen oder Tod erduldet, den Jahresgott, den ἐνιαυτὸς δαίμων Miß Harrisons. Besonders die Hypothesen der letztgenannten Verfasserin halte ich für äußerst anfechtbar und abenteuerlich, überhaupt läßt sich von diesem jetzt so beliebten religiösen Vorstellungskreis in der griechischen Religion (abgesehen von dem Orphizismus) wenig Sicheres erweisen. Die religiöse und kultische Formel, auf die

der Mythus zurückgeführt wird, ist schon an und für sich von zweifelhafter Berechtigung für Griechenland; man sollte wünschen, daß die Deutung auf sicherere Grundlage gestellt wäre.

Robert hebt wieder (S. 49) kurz und scharf hervor, daß die ursprüngliche Sage Oidipus die Sphinx in offenem Kampfe überwinden ließ, wie die Bostoner Lekythos darstellt. Die Rätselratung ist sekundär hinzugekommen; wiederum ein Beispiel dafür, daß die Rätseltradition sich mit den Mythen verknüpft. Man hat gesagt, daß die Ueberwindung eines Ungeheuers die erste Tat eines jungen Gottes ist, durch die er seine Berechtigung erweist. In Wirklichkeit ist es eins der allergeläufigsten Märchenmotive; das Ungeheuer wird verschieden ausgemalt, Löwe, Schlange, Drache, Meerestier, dem Orient ist die Sphinx entliehen. Die Gestalt bedeutet wenig.

Die Tat fordert ihren Lohn. Das ist sehr oft (aber nicht immer) die Logik des Märchens und auch des Mythus. Der Lohn wechselt nach Völkern und Zeiten. ›Die Prinzessin und das halbe Reich‹ unserer Märchen ist ein geflügeltes Wort geworden. Die Griechen kannten keine Liebessentimentalität, die ihren Weg auch in unser Märchen gefunden hat, oder die weibliche Thronfolge. Wir finden die Prinzessin ohne das Reich. Das Reich wird mit der Hand der verwitweten Königin vergeben. Wie geläufig das war, ist aus der Odyssee allen gegenwärtig. Dasselbe Motiv kehrt in der Oidipussage wieder.

Wir sind aber lange nicht an dem wirklichen Oidipusmythus angelangt. Die Märchenforschung löst die Märchen in einzelne Motive auf, die in immer neuen Kombinationen zu Märchen (man sagt auch Märchennovellen) zusammengefügt werden. Die Behauptung, daß das Märchen dadurch zu einer unorganischen Mosaik, einer Stäbchenlegerei, gemacht sei, ist falsch. Die Kunst, mit der die einzelnen Motive verbunden und in Zusammenhang gebracht werden, ist oft bewunderungswürdig, obgleich es auch eine lose Aneinanderreihung gibt. Dasselbe gilt von dem griechischen Mythus und das in noch höherem Grad. Denn sein Charakteristikum ist die Vermenschlichung, die, schon bei Homer stark entwickelt, in der Tragödie ihren Gipfel erreicht, eine schöne Parallele zu der Anthropomorphisierung der Götterwelt.

Man hat gesagt, daß das Märchen amoralisch sei, es gibt aber Motive verschiedener Art, je nach der Kulturstufe des Volkes. Damit gehen wir von dem Bereich des Märchens über in das der Sage. Zu den eigentlich so genannten Märchenmotiven treten andere hinzu, die sich auf die Einrichtungen und Sitten des Volkes beziehen. Man kann diese ethische Motive nennen, wenn nur nichts von philosophierender Ethik in das Wort hineingelegt wird. Jedoch sind sie

ein Ausdruck der ersten dämmernden Gedanken über die Gebote der Sitten. Die Naturvölker erzählen, wie ihre Sitten und Einrichtungen geschaffen worden sind und wie Uebertretungen bestraft werden. Ein Volk, das die strenge patriarchalische Familie hat, beschäftigt sich mit wissentlichen oder unwissentlichen Verstößen gegen die durch diese gebotene Sitten. Daraus ergibt sich ein ganzer Kreis von in dem griechischen Mythus wohlbekannten Motiven: die Mutterehe, die Tochterehe, die bezeichnenderweise kaum mit demselben Abscheu betrachtet worden zu sein scheint, die Tötung der eigenen Kinder durch den Vater oder die Mutter, der Streit zwischen Vater und Sohn und zwischen Brüdern und schließlich das Problem der Blutrache, wenn der Mörder selber Mitglied der Familie ist. Alle diese Motive kehren mehr als einmal in verschiedenen Mythen wieder; einige finden sich in der germanischen Sage wieder, z. B. der Streit zwischen Vater und Sohn (Hildebrand und Hadubrand).

Wenn die Oidipussage auf die beiden zuerst erwähnten Motive beschränkt wäre, wäre es ein sog. Glücksmärchen der allbekannten Form. Erst die Vereinigung mit einer der genannten ethischen Motive macht sie zu dem, was sie wirklich ist und schafft ihre ergreifende Größe. Die Königin, die Oidipus gewann samt dem Reiche, war seine eigene Mutter.

Welches ihr Name war, war nach Märchenart gleichgültig. Den alten Erzählern war »die Königin« genug. Daher schwankt der Name sehr in dem Mythus, der im Gegensatz zum Märchen alle seine Personen mit Namen belegt: Iokaste, Epikaste, Euryganeia, Eurykleia, Astymedousa, alles Namen, die für eine Königin passen. Wie Robert in diesen Namen Beziehungen zu der Erdgöttin finden kann (S. 111), ist mir wenig verständlich. Es ist eher eine Folge als eine Stütze seiner Theorie.

Das ist der Kern des Mythus; es fehlt nur die notwendige Entdeckung der Tat. Aus der kurzen Erwähnung in der Nekyia (λ 274 ἄφαρ δ' ἀνάπυστα θεοὶ θέσαν ἀνθρώποισιν) darf nicht eine Unkenntnis der gewöhnlichen Erzählung erschlossen werden. Da sind nun die Fußnarben sicher das alte Motiv; warum die Füße durchbohrt worden sind, zu fragen, ist recht vorwitzig. Robert hat entschieden Recht darin, daß die Erkennung durch die Vorzeigung des Gürtels des Laios, als Oidipus mit Iokaste an dem verhängnisvollen Kreuzweg vorbeifährt, unursprünglich ist (S. 159 ff.), obgleich ich jedoch mit Bethe die Szene an den Kreuzweg bei Potniai verlegen muß. Die Wiedererkennung ist hier mit dem Mord des Vaters verknüpft, und das ist später, weil der Mord des Vaters für die Oekonomie der Sage nicht notwendig ist.

Die manchmal sehr tiefe Logik der Sage fragte aber, wie denn die Königin verwitwet worden war, und antwortete mit einem zweiten Motiv aus dem ethischen Kreis: Oidipus hatte seinen Vater, der ihr Gatte war, getötet. So ergab sich eine nochmalige, starke Steigerung. Der Mythus ist in allem Wesentlichen da, alles andere ist Füllsel oder Ausschmückung, die weniger wesentlich sind und daher variieren können.

Um die Grundfrage von anderer Seite zu beleuchten, möchte ich eine Abschweifung machen und zuerst ein paar andere, auch von Robert berührte thebanische Mythen kurz besprechen. Theben hat zwei Gründungssagen. Die Kadmossage gehört einem bekannten Typus an. Wie Ilos folgt Kadmos einer Kuh und gründet die Stadt, wo sie sich zur Ruhe niederlegt. Nach schwedischen Sagen sind die Stätten der Grundlegung von Kirchen auf ähnliche Weise gefunden. Wenn Crusius in Roschers Lex. II, 887 diese Sage als eine etymologische Legende anspricht, ist das nicht richtig; es handelt sich nicht um die Landschaft Boiotia, sondern um die Stadt Theben. Damit vereint sich der Streit mit dem quellhütenden Drachen, den auf delphischen Einfluß zurückzuführen ganz überflüssig ist. Mit dieser verträgt sich die Amphion-Zethossage nicht; die Stadt kann nicht zweimal gegründet sein. Robert sucht den Widerspruch so zu lösen, daß er die Zwillingsbrüder nach Hyriai führt (S. 398), und in der Tat stammen sie nach Hellanikos von Hyrieus ab. Er gerät aber so in den andern Widerspruch, daß die Stadt Hyriai von den Urenkeln des Eponyms gegründet ist. Das ist aber unwesentlich, denn das Stemma ist späteres Füllsel. Nun gehört die Sage einem weitverbreiteten Typus: das ausgesetzte Kind, das Reichs- oder Stadtgründer wird — nur sind es hier Zwillinge wie auch in anderen Mythen —, woran sich der eben so geläufige Neid der bösen Stiefmutter schließt. Eine solche allgemein verbreitete Sage an einem Orte mit Vorzug vor einem anderen zu lokalisieren, scheint mir sehr mißlich. Sie wurde überall erzählt, und wenn gerade Theben dadurch eine Gründungssage zu viel bekam, kümmerte das niemand. Bei der Systematisierung mußte man den Widerspruch mit in Kauf nehmen und die Brüder schlecht oder recht in das Stemma hineinsetzen.

Wir kehren zur Oidipussage zurück. Die Motive, die wir bisher zusammengebracht haben, lassen eine Lücke. Wo blieb Oidipus, bis er die Sphinx erschlug bzw. seinem Vater begegnete? Die alte Sage kehrt sich wie das Märchen nicht viel an die Zeit, ein weniger naives Geschlecht suchte den leeren Raum auszufüllen. So ist die Jugendgeschichte des Oidipus bei König Polybos in Korinth oder Sikyon hinzugewachsen. Das Kind wurde wie so viele andere in einer Truhe

dem Meer überlassen. Die Sage hat ein beträchtliches Alter, wie Bethe glücklich erschlossen hat aus dem gemütlichen Zug, daß die Königin, die das Kind findet, selbst am Strande wie Nausikaa Kleider wäscht. Geographisch ergeben sich gewiß Schwierigkeiten, wenn aber Robert darum mit Berufung auf einen Polybos in Anthedon die Sage an den Euripos verlegen will (S. 71), zweifle ich daran. Denn alte Sage schaltet sehr willkürlich mit den Oertlichkeiten. Sagengeographie darf man alles andere als mit der Karte in der Hand korrigieren. Ueber die jüngere Version, die Aussetzung auf den Kithairon und die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten begnüge ich mich auf Roberts scharfsinnige Erörterungen zu verweisen und bemerke nur, daß diese Aenderung zeigt, wie wenig wesentlich dieser Teil ist.

Zweitens erhebt sich die Frage, warum Oidipus seine Pflegeeltern verließ, und das ist mit dem Morde des Vaters, zu welchem es führt, verknüpft. In Wirklichkeit dürfte dieser letzte Punkt älter sein, er stellt sich ein, auch wenn man die Jugendgeschichte nicht mit in Betracht zieht, denn es bedarf irgend einen Antrieb um Oidipus auf die Wanderung zu führen, die zu der verhängnisvollen Begegnung führt; welcher, ist an und für sich gleichgültig. ἐπιζητῶν τοὺς γονέας sagt das Scholion zu λ 271, ἐπὶ ζήτησιν ἵππων Nikolaos von Damaskos. Für beides gibt es germanische Märchenparallelen. Dagegen ist der dritte von dem Scholion zu Eur. Phoen. v. 33 angegebene Anlaß, ἵνα τροφεῖα ἀποδιδῷ τῷ Ἀπόλλωνι erst ein Ergebnis der delphischen Umbildung der Sage.

Den ungeheuren Einfluß Delphis zeigt die ganze griechische Heldensage, in der, wie sie uns überliefert ist, überall das Orakel der Drahtzieher ist. In der Oidipussage hat der Einfluß wegen ihres ethischen Gehaltes sehr tief eingegriffen. Robert hat diese Umbildung treffend besprochen. Wenn er aber meint, daß Teiresias einmal die Rolle des Orakels als Drahtziehers gehabt hat, bin ich nicht völlig einverstanden. Die Teiresiasgestalt ist allzu deutlich unter delphischem Einfluß geschaffen oder wenigstens umgebildet worden. Die alten Seher wie Kalchas haben einen anderen Charakter. Die alte Sage braucht keine solchen Mittel, um die Handlung in Bewegung zu setzen.

Die Fortsetzung beruht nicht mehr auf dem organischen Wachstum einer Sage, sondern erinnert weit eher an Sagenklitterung. Es gab noch eine große thebanische Sage, die von einem Kampf um die Stadt sprach. Es ist sattsam bekannt, wie auch in unseren Tagen alte, geläufige Erzählungen sich an berühmte Namen ansetzen. So war es auch in der mythischen Zeit; das größte Beispiel ist der Herakleszyklus. Nun war Oidipus die bekannteste spezifisch thebanische Sagengestalt und ein mächtiger König der Stadt. Mehr bedurfte es

nicht, um den Krieg um Theben mit ihm zu verknüpfen. Denn die ältere Sage sprach nicht von Oidipus' Söhnen, sondern von Oidipus selbst als Führer. Scharf und bündig weist Robert gegen die geläufigen Harmonisierungsversuche darauf hin, daß diese Version durch Ψ 676 ff. bezeugt ist.

ὅς ποτε Θήβας δ' ἦλθε δεδουπότος Οἰδιπόδαο
ἐς τάφον

kann nur bedeuten: der sich nach Theben zu den Leichenspielen des (im Streit) gefallenen Oidipus begab (S. 115), und λ 273 sagt, daß Oidipus auch nach der Entdeckung seines Frevels in Theben herrschte, durch die verderblichen Ratschlüsse der Götter viele Leiden ertragend. Welche diese Leiden waren, wird nicht gesagt, man darf sie auch nicht aus der uns geläufigen Sagenform erschließen. Der Zug der Sieben wird zum ersten mal in der Erzählung von der Sendung des Tydeus nach Theben E 800 ff. erwähnt und ausführlicher in der Scheltrede Agamemnons an Diomedes in der Epipolesis Δ 365 ff., wo auch gesagt wird, daß Tydeus und Polyneikes nach Mykenai kamen um Leute zu sammeln. Diomedes weist die Rüge von sich mit der Begründung, daß er und seine Kameraden Theben nahmen; also war auch der Zug der Epigonen bekannt. Robert weist S. 185 ff. nach, daß die Stelle der Epipolesis jünger ist und z. T. die der Aristie des Diomedes kopiert. Jedenfalls war die uns geläufige Sage vor dem Abschluß des Homerkorpus voll ausgebildet. Das Verhältnis zu der Thebais lasse ich bei Seite. Bei Hesiod, Erga 161 ff. lesen wir, daß Zeus das Geschlecht der Heroen in zwei großen Kriegen zu Grunde richtete:

τοὺς μὲν ὑφ' ἑπταπύλῳ Θήβῃ, Καδμηίδι γαίῃ,
ὤλεσε μαρναμένους μήλων ἕνεκ' Οἰδιπόδαο,
τοὺς δὲ καὶ ἐν νήεσσιν ὑπὲρ μέγα λαῖτμα θαλάσσης
ἐς Τροίην ἀγαγὼν Ἑλένης ἕνεκ' ἠυκόμοιο.

Von diesen Prämissen aus argumentiert Robert folgendermaßen: Oidipus muß leben, König und Führer sein in einem großen Krieg um Theben. Herdenraub ist ein geläufiges episches Motiv eines Krieges gegen Nachbarn. Der Mythus erwähnt viele Kriege Thebens gegen die Minyer, die Teleboer u. a. Besonders die Minyer waren die Erbfeinde, deren Unterjochung den Streit beendete. Der von Hesiod erwähnte Krieg kann nicht der Zug der Sieben sein, er ist einer der vielen Kriege, die Theben in der mythischen Zeit ausfocht. In diesem Krieg fiel Oidipus, wie Ψ 676 erzählt, und wurde feierlich bestattet.

Ich kann diesem scheinbar bequemen Ausweg aus den Schwierigkeiten nicht folgen. Denn wenn der Krieg um die Schafe des Oidipus einer der vielen und beliebigen Kriege war, die der Mythus von

Theben erzählte, wie kann Hesiod diesen dann auf gleiche Linie mit dem berühmtesten der Heldensage, dem trojanischen, stellen als den zweiten, in dem das Geschlecht der Heroen zugrunde ging? Mir scheint es unmöglich zu sein und zu zeigen, daß der Ausweg eine Verlegenheitsauskunft ist. Ein anderer Weg muß gesucht werden. Gegeben war im Mythus ein großer Krieg um Theben wie einer um Troja. Die beiden waren die berühmtesten Heeresfahrten der Heroenzeit. Diese einfache Tatsache ist vorläufig der feste Kern. Dieser wurde ausgestaltet und umgebildet. Man brauchte einen Anlaß, und Herdenraub ist wie Frauenraub ein geläufiges mythisches Motiv für einen Krieg. Mit dem trojanischen Beispiel vor Augen wage ich nicht zu behaupten, daß ein solcher Krieg nicht weitere Kreise als die Nachbarn ergriffen haben kann. Wie der Krieg in der älteren Sagenform erzählt war, wissen wir in Einzelheiten nicht, nur, daß der altberühmte König von Theben der Führer war, im Kampfe fiel und prächtig bestattet wurde. Er wird wohl auch mit der Niederlage der Feinde geendet haben.

Nun hatte die Oidipussage durch ihre Eigenart eine besondere Anziehungskraft auf die Motive, die wir ethisch genannt haben. Noch eins von diesen, der Bruderstreit, wurde hinzugefügt. Aber Oidipus selbst konnte hier nicht in den Mittelpunkt gestellt werden, es mußten seine Söhne sein, und ihr Streit wurde ganz natürlich als Anlaß des großen Krieges von Theben hingestellt. Wie es mit dem Beiwerk stand, scheint mir nicht ausgemacht. Robert hat im vierten Kapitel überzeugend ausgeführt, wie die Helden von verschiedenen Gegenden zusammengelesen sind, Amphiaraos von Oropos, Mekisteus von Euboia, Adrastos von Sikyon usw. Die Einzelsagen mündeten bei den asiatischen Ioniern aus in die Sage von den Sieben wie in ein großes Sammelbecken. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, daß dieses Beiwerk sich wenigstens zum Teil schon in der älteren Sagenform vorfand. Es ist nicht mit dem Bruderzwist unlöslich verbunden.

Mit der Einführung der Kinder des Oidipus ergaben sich aber erst recht Schwierigkeiten, die aus den beiden Fragen erhellen: wer war die Mutter? und: wann geschah die Entdeckung des Greuels? Eine unleugbare Lösung ist es, daß die Kinder von einer späteren Gemahlin, also nicht in blutschänderischer Ehe, geboren wurden. Ich kann Robert S. 110 nicht zugeben, daß dies undenkbar ist. Nach λ 273 f. herrschte er noch nach der Entdeckung in Theben. Ein unverheirateter König ist mir ebenso undenkbar — wenn die Frage: verheiratet oder nicht, gestellt werden soll. Es war aber unleugbar keine gute Lösung. Der gesteigerte Abscheu für die Tat des Oidipus ließ ihn für eine nachträgliche Heldenrolle wie die Führerschaft in dem

großen Krieg nicht geeignet erscheinen, so auch nicht für eine zweite Ehe. Ein unbewußtes dramatisches Gefühl verlangte das Ende mit der Entdeckung des Greuels. So mußte die Entdeckung wie bei den Tragikern um viele Jahre verschoben werden, bis die Kinder großjährig geworden waren. Durch jenes Gefühl wurde der Sieg der Version, die den Bruderzwist zum Leitmotiv des großen Krieges machte, entschieden. Als Bindeglied wurde der Fluch des Oidipus über seine Söhne eingeführt. Als Epilog zum mißlungenen Zug der Sieben kam schließlich der Zug der Epigonen hinzu, der eigentlich zu der Tatsache schlecht stimmt, daß Theben immer eine bedeutende Stadt gewesen war. Der Widerspruch mußte durch eine Neugründung der Stadt ausgeglichen werden.

Aber noch ein Bestandteil der Sage ist übrig. Unmöglich kann der Krieg zwischen Argos und Theben ein reines Phantasiebild sein, schreibt Robert (S. 120). Er bekennt sich dadurch zu der Ansicht, daß geschichtliche Erinnerungen in die Heldensage übergegangen sind, und befindet sich damit in guter Gesellschaft, wie die Zitate von Wilamowitz und Ed. Meyer zeigen. Es ist sehr erfreulich, daß solche Autoritäten einer einst als unwissenschaftlich verschrieenen Ansicht zu ihrem Recht verhelfen, — denn die vergleichende Mythologie, die alle Sagen auf den Göttermythus zurückführte, wandte sich besonders gegen die geschichtliche, sog. euhemeristische Erklärungsweise als die gefährlichste Rivalin. Welche prinzipielle Bedeutung das hat, habe ich in dem Abschnitt über griechische Religion in der bald erscheinenden Neuauflage der Einleitung in die Altertumswissenschaft unter den Gesichtspunkten und Problemen (II 280) dargelegt. Hier bemerke ich nur noch, daß, wenn der Kern die Erinnerung an einen Krieg zwischen Theben und Argos ist, dies vorzüglich zu der oben gegebenen Entwicklung paßt und nochmals erhärtet, daß der Bruderzwist ein der alten Sage nachträglich aufgepfropftes Reis ist.

Diese Besprechung ist weit mehr als eine sog. Rezension ein Versuch geworden, die Entstehung und Entwicklung des Oidipuszyklus von grundsätzlich verschiedenem Ausgangspunkte zu erklären, ohne tieferes Eingehen auf die mythographischen Einzelfragen nur mit Benutzung der nicht vielen bedeutungsvollen und sicheren Ergebnisse. Ich hoffe, daß der verehrte Verfasser, der selbst die Oidipussage im Märchenstil nacherzählt (S. 64 f.), diesem Versuche gegenüber verständnisvoller stehen wird als diejenige Richtung, die sich darauf versteift, daß mythologische Forschung nur so lange festen Boden unter den Füßen hat, als sie literarische Forschung ist. Demgegenüber möchte ich fragen, ob der Boden nicht recht schwankend ist, wo die Quellen erst aus dürren und schematischen Inhaltsangaben,

die obendrein erst durch Rückschluß auf ihre Provenienz zurückgeführt werden, und wenigen und winzigen Fragmenten rekonstruiert werden müssen, ja ganze, nie erwähnte Epen supponiert werden. Es erhebt sich die prinzipielle Frage nach der Tragweite und Tragfähigkeit der mythographischen Forschung. Diese ist eine absolut notwendige Vorarbeit und Voraussetzung der Mythenerklärung, aber auch sie hat ihre Grenzen, die erkannt werden müssen. Roberts Oidipus gibt keinen Anlaß zur Aufnahme dieser Frage, die einem bei einigen neueren sagengeschichtlichen Werken auf der Zunge brennt. Die Ueberlieferung ist ungewöhnlich reich und sicher, und die mythographische Forschung und ihre Methoden werden mit einer souveränen Beherrschung des bildlichen und literarischen Stoffes, einer Sicherheit und Besonnenheit gehandhabt wie sonst nie. Es mag als eine Lücke betrachtet werden, daß ich nicht auch diese Seite des Werkes, besonders die Erörterungen über die Behandlung des Mythus durch die Tragiker in die Besprechung aufnehme. Das haben aber schon Befähigtere getan. Ich möchte nur schließen mit einer Anerkennung der reichen Belehrung, nicht nur wo ich zustimme sondern auch, wo ich widersprechen muß.

Korrekturzusatz. Die alte Deutung des Namens Οἰδίπους als ›Schwellfuß‹ stieß bisher auf unüberwindliche Schwierigkeiten, da die Zusammensetzung nicht von οἰδάω, οἰδέω hergeleitet werden kann. Mein Kollege, Dozent Herbert Petersson, scheint mir neulich in einem Vortrag im hiesigen philologischen Verein eine Erklärung gegeben zu haben, die die Schwierigkeiten in befriedigender Weise löst. Er weißt hin auf das Nebeneinander von Adjektiven einer Bildung wie κυδρός und Zusammensetzungen einer Bildung wie κυδιάνειρα. Auf dieselbe Weise verhält sich Οἰδίπους zu einem vorauszusetzenden Adjektiv *οἰδρός, das zwar im Griechischen fehlt, aber in anderen Sprachen Entsprechungen hat [z. B. ahd. *eitar* ›Gift‹, aisl. *eitr* dass. aus urgerm. **aitra-* ›giftiges Geschwür‹ (idg. **oid-ro-* ›Schwellendes‹), lett. *idra* ›das faule Mark eines Baumes‹ (idg. **id-rā*) u. a. H. P.]. Dieser Parallelismus ist altererbt; er kommt auch im Indischen und Altpersischen vor [siehe Wackernagel, Vermischte Beiträge S. 8 ff. H. P.]. Demnach besteht die alte Deutung zu recht, und noch mehr, die Bildung des Namens ist sehr altertümlich, vielleicht aus vorgriechischer Zeit stammend, da der Typus im Griechischen seine Fortbildungskraft eingebüßt zu haben scheint. Dies ist für die Auffassung der Oidipusgestalt wichtig. Bekanntlich sind redende Namen der Art, die das Märchen liebt, im griechischen Mythus eine Seltenheit; daß dieser individuelle Namen braucht, ist einer der auffälligsten Gegensätze zwischen ihm und dem Märchen. Nun ist aber ›Schwellfuß‹ ein

typischer redender Märchenname, und dies bestätigt die oben vorgetragene Auffassung, daß Oidipus anfangs eine Märchenfigur und keine Kultgestalt ist. Die hohe Altertümlichkeit der Bildung des von der Sage unzertrennlichen Namens gibt ferner einen Fingerzeig, wie alt sie in ihrem Kern ist und woher sie nach Griechenland gekommen ist.

Lund. Martin P. Nilsson.

P. J. Meier, Werk und Wirkung des Meisters Konrad von Soest. 1. Sonderheft der Zeitschrift »Westfalen«, Münster i. W. 1921, Franz Coppenrath. 96 Seiten, 15 Abb. auf 10 Tafeln.

Carl Hölker, Meister Conrad von Soest und seine Bedeutung für die norddeutsche Malerei in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts = Beiträge zur westfälischen Kunstgeschichte Heft 7, Münster i. W. 1920, Franz Coppenrath. 64 Seiten, 29 Abb. auf 21 Tafeln.

Gleichzeitig doch unabhängig von einander sind diese beiden Arbeiten über den großen westfälischen Maler vom Anfang des 15. Jahrhunderts erschienen. Wenn sie hier zusammen besprochen werden, so ist doch nicht die Absicht, sie miteinander zu vergleichen. Es wäre ungerecht, wollte man die kunstgeschichtliche Erstlingsarbeit eines Nichtfachmanns (Carl Hölker ist Geistlicher) an dem reifen Werke eines Meisters deutscher Kunstforschung messen. Beide gehen auch auf ganz getrennten Wegen, und was sie verbindet, ist im wesentlichen nur die warme Liebe für ihren Gegenstand. Ja, dieser fast jugendliche Enthusiasmus gibt grade der Schrift P. J. Meiers einen besonderen Reiz, läßt aber zugleich die strenge und sichere Methode der Untersuchung, die Fülle und Bestimmtheit der Resultate doppelt eindrucksvoll erscheinen.

Meier geht aus von dem durch die Künstlerinschrift für Conradum pictorem de Susato gesicherten Flügelaltar in der Pfarrkirche von Bad Wildungen mit der Kreuzigung und vier kleineren Bildern auf der Mitteltafel, je vier Szenen von Verkündigung bis Gericht auf den Innenseiten der Flügel. Für die heute fast verlöschte Jahreszahl nimmt M. die seit Nordhoffs grundlegenden Aufsätzen unbeanstandet gebliebenene Lesung »1404« an. Aber es kommt schon hin und wieder zum Ausdruck, daß ihm diese Entstehungszeit »auffallend früh« erscheint, und ich darf hier berichten, daß M. sich heute dem Vorschlage Hölkers (s. u.), statt »1404« »1414« zu lesen, anschließt. Bei der Analyse des Altars scheidet M. scharf zwischen sicher eigenhändiger Arbeit am Mittelbild und verschieden starkem Anteil von

Gesellen an den Seitenbildern und stellt in knapper Charakteristik die für die folgende Untersuchung entscheidenden Merkmale des Kreuzigungsbildes und die besonderen Wesenszüge von Konrads Kunst in ihrer ›ruhigen Abrechnung zwischen Realismus und Idealismus‹ fest.

Es folgt eine kritische Untersuchung über weitere dem Konrad zuzuschreibende Werke. Die allgemein als eigenhändig anerkannten beiden weiblichen Heiligen im Museum in Münster werden ohne nähere Begründung gestrichen, die Nikolaustafel in Soest wird nicht nur, wie es sonst meist geschieht, wegen ihrer geringeren Qualität sondern wegen grundsätzlicher Abweichungen im Stil von Konrad abgerückt. Dagegen nimmt M. mit allem Nachdruck die drei nur als Fragmente im neuen Hochaltar der Marienkirche von Dortmund erhaltenen Bilder: Geburt Christi, Anbetung der Könige und Marientod, die bisher nur als Werke aus der Nachfolge Konrads genannt oder gar ausdrücklich aus seinem Kreise ausgeschieden wurden, für den Meister selbst in Anspruch — soweit die guten Abbildungen bei Hölker, der hier ganz mit M. übereinstimmt, ein Urteil zulassen, mit vollem Recht. Und zwar gehen diese Bilder weit über den Wildunger Altar hinaus und sind als reife Meisterwerke Konrads anzusehen.

Wenn hiermit für M. die Reihe der uns erhaltenen Arbeiten des westfälischen Malers abgeschlossen ist, so geht er nun dazu über, die Wirkung Konrads auf die Kunst Westfalens und der Nachbargebiete zu untersuchen. Er gelangt dahin, aus dieser ganz offenbaren und vielfältig zu belegenden Wirkung verschollene Originale von Konrads Hand zu rekonstruieren.

Mit vollem Erfolg wird hier eine Methode der klassischen Archäologie auf die neuere Kunstgeschichte angewendet. Der Nachdruck liegt bei der Argumentation auf den niederdeutschen Kreuzigungsbildern, die sich in großer Zahl erhalten haben.

Am offenkundigsten ist die Einwirkung des Wildunger Altars auf die niedersächsische Malerei. Vor allem ist es die eigentümliche, wohl von Konrad erfundene Darstellung des Gekreuzigten mit der ausgeschwungenen linken Hüfte und dem auf die rechte Schulter geneigten Haupt, die hier aufgenommen wird: auf dem Altar der Lambertikirche in Hildesheim, auf dem Göttinger Altar von 1424 im Welfenmuseum, auf den Altären von Osterwiek, Fulda (im Landesmuseum in Cassel), Wernigerode und auf der Lüneburger ›Goldenen Tafel‹ in Hannover. Daneben erweisen auf den meisten dieser Bilder die Typen der Schächer, die Frauengruppe und die Gestalten der Juden einen Zusammenhang mit dem Wildunger Altar, dessen eigentümliche Bilddisposition (vier Seitenbilder auf der Mitteltafel) ebenfalls wiederholt auftritt.

Doch präzisiert M. das Verhältnis der niedersächsischen Malerei

zu Konrad von Soest dahin, daß von einer ›Schule Konrads‹ in Niedersachsen nicht gesprochen werden könne, daß die niedersächsischen Maler vielmehr nur einzelne Elemente aus Konrads Kreuzigungsbild entnehmen, ›für deren Aneignung eine einfache Betrachtung des Originals an Ort und Stelle genügte, oder die man mit Leichtigkeit im Skizzenbuch festhalten konnte‹, in Komposition, Formensprache und vor allem im Kolorit aber ihre eigenen Wege gehen.

Die wichtigste Erkenntnis aber, die sich aus einer Ueberprüfung der genannten niedersächsischen Kreuzigungsbilder ergibt, ist die, daß ihre Elemente nicht nur aus dem uns erhaltenen Wildunger Altar entnommen sein können, sondern daß Konrad ›andere und namentlich umfangreichere Darstellungen dieses Gegenstandes ausgeführt haben‹ muß.

Diese These findet ihre Bestätigung bei der weiteren vergleichenden Betrachtung niederdeutscher Kreuzigungsbilder. Mit Ausnahme des Fragments aus der Marienkirche in Lübeck läßt sich nirgends eine Uebernahme der ganzen Wildunger Komposition nachweisen, doch sind die Anklänge an Konrad auch in den weit von Wildungen abweichenden Fassungen, wie in S. Pauli in Soest, Warendorf, Darup und Isselhorst, in der Barfüßerkirche und auf dem linken Flügel des Einhornaltars im Dom zu Erfurt, auf der späten Kreuzigung in Langensalza, auf dem viel besprochenen Bilde im Wallraf-Richartz-Museum in Köln Nr. 367 (das M. eher für kölnisch als für westfälisch zu halten scheint), auf Lübecker Bildern und auf der Mitteltafel von Franckes Englandfahreraltar von 1424 so vielfältig und so stark, daß es notwendig erscheint, auch die nicht in Wildungen, wohl aber auf mehreren dieser (und der niedersächsischen) Bilder vorkommenden Motive auf Konrad und demnach auf verloren gegangene Werke seiner Hand zurückzuführen.

So gelangt M. zur Rekonstruktion von vier Kreuzigungsbildern Konrads, drei kleineren, die in annähernd genauen Repliken in S. Pauli in Soest, in der Barfüßerkirche in Erfurt und in Osterwiek erhalten seien, und einem großen mit zwei Reitergruppen, einer Gruppe stehender Juden, den würfelnden Kriegsknechten, der heiligen Veronika und durch ein Felstal herbeieilenden Zuschauern, dessen Elemente zwar aus verschiedenen Teilrepliken zusammengesucht werden mußten, dessen Gesamtwirkung aber nach M.s Ueberzeugung durch die westfälischen Bilder von Warendorf und Darup und auch durch die Kölner Kreuzigung verdeutlicht wird.

Die Beweisführung erscheint in allen wesentlichen Punkten zwingend. Alle die genannten Kreuzigungsbilder sind durch die mannigfache Verbindung gleicher Urelemente so fest miteinander verknüpft, ja inein-

ander verschlungen, daß es gar nicht anders denkbar ist, als daß sie aus einer Wurzel hervorgehen. Da nun durch direkten Vergleich mit dem Wildunger Altar für einzelne dieser Elemente als Wurzel die Kunst des Konrad von Soest erwiesen wird, so müssen auch die anderen Elemente aus ihr hervorgegangen sein. Den nächstliegenden Einwand, daß diese nicht in Wildungen nachweisbaren Bildmotive ja nicht von Konrad zu stammen brauchten, sondern in einer weiter zurückliegenden Region ausgebildet sein könnten, entkräftet M. mit dem Hinweis, daß sie sich nur in Nordwestdeutschland, nicht südlich der Maingrenze und auch nicht in den Niederlanden finden.

Eine — doch im Grunde wohl nicht sehr fruchtbare — Diskussion ließe sich m. E. nur über das Aussehen der verlorenen Kreuzigungsbilder eröffnen. Ob die ›große Kreuzigung‹ wirklich durch die von Konrads Art und Bildhaltung doch sehr weit abweichenden Bilder in Warendorf und Darup am deutlichsten repräsentiert wird, erscheint mir zweifelhaft, und ich frage mich, warum der Hildesheimer Altar ›weniger lehrreich‹ sein soll als diese. In dem Verhältnis der Gestalten zur Bildfläche und zum dargestellten Raum scheint grade er mir Wildungen recht verwandt zu sein. Und vielleicht kann er (oder sein besonderes Urbild) ein Rätsel lösen, das sich mir grade vor der Kölner Kreuzigung immer aufgedrängt hat: wie die Veronika auf die Kreuzigungsdarstellung gekommen ist. Es scheint hier eine ganz merkwürdige, aber weit zurückliegende Durchdringung von Kreuztragung und Kreuzigung vorzuliegen, an der freilich neben der Veronika auch die Frau mit dem Kind an der Hand Teil hat. Diese Frau erscheint bekanntlich zuerst auf Altichieros Fresko im Santo zu Padua. Da ist die Kreuzigung dargestellt, aber die Szenerie dieses linken Bildteils ist die der Kreuztragung (vgl. z. B. das Fresko in der Spanischen Kapelle). Sie ist auch vom Norden im Zusammenhang mit der Kreuztragung rezipiert worden, wie das freilich schon späte Beispiel auf dem Bilde des ›Schöppinger Meisters‹ (aus der Wiesenkirche in Soest!) in Berlin beweist. So möchte man sich auch das Personal dieser Partie in Altichieros Wandbild aus einem Kreuztragungsbilde stammend denken, und es ist vielleicht nicht nur ein Druckfehler, sondern Aeußerung eines ikonographischen Instinkts, wenn die Wiedergabe grade dieses Teilstückes in dem soeben erschienenen Band 6 von Tietzes ›Bibliothek der Kunstgeschichte‹, der den ausgezeichnetsten Kenner der oberitalienischen Trecentomalerei, Julius von Schlosser, zum Verfasser hat, die Unterschrift trägt ›Ausschnitt aus der Kreuztragung‹.

Nun finden wir auf der Kreuztragung in Hildesheim eine Frau mit einem Kind an der Hand, die nicht formal aber im Motiv mit

der Gestalt Altichieros zusammenzuhängen scheint. Mit ihr zu der gleichen Szene gehört die Veronika — diese aber ist in Hildesheim mit dem kreuztragenden Christus zusammen auf das Hauptfeld der Kreuzigung geraten. In Köln, Fulda-Kassel und Langensalza aber stehen beide Frauen, Veronika und die ›Mutter‹, dicht beieinander in der linken unteren Bildecke. Auf der überfüllten Tafel des Göttinger Altares hat wenigstens die Veronika noch Platz gefunden. Es wäre nun die Frage, ob dieses Hineinschieben der in Dichtung und bildender Kunst ausschließlich zur Kreuztragung gehörenden Veronika in das Kreuzigungsbild, das wir in Hildesheim sich eben vollziehen sahen, auf ein Original Konrads zurückgeht und daher dann seine weitere Verbreitung gefunden hat? Das eigentümliche Weiterrücken der Veronika bis gar in die rechte Bildhälfte der Kreuzigung, das wir in zwei (wie mir scheint getrennten, nicht zu identifizierenden!) Etappen auf den Bildern der Wiesenkirche in Soest und in Osterwiek beobachten, möchte dagegen wohl Symptom der weiteren Verarbeitung Konradischer Motive sein, nicht mehr auf ihn selbst zurückgehen.

M. hat das Bild von Konrads Kunst noch weiter dadurch vermehrt, daß er auch eine ganze Reihe neutestamentlicher Darstellungen, die sich als Seitenbilder auf den besprochenen Kreuzaltären, auf der ›Goldenen Tafel‹ usf. finden, mit guten Argumenten auf ihn zurückgeführt hat. So ergibt sich ein ganz neues und ungeahnt reiches Bild von der Tätigkeit und von der Wirkung des großen Westfalen. M. geht nicht zu weit, wenn er sagt, daß die ganze norddeutsche Malerei im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts (von Köln und Meister Francke abgesehen) mit Konrad von Soest steht und fällt, daß er für dieses Gebiet und für diese Zeit d e r maßgebende und führende Meister gewesen ist.

Die Erweiterung des auf Konrad zurückzuführenden Bildermaterials läßt endlich weitergehende Schlüsse auf seinen Bildungsgang und die Quellen seiner Kunst zu, als sie aus dem Wildunger Altar allein gezogen werden konnten. Dieser bezeugt die Schulung im Kreise der französisch-burgundischen Malerei um 1400, nun aber wird auch ein Aufenthalt Konrads in Italien zur Wahrscheinlichkeit; denn er war es ja wohl eben, der jene Gestalt der ›Mutter‹ aus Altichieros Fresko in Padua kopiert hat.

Den Anhang bildet ein ausführliches kritisches Verzeichnis der behandelten Werke, das für jeden, der sich mit der niederdeutschen Malerei des frühen 15. Jahrhunderts beschäftigt, noch für lange Zeit eine reiche Fundgrube sein wird. Ich erwähne hier nur den Nachweis, daß die zehn im Braunschweiger Museum und in Schloß Langenstein bei Halberstadt verwahrten neutestamentlichen Bilder, die C. G.

Heise als Werkstattbilder des Meisters des Göttinger Altars von 1424 in die Literatur eingeführt hat, nichts anderes als die ehemaligen Flügelbilder des Altars aus der Lambertikirche in Hildesheim sind.

M. hat seine Untersuchung Georg Dehio zum 70. Geburtstag zugeeignet, eine stolze, aber durch die Bedeutung der Arbeit für die Geschichte der deutschen Kunst tief begründete Widmung.

Der Arbeit von Hölker gerecht zu werden, fällt nicht leicht. Sie steht hoch über jener bösen Kategorie kunstgeschichtlicher Produktionen, die nur um der Freude an einem blendenden Resultate willen die Tatsachen vergewaltigen und mit leicht gefügter Rede über die Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Problemlage hinwegtäuschen. Sie ist durchaus ernsthaft und im Ausdruck ohne alle Prätention. Aber mit ihrem Inhalt wird man sich nur in wenigen Punkten einverstanden erklären können. Ich habe zwar als Kritiker insofern keinen ganz leichten Stand, als ich nicht über die umfassende Kenntnis der Denkmäler aus eigener Anschauung verfüge, von der die Arbeit Zeugnis ablegt, auch nicht in der Lage gewesen bin, wie ich dies wohl gewünscht hätte, zum Zweck dieser Anzeige den gesamten Stoff vor den Originalen durchzuarbeiten. Aber es handelt sich, wo ich mich zur Opposition gedrängt fühle, nicht um Meinungsverschiedenheiten über diese oder jene Attribution, die man wohl vor den Originalen verhandeln möchte, sondern um Meinungsverschiedenheiten über die Methode.

Es fehlt — um es kurz zu sagen — H. durchaus an der Vorsicht in der Beurteilung künstlerischer Beziehungen und kunstgeschichtlicher Zusammenhänge, die erst aus längerem Umgang mit dem Material gewonnen werden kann. Es fehlt ihm die Fähigkeit, für das bearbeitete Gebiet sich selbst den besonderen Maßstab zu schaffen, der die entscheidenden Urteile zu bestimmen hat. Für das Gebiet, das hier in Frage steht, die große Uebergangszeit der europäischen Kunstgeschichte um die Wende des 14. Jahrhunderts, kann dieser Maßstab gar nicht streng und scharf genug genommen werden. Es ist die Zeit des ›internationalen Stils‹, der merkwürdigen Angleichung der europäischen Kunstformen aneinander, der zentripetalen Bewegung der europäischen (zum guten Teil auch der italienischen) Kunstkräfte um die Sonne der französisch-burgundischen Kunst. Es ist zugleich die Zeit, in der der Künstler als Individuum sich erst langsam herauslöst aus der Anonymität genossenschaftlicher Arbeit, wie sie für das Mittelalter Geltung hat. Wir haben also von vornherein mit einer weitgehenden Gleichförmigkeit aller künstlerischen Erscheinungen zu rechnen und mit einer äußersten Zartheit in der Ausprägung des

lokalen und erst recht des individuellen Charakters innerhalb dieser Homogenität. Ein Maß von Gleichartigkeit also, das auf anderen Gebieten — etwa dem italienischen Quattrocento oder der holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts — berechtigt, zwei Kunstwerke als Erzeugnisse einer Hand oder als unmittelbar abhängig von einander anzuerkennen, erlaubt hier solchen Schluß noch nicht. Man muß schärfer zusehen hier als irgendwo.

Ueber dieses Grunderfordernis kritischer Forschungsarbeit auf diesem besonderen Gebiete scheint H. die volle Klarheit nicht besessen zu haben, als er sein ›Werk‹ des Conrad von Soest aufbaute. Aber auch äußerlich schon will dieser Aufbau nicht recht befriedigen. Bei einem so schwierigen Unternehmen wie dem, innerhalb dieses Abschnitts der europäischen Malerei eine Reihe von Bildern als eigenhändige Arbeiten eines bestimmten Malers zu erweisen, kann ein befriedigendes Ergebnis wohl nur gewonnen werden, wenn man Schritt für Schritt vom fest gesicherten Bestande ausgehend vorwärts schreitet und die einzelnen Werke sozusagen nach dem Maße der ihnen innewohnenden Ueberzeugungskraft aneinander reiht. Jeder weiterführende Schluß darf nur auf das schon fertig durchgearbeitete, also (für den Leser im gleichen Maße wie für den Schreiber) voll beweiskräftige Material aufgebaut werden.

An den Anfang also gehört das für den betreffenden Künstler gesicherte Werk — in unserem Falle der Wildunger Altar. Von ihm aus ist das Oeuvre zu entwickeln. Die letzten Fragen über Herkunft, Entwicklungsgang, Tätigkeitsbereich und Wirkungssphäre des Künstlers dürfen erst am Schluß, wenn alles klar liegt, behandelt werden.

In diesem Punkte nun verfährt H. genau umgekehrt. Er überfällt uns in seinem ersten ›Die Person des Meisters‹ überschriebenen Kapitel mit einem — ja, man kann nur das böse Wort brauchen: Roman. Denn es sind noch ganz unwirkliche Momente, auf die die Darstellung aufgebaut wird: daß die Freskenreste in Balve mit dem Namen ›Conradus pictor‹ und der Jahreszahl 1434 von einer eigenhändigen Arbeit grade jenes Conrad von Soest stammen — was nach der guten Abbildung ganz ausgeschlossen erscheint —, daß die ›Goldene Tafel‹ ein Werk des Künstlers sei — was sicher nicht der Fall ist —, daß als Entstehungsort der Goldenen Tafel vernünftigerweise nur Lübeck in Betracht komme — was wohl nie zu beweisen sein wird — und daß infolgedessen — — nein, was da auf S. 9—11 steht, ist wirklich recht bedenklich und fordert Fragezeichen über Fragezeichen heraus. Die anschließende Erörterung über die Herkunft von Conrads Stil, sein Verhältnis zur französischen und italienischen Kunst ist wohl im wesentlichen richtig, doch ist die Argumentation im einzelnen anfecht-

bar, vor allem bei der Ableitung von Duccio, wo vorwiegend mit der Goldenen Tafel operiert wird und Uebereinstimmungen behauptet werden, die ich nicht zu erkennen vermag.

Aeußerst wertvoll ist dagegen die Erörterung über das Datum des Wildunger Altars und das entschiedene Eintreten für die Jahreszahl 1414 — ich wies oben schon hierauf hin. Der tatsächliche Bestand der nur noch in dürftigen Resten erhaltenen Inschrift zwingt nahezu, zwischen dem letzten der vier C und der IV ein X einzufügen — und im Bilde der europäischen Malerei findet der Altar um 1414 viel leichter Platz als um 1404.

Kapitel 2—8 bringen nun die Werke Conrads. Auch da verschwindet das einzig gesicherte, der Wildunger Altar, in der Reihe und wird viel zu kurz behandelt (kein Wort über die Farbe!). Hier hätte nur mit einer ganz eindringenden Analyse ein tragfähiges Fundament für die weitere Untersuchung gewonnen werden können. Aber es fehlt eben offenbar ganz an der vollen Aneignung des eigentlichen Wesens von Conrads Kunst. Sonst wären die meisten hier vollzogenen Attributionen gar nicht möglich gewesen.

Ich referiere kurz über diese Zuschreibungen: die Nikolaustafel in Soest, die Nordhoff als Werk Conrads eingeführt hat, die aber seither meist nur als Schulbild anerkannt wird, wird wieder als Original hingenommen, ebenso die zwei weiblichen Heiligen in Münster, an denen bisher nur Meier Zweifel geäußert hat. Es folgt — der beste Teil der ganzen Arbeit — ein sehr entschiedenes Bekenntnis zu den drei Marientafeln in Dortmund mit der richtigen und gut begründeten Datierung nach Wildungen. — ›Nur ein Meister im vollen Sinne des Wortes kann ein Werk von solcher Idealität und Schönheit geschaffen haben, und dieser Meister kann ... unserer Meinung nach nur Meister Conrad sein‹ heißt es von einem Bilde der Madonna mit Engeln im Museum in Budapest. Die große und anscheinend gute Reproduktion macht es unmöglich, der Bewertung und Bestimmung des Bildes beizutreten.

Den entschiedensten Widerspruch aber fordert die Einreihung der Goldenen Tafel in das Werk des Conrad heraus. ›Hier herrscht dieselbe Farbenkunst, dieselbe Art der Naturanschauung, ja hier findet sich fast jedes kleinste Detail der Zeichnung, der Typen, der Gewandung wieder‹. Die Beweisführung für diese Behauptung ist dünn. Sie sucht wohl einmal bestimmter zu werden, wenn es sich darum handelt, insbesondere die zwei großen Außenbilder der Ehernen Schlange und der Kreuzigung ›als direkt eigenhändige Arbeiten von Meister Conrad anzusprechen‹ (was schon a priori bedenklich ist: der führende Meister behielt sich stets die Innenseiten der Altarflügel vor und

überließ die Außenseiten geringeren Kräften). Aber wenn es da heißt ›Die Gestalt des Gekreuzigten mit dem schleierartigen Lendentuch ist auf beiden Altären fast gleich‹ so beweist das einen Mangel an klarem Sehen und an Qualitätsgefühl. Es müßte genügen, die gekreuzten Füße der beiden Christusfiguren zu vergleichen, um der tiefgehenden Unterschiede der beiden Fassungen inne zu werden. Das Rätsel der Goldenen Tafel ist noch lange nicht gelöst. Beziehungen zur westfälischen Kunst und da eben zu Conrad von Soest sind offenbar. Aber es will mir scheinen, als ob bei so sicherer Wurzelverwandtschaft und so deutlichen direkten Beziehungen annähernd gleichzeitiger Werke desselben Kunstkreises Gegensätze individueller Art, Gegensätze des Formens und Fühlens kaum größer sein könnten als zwischen den beiden hier einem und demselben Künstler zugewiesenen Werken.

Die letzte Attribution, die der Verfasser, freilich nicht als erster, bringt, die des Fragments einer Kreuzigung aus der Marienkirche im Museum zu Lübeck, scheint wieder getragen von allerlei Schwächen im Sehen und im psychologischen Verständnis für künstlerische Vorgänge. Es heißt, das Fragment gehöre einer getreuen ›Kopie‹ des Wildunger Altars an. Das ist tatsächlich nicht richtig. Eine genaue Durchvergleichung ergibt beträchtliche Abweichungen. Ich meine nicht nur die ganz augenfälligen Abweichungen, die H. natürlich auch gesehen hat, in der Gruppe der Frauen, im Fehlen des Johannes, vielmehr, daß die Komposition des Bildes nicht unwesentlich verändert worden sein muß, indem der Gekreuzigte viel weiter von den Frauen abgerückt war, als in Wildungen; das ergeben die wehenden Gewandenden eines fliegenden Engels rechts über Longinus und die stärkere Schrägrichtung von dessen Lanze. Dann aber die Sätze: ›Die Uebereinstimmung (d. h. mit Wildungen) in allen Einzelheiten ... ist zu durchschlagend, sodaß wir ohne Bedenken eine eigenhändige Arbeit Conrads annehmen können. So genau in allen Einzelheiten, in der Zeichnung und in der Farbenbehandlung hat wohl kein Schüler zu damaliger Zeit den Meister kopiert‹ — mir scheint, daß man grade eine derartige Selbstwiederholung einem Künstler vom Range Conrads nicht zumuten könne.

Die beiden letzten Kapitel behandeln die mit Conrad von Soest in Zusammenhang stehende Malerei in Westfalen, im Lübecker Gebiet und in Niedersachsen, eingestandenermaßen ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder abschließende Fassung. Aus umfassender Denkmäler- und Literaturkenntnis sind neue Gesichtspunkte für die Forschung nicht gewonnen. Uns mag nur interessieren, was H. über die niedersächsische Malerei zu sagen hat. Er bestreitet ihr jede Eigenart und meint, alles sei in ihr geringeres Können. Das letztere wird man zu-

geben, ohne die erstere so radikal abzuleugnen. Daß die Prozessionsfahnen im Kloster Lüne aus Conrads Werkstatt stammen könnten, erscheint angesichts des ganz abweichenden Stils ausgeschlossen, ebensowenig geben leise Beziehungen zwischen dem Altar aus der Lambertikirche in Hildesheim und dem Tagzeitenaltar im Lübecker Dom Grund, in ihnen Erzeugnisse der selben Werkstatt zu vermuten. Zugeben wird man H., daß Habichts These von der Autorschaft eines ›flämisch-burgundischen‹ Malers an dem Altar aus der Aegidienkirche in Hann.-Münden unzureichend begründet ist, dagegen ist Hölkers Datierung dieses Altars ›nicht vor 1430‹ sicherlich falsch.

Der Verlag hat beide Arbeiten sehr gut ausgestattet und mit reichem Abbildungsmaterial versehen. In diesem und in P. J. Meiers vorwärts weisenden Erkenntnissen ist der weiteren Forschung über Konrad von Soest eine Grundlage gegeben, wie wir sie für keinen anderen deutschen Künstler dieser Zeit besitzen.

Göttingen. Vitzthum.

Frits Lugt, Les Marques de Collections de dessins et d'estampes. Amsterdam 1921.

Die Entwicklung der zeichnerischen Künste nahm für den herstellenden wie den erwerbenden Teil des Volkes, zumal in den germanischen Ländern seit der gesteigerten Erzeugung von Papier, das der Buchdruck verlangte, einen in die Weite gehenden Aufschwung, als das Schneidemesser, Nadel und Stichel wie das Aetzwasser Werke hoher Kleinkunst schufen, die leicht zu verbreiten waren. Während in Italien die große Cartonkunst blühte, um Vorlagen für Glasmalerei, Mosaik, Teppiche und Gemälde zu liefern, kamen besonders auf deutschem Boden der Holzschnitt, die Radierung, der Kupferstich zu ergiebiger Entfaltung und lieferten weiten Kreisen erbauliche und gefällige Ware. Diese Künste hatten die Zeichnung zur Grundlage und damit betätigte sich diese nicht nur mit Herstellung von Skizzen und Entwürfen, sondern schuf selbständige Kunstwerke. Das eine wie das andere war leicht beweglich und vertreibbar. Dürer nahm auf seiner Reise in die Niederlande sein ›Werk‹ graphische Blätter zum Verkauf mit, und soll an Raphael eine Zeichnung geschickt haben, ›ihm sein Hand zu weisen‹.

Die auf den Holzstock oder die Metallplatte übertragene Zeichnung wurde Gemeingut weiter Kreise. So entstandene Kunstblätter, die durch Erbschaft oder Verkauf mehr oder minder zerstreut und damit vergänglich waren, wurden dadurch dem Untergang entrissen

und der Folgezeit überliefert, daß sie Gegenstand sammlerischer Tätigkeit waren. Kunstblätter von Dürer und solche, die ihm zugeschrieben wurden, hatte Imhof, als Erbe Pirkheimers in einer Sammlung vereinigt. Raphaels künstlerischer Nachlaß an Skizzen und Entwürfen ging an seinen Genossen Timoteo Viti über und kam später in den Besitz der Familie Antaldi. Wie diese Blätter Wertgegenstände waren, wurden sie in besonderer Weise gekennzeichnet, und wo sie nicht die eigenhändige Signatur des Meisters besaßen, mit einem dementsprechenden Zeichen versehen, wobei dann Irrtümer, aber auch absichtliche Täuschungen vorkommen mochten. So sind in der Imhofschen Sammlung auf Dürers Namen gefälschte Blätter gewesen, und Zeichnungen in der Sammlung Antaldi wurden mit den Zeichen RV und TV versehen, die Raphael Urbinas und Timoteo Viti bedeuten sollten.

Aber auch die Erwerber oder Besitzer von Kunstblättern hatten ein Interesse daran, die ihrer Sammlung einverleibten Blätter als Bestandteile solcher zu kennzeichnen, sei es daß sie damit die Freude am Besitz ausdrücken oder ihr Eigentums- und Verwertungsrecht angeben wollten. Vasari hatte die Blätter der von ihm zusammengebrachten Sammlung mit seinem Namen bezeichnet, der schweizerische Glasmaler Hans Nüscheler setzt auf eigene oder erworbene Zeichnungen einen Stempeldruck mit den Anfangsbuchstaben seiner Namen, schreibt aber auch auf ein solches Blatt ›diese Visirung hört Hans Nüscheler‹ und wahrt sich damit das Anrecht auf Benutzung für sich und seine Erben. Es entwickelt sich der Brauch der Sammler, neben den etwa vorhandenen Bezeichnungen, die den Urheber eines Blattes angeben, das Kennzeichen des Besitzers zu setzen. So entsteht die mannigfach gestaltete Sammlermarke.

Bleibt die Künstlermarke, wie auch ihre Form wechselt, nach ihrer Bedeutung die gleiche, so ändern sich beim Wechsel des Besitzes eines Blattes die Sammlermarken, und ihre Folgen geben Kunde von der Geschichte des Blattes, aber auch von dem Werte, der ihm im Laufe der Zeiten zu Teil geworden ist, mag das im Einzelbesitz einer Person oder unter der Autorität öffentlicher Sammlungen geschehen. Hier liegt die Bedeutung der Sammlermarken für den Geschichtforscher, dem diese Marken ein Hülfsmittel für seine Arbeit werden. Dann wird er sich der kritischen Beurteilung der Marken nicht entschlagen können, Echtes von Unechtem, ja Gefälschtem sondern müssen; kommen doch auch außer den Künstler- und Sammlermarken solche vor, die den Arbeiter kennzeichnen, der ein Blatt hergerichtet oder einen Untersatzbogen für ein solches angefertigt hat.

Mit den im Laufe der Zeit sich anhäufenden Sammlermarken entstand das Bedürfnis, über diese Auskunft zu erhalten, wie das für

die Künstlermarken heute Naglers Monogrammisten bieten. Mit dem Ausgange des XVIII. Jahrhunderts treten in der Literatur Zusammenstellungen von Sammlermarken mit Erläuterungen auf, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen konnten, bis 1883 Louis Fagan vom britischen Museum ein mit Abbildungen versehenes Verzeichnis aller ihm bekannt gewordenen Sammlermarken mit Erläuterungen in einem Buche, Collector Marks, veröffentlichte. Der kleine in Pergament gebundene, im Eingange mit dem vom Verfasser gezeichneten Bilde des großen Sammlers Thomas Howard, Earl of Arundel (1592 bis 1646) geschmückte Band enthält auf 28 Tafeln die Abbildungen von 668 mit Nummern bezeichneten und drei im Nachtrag zugefügten Marken, von denen 474 auf ihre Eigentümer bezogen sind. Das im Buchhandel vergriffene und viel gesuchte Buch erfuhr vor wenigen Jahren in Amerika eine Neubearbeitung durch Einstein und Goldschmidt, die ungefähr 260 neue Marken hinzufügten. Wie unzulänglich dieser Zuwachs war, erhellt aus dem Werke, dessen Anzeige diese Blätter bringen.

Herr Frits Lugt, der als Buch- und Kunsthändler in Amsterdam seine Ausbildung erhalten und Erfahrungen gesammelt hatte, war von Jugend auf für bildende Kunst interessiert gewesen und damit auch für die Aufgabe vorbereitet, einen neuen ›Fagan‹ zu schaffen. Das dafür nötige Material zu beschaffen, hatte zur Bedingung, aus weit ausgebreiteten Kreisen die nötig werdenden Unterlagen und Auskünfte zu erhalten. Als Angehöriger eines neutralen Landes war er in der günstigen Lage, in den Zeiten des großen Krieges unbeschränkt sein friedliches Werk durch Mitteilungen, die er aus neutralen und feindlich sich gegenüberstehenden Gebieten erhielt, zu Ende zu führen. Als größere Vorarbeiten dafür kamen ihm Verzeichnisse von Sammlermarken zuhülfe, die von A. Wyatt Thibaudeau, der früher schon in dieser Richtung Veröffentlichungen gemacht hatte (Gazette des beaux-arts. Paris 1857), zusammengestellt und die in den Besitz des Kupferstichkabinetts in Berlin übergegangen waren, sowie eine Sammlung solcher Marken des Professor v. Elischer in Pest, die von dessen Witwe hergegeben war. Bescheidene Beiträge dazu konnte auch der Schreiber dieser Zeilen aus seiner Sammlung beisteuern. Für die Bewältigung des großen, von allen Seiten zuströmenden Materials, über dessen Herkunft die Vorrede zum Buche berichtet, erwähnt der Verfasser besonders die unermüdliche, werktätige Hülfe seines Vaters.

Das nun vorliegende Buch ist ein Band in Hochoktav von XI und 594 doppelspaltigen Druckseiten und vier daran anschließenden leeren Seiten für Eintragung von Verbesserungen und Nachträgen. Es ist somit kein Tafelwerk wie ›Fagan‹, sondern folgt der Weise,

die Thibaudeau in seiner Veröffentlichung verwendet hat. Nach einer Einleitung (S. I—XI) enthält es die in den Text eingesetzten Abbildungen der Marken und sonstigen Kennzeichen für eine Sammeltätigkeit mit durchlaufender Nummerierung. Neben den Marken, die eine Deutung gestatten, finden sich Angaben über deren Träger; das sind Sammelstellen, als welche ich öffentliche Sammlungen und Kabinette, Vereine und Gesellschaften, auch kaufmännische Unternehnehmungen u. a. zusammenfasse, und Einzelpersonen; für beides sind deren Namen neben den Marken mit Fettdruck besonders hervorgehoben.

Das umfangreiche Material ist, ähnlich wie bei Fagan, in folgende Gruppen verteilt. Die erste, umfangreichste Gruppe enthält voll ausgeschriebene Namen oder Aufschriften, gesonderte Anfangsbuchstaben von Namen oder Monogramme, im allgemeinen nach alphabetischer Reihenfolge der Namen der Markeninhaber. Es sind die Nummern 1—2685, von denen 465 Stück nicht gedeutet sind. — Die zweite Gruppe auf S. 306—541 bringt figürliche Marken: als Wappen, Wappentiere, menschliche Körper, Tiere und Pflanzen, Sonnen und Sterne, geometrische Figuren mit den Nummern 2686—2931, 245 Stück, von denen 102 nicht gedeutet sind. — In der dritten Gruppe sind schwer zu deutende und japanische Marken, auf S. 542—555 vereinigt, Nr. 2932—2976, 44 Stück, von denen 16 unbestimmt blieben. Hier finden sich besonders Schnörkel in der Form von Handzeichen, wie sie früher in staatlichen Kanzleien oder später auch im gerichtlichen und kaufmännischen Verkehr gebraucht wurden. — Auf S. 556—561 sind unter Nr. 2977—2990 Zahlen angegeben, 13 Stück, die als Sammlermarken durch ihre Schreibweise von Bedeutung sind. — Das Gleiche gilt für die Wiedergabe von Handschriften auf S. 562—570, Nr. 2991—3026, 19 Stück. — Im Supplement sind auf S. 571—573 vorhin nicht erwähnte Marken aufgeführt, von denen acht unbestimmt sind. — Die Gesamtzahl der verzeichneten Marken oder sonstigen Zeichen ist 3031, von denen 526 nicht gedeutet sind.

Aus den Angaben, die Lugt über die Herstellung der Marken macht, ergibt sich, daß diese entweder handschriftlich oder durch Stempeldruck gemacht sind. Beides kommt in der ersten Gruppe, auch nebeneinander, vor. Die Marken der zweiten Gruppe sind wohl alle mit Stempel hergestellt. In der dritten Gruppe sind die Schnörkel als handschriftlich anzusehen. Sammelstellen, wie Kabinette u. a. oder Verleger, bringen die ihren jeweiligen Besitz kennzeichnenden Marken durch Druck. — Die mit Stempel gedruckten Marken sind in der Mehrzahl der Fälle schwarz, seltener blau oder rot und Blinddruck; auch goldener Stempeldruck kommt einmal vor (Nr. 1922).

Die Marken finden sich zumeist auf der Vorderseite des Blattes in einer Ecke unten, bisweilen in der Mitte der Zeichnung, aber auch auf der Rückseite der Blätter, in selteneren Fällen auf dem Untersatzbogen, wo sie dann beim Wechsel des Besitzes fortfallen können.

Die von Lugt gegebene Zusammenstellung von Sammlermarken gewährt auch einen Einblick in die Entwicklung und Ausbreitung planmäßiger Sammeltätigkeit von Kunstblättern. Die ältesten Sammlermarken gehören Künstlern. Als erste ist die handschriftliche Marke Vasaris zu nennen. Er, der als Maler und Architekt wie als Geschichtschreiber sich hervortat, mag beim Aufsuchen der ihm für seine historischen Arbeiten nötigen Quellen in den Werkstätten der Künstler dort auch die Blätter gefunden haben, die hier zum Teil für Studienzwecke bewahrt waren. Auf verzierten und als solche heute noch geschätzten Untersatzbogen hatte er sie mit seiner Namensunterschrift gekennzeichnet und in fünf Bänden vereinigt hinterlassen (S. Wyatt Thibaudeau Le ›libro dei disegni‹ du Vasari. Gazette des beaux arts. T. III (1859 S. 339). Nach seinem Tode wurden sie auf einer Versteigerung verstreut. — In Spanien hatte der Bildhauer und Maler Alonso Cano (1611—1657) eigene und fremde Zeichnungen handschriftlich mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens gekennzeichnet. — Die schweizer Glasmaler Wannewetsch († 1621), J. Zuober (um 1600) und die Glieder der Familie Nüscheler (1550—1654) hatten Zeichnungen gesammelt und sie mit Sammlermarken versehen, die ersten handschriftlich, die Nüscheler auch mit einem Stempel, der wohl der älteste Sammlerstempel ist. — Zeitlich schließen sich hier an die handschriftlichen Marken des französischen Malers Coypel (1661—1727) und die mit Stempel gemachten Marken der englischen Porträtmaler P. Lely (1618—1680) und des mit ihm verbundenen Lankrink (1628—1692).

Danebenher gehen Marken aus dem Besitz von Sammlern. Hier ist die bereits erwähnte Sammlung Antaldi zu nennen, deren Blätter vermutlich im XVII. Jahrh. handschriftlich mit den als Sammlermarken zu deutenden RV und T. V. versehen sind. In Frankreich treten in dieser Zeit eine Anzahl von Sammlermarken, zumeist in Form von Handzeichen auf; als die wichtigsten seien hier nur die Marke des ›Königs der Sammler‹ P. Crozat (1665—1740) und des aus Köln stammenden, in Paris tätigen Bankiers Everhard Jabach (1607—1695) genannt. Daneben ist der mit Stempel gedruckten Sammlermarke von P. T. Mariette (1694—1774) zu gedenken, der als Verleger und Händler von Kupferstichen sowie als Schriftsteller Verdienstliches geleistet hat. — In England kommen in dieser Zeit die mit Stempeldruck in ungleicher Form gemachten Sammlermarken

des Musikers Lanier (1588—1666) und seiner Brüder vor. H. Lanier war Händler und Vermittler von Ankäufen und als solcher im Interesse der Sammlungen des Königs Karls I. tätig. — Wenn für diese Zeit Sammlermarken für Deutschland nicht verzeichnet werden, so gestattet das nicht den Schluß, daß Sammeltätigkeit hier ganz geruht habe. — Der Bestand der Imhoffschen Sammlung, welche durch Erbgang über Pirkheimer Dürersche Zeichnungen aufgenommen hatte und die von hier durch Rudolf II. nach Schloß Ambras und von da später in die Albertina zu Wien gekommen war, deutet auf eine Wertschätzung, die man künstlerischem Besitz zuwendete. Immerhin mögen die politischen Zustände, zumal die Wirren des dreißigjährigen Krieges für Sammeltätigkeit in Deutschland ungünstig gewesen sein.

Lugts Angaben über den Wohnsitz der durch Sammlermarken gekennzeichneten Sammler oder Sammelstellen lassen erkennen, welchen Umfang und Erfolg die Sammlertätigkeit in den verschiedenen Ländern gehabt hat. In der Zusammenstellung, die ich danach gemacht habe, ist in den Fällen, wo für eine Sammlermarke mehrere Länder genannt sind, nur das an erster Stelle genannte Land herangezogen. Daß die gefundenen Zahlen nur einen relativen Schätzungswert haben, ergibt sich von selbst. Nach der Höhe der gefundenen Zahlen geordnet ist die Ziffer für Frankreich 527, für England 520, für Deutschland 309, für Oesterreich mit Böhmen und Ungarn 186, für Amerika 182 (wovon 2 für Südamerika), für Holland 109, Italien 72, Schweiz 55, Rußland 52, Belgien 47, Dänemark 19, Polen 15, Schweden 11, Spanien 1, Japan 1.

Die vortrefflichen in den Text eingedruckten schwarzen Nachbildungen der Sammlermarken sind neben den durchlaufenden Nummern von kurzen Angaben über die Herstellung der Marke, ob handschriftlich oder mit Stempel, über ihre Farbe und ihre Stellung auf dem Blatte begleitet. Sie werden lebendig und sprechen, soweit sie zu deuten sind, durch die Ausführungen, die Lugt ihnen beigibt. Diese erstrecken sich vom Beginn einer erkennbaren Sammeltätigkeit bis in die jüngste Zeit sowohl für Sammelstellen wie für einzelne Sammler.

Für die Art und Weise, in der der Verfasser hier gearbeitet hat, mögen einige Beispiele aus den großen Kulturzentren Europas gegeben werden, wo sich alt Ueberkommenes neben neu Erstandenem findet. — Von der mehr als vier Millionen Blätter enthaltenden Sammlung des Kupferstichkabinetts der Nationalbibliothek in Paris werden 15 Stempel verzeichnet, von denen zwei sich auf Blättern finden, die im Tausch abgegeben sind. Nach der darüber vorhandenen, angeführten Literatur wird die Entwicklung der Sammlung, deren Ursprung unter Ludwig XIV. auf Colbert zurückgeht, eingehend dargelegt. — Aus

dem Ende des XIX. Jahrh. kommt aus Paris ein Stempel einer Veröffentlichung auf Originallithographien moderner Meister, les peintres-lithographes.

Für die reiche Sammlung des ›Printroom‹ im britischen Museum in London werden 17 Stempel verzeichnet, von denen einer für geschenkte, zwei für im Tausch oder Verkauf abgegebene Blätter verwendet sind; der älteste dieser Stempel kommt aus dem XVIII. Jahrhundert. Dargelegt wird, wie die Sammlung 1753 durch Vereinigung von drei Sammlungen entstanden und durch Ankäufe und Schenkungen erweitert ist; daran schließt sich eine Angabe über die von dem ›Printroom‹ ausgegangenen Veröffentlichungen und über Versteigerungen im Jahre 1811 und 1880. — Aus London werden sechs Stempel einer 1910 gegründeten Gesellschaft, ›Fine art trade guild‹ abgebildet; sie sind auf englischen in den Handel gekommenen Stichen angebracht, an ungleichen Stellen der Blätter nach deren Zuständen. An zwei Stempel, die die Blätter der reichen ›Albertina‹ in Wien tragen, schließen sich biographische Berichte über deren Gründer, Albert Casimir, den Sohn Augusts III. von Sachsen, später Albert, Herzog von Sachsen-Teschen und seiner Frau, Marie Christine, Tochter der Maria-Theresia; das Anwachsen der Sammlung unter den folgenden fürstlichen Besitzern wird erzählt, bis 1919 die Sammlung als Staatseigentum erklärt wird. Ihre reichen Schätze werden kurz gekennzeichnet und das Verdienst der Männer gewürdigt, die sich in der neueren Zeit um deren Erhaltung und Verwaltung bemüht haben. — In Wien gehört der Neuzeit mit drei absonderlichen aus 1908 und 1912 stammenden Stempeln die 1871 gegründete ›Gesellschaft für vervielfältigende Kunst‹ an. Ihre Aufgabe ist Förderung der graphischen Künste, der ihre angeführten Veröffentlichungen gelten.

Als eine neuzeitliche Schöpfung tritt das Kupferstichkabinett in Berlin mit 15 verschiedenen Stempeln auf, die teils den jeweiligen Besitz angeben, teils sich auf Dubletten und Veräußerungen beziehen. Es verdankt, wie Lugt ausführt, seinen Ursprung nach einer Anregung Wilhelms v. Humboldt in einem Briefe an Friedrich Wilhelm III. der Zusammenfassung einer Anzahl privater Sammlungen. Sein Aufstieg zu der jetzigen Höhe durch seine verdienten Leiter und deren Veröffentlichungen führen bis zu dem Zeitpunkt (1920), in dem das Kabinett als staatliches bezeichnet wird. — Der Neuzeit gehören vier Stempel an, welche der 1889 entstandene, 1910 unter dem gegenwärtigen Namen geführte, deutsche Kunstverleger-Verein in Berlin verwendete, um erste Drucke der von seinen Mitgliedern vorgelegten modernen Kunstblätter zu kennzeichnen.

Neben den Marken der Sammelstellen verzeichnet Lugt nach

meiner Zählung die Marken von 1521 einzelnen Sammlern. Ueber sie bringt er mehr oder minder ausführliche biographische Mitteilungen, umfassend über die älteren großen Sammler, kürzer über die späteren und jetzt lebenden. Wenn für die Lebensverhältnisse und Tätigkeit der älteren Sammler als Quellen eine oft weitschichtige, zum Teil verstreute Literatur, die sorgfältig verzeichnet ist, auszuschöpfen war, so konnte über die jüngeren oder jetzt lebenden Sammler nur durch persönliches Nachsuchen Aehnliches zusammengebracht und in geringerer Ausdehnung vorgelegt werden. In welcher Ausdehnung die Verhältnisse älterer Sammler dargestellt werden, dafür mag als Beispiel P. J. Mariette angeführt werden. Seine Genealogie wird mit Angaben über die mit Sammlermarken vertretenen Vorfahren (Großvater und Vater) dargelegt, ihm selbst sind acht Seiten Druck gewidmet, um seinen Lebensgang zu schildern und seine Tätigkeit zu würdigen. Aehnliche Behandlung ist Crozat mit sieben, Jabach mit drei, Th. Lawrence und W. Esdaile mit je zwei Seiten zuteil geworden, und aus der Neuzeit Beurdeley (1847—1919) mit drei Seiten.

Mit den Angaben über die Marken der Sammelstellen und Sammler verbinden sich solche über die Geschichte der Sammlungen, nicht nur über deren Aufbau sondern auch über deren Verbleib. Hier sind besonders deren Verkäufe und Versteigerungen zusammengestellt und die zahlreichen Verzeichnisse der letzteren. Dabei wird angegeben, wie hoch der gesamte Erlös aus den Sammlungen oder ihren Teilstücken war, und wieviel für einzelne Blätter gezahlt wurde. Das gibt ein wichtiges Material für die Beurteilung der Geldwerte von Kunstblättern zu den verschiedenen Zeiten, die wechselnde Schätzung der Zeichnungen und Kunstdrucke ein und desselben Meisters.

Ein 18 Seiten füllendes, sehr sorgfältig gemachtes Verzeichnis der aufgeführten Sammlungen und ihrer Besitzer am Ende des Buches erhöht dessen Brauchbarkeit.

Die am Schlusse des Buches vorhandenen leeren Blätter werden dessen Benutzern für Nachträge und Zusätze, wie sie die kommende Zeit bringt, willkommen sein. Mit solchen kann ein Material gewonnen werden, das in späteren Ergänzungsheften des Werkes dessen Fortleben fördert.

Göttingen, im November 1921. E. Ehlers.

Candra-Vṛtti. Der Originalkommentar Candragomin's zu seinem grammatischen Sūtra. Hrsg. v. Dr. **Bruno Liebich.** Leipzig 1918, F. A. Brockhaus in Komm. (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes. Bd. 14.)

Im Jahrgang 1895 der ›Nachrichten‹ dieser Gesellschaft hatte Liebich nachgewiesen, daß das ganze System der buddhistischen Sanskrit-Grammatik in 21 teils handschriftlich überlieferten teils — namentlich in den Holzdrucken des tibetischen Tanjur — gedruckten Texten vorläge, und eine erschöpfende Bibliographie der ihm bekannt gewordenen Stücke gegeben. Der wichtigste Text des ganzen Systems ist zweifellos die Sūtra-Vṛtti, die in Stil und Behandlung des Gegenstandes der Kāśikā-Vṛtti entspricht. Daß Jayāditya und Vāmana, die Verfasser der Kāśikā, die Grammatik des buddhistischen Autors Candragomin benutzt haben, hatte schon Kielhorn (Indian Antiquary 1886, p. 183 ff.) gezeigt. Als Vorarbeit für eine künftige kritische Ausgabe der Kāśikā war daher die Veröffentlichung des Original-Kommentars von Candragomin zu seinem grammatischen Sūtra unerläßlich. Dem Sūtra selbst, das Liebich 1902 herausgegeben hatte, hat er 1918 die Vṛtti folgen lassen, nachdem es ihm gelungen war, durch Vermittelung von Sylvain Lévi die einzige vollständige Handschrift des Werkes, die sich im Besitz des Maharaja von Nepal in der Durbar-Bibliothek in Kathmandu befindet, zur Benutzung nach Europa zu bekommen.

Neben dieser nepalesischen Palmblatthandschrift standen Liebich für die Herstellung des Textes noch die drei Cambridger Fragmente zur Verfügung, die nur etwa ein Drittel der 24 Kapitel des ganzen Werks umfassen. Die gute Beschaffenheit seiner Hauptquelle und die Hilfe, die ihm Kāśikā und Mahābhaṣya fortlaufend gewährten, haben aber L. in den Stand gesetzt, einen im ganzen zuverlässigen Text zu bieten.

Den Adhikāra-Saṃgraha, der vollständig nur in tibetischer Uebersetzung im Tanjur vorliegt, hat L. in Gestalt von Randglossen verwertet, die angeben, was und wie weit etwas im Folgenden zu ergänzen ist; er bildet ein unentbehrliches Glied des Candra-Systems und ist sicher von Candragomin verfaßt. Darin, daß an einer Stelle Worte der Candra-Vṛtti als Adhikāra verwendet werden, sieht L. einen schlechthin zwingenden Beweis für Candragomins Verfasserschaft der Vṛtti.

Für den Gaṇapāṭha, den, wie L. sagt, ›am meisten von Zweifeln umgebenen Teil der grammatischen Lehre‹, hat L. zwölf von einander abweichende Fassungen der Gaṇas verschiedener Schulen verglichen, darunter auch die von ihm kollationierte Kāśikā-Hs. Ind.

Off. No. 2440 (Kāś.-Ms.). Die Göttinger Universitäts-Bibliothek besitzt aus dem Nachlaß von Kielhorn zwei noch unkatalogisierte Kāśikā-Hss., eine ältere Hs. (Saṃvat 1464) und eine moderne Devanāgarī-Kopie; beide lassen sich zur Entscheidung, welche Lesart des Gaṇapāṭha den Vorzug verdient, heranziehen. Insbesondere gilt dies von den Kapiteln über die Femininbildung der Nomina und über die Bildung der sekundären Nominalstämme: in den Listen der Gotra-Namen (II, 3, 82 ff., II, 4, 16 ff.) sind viele Formen zweifelhaft und manche sind sicher dadurch entstanden, daß »spätere Gelehrte, die nicht wußten, welche Variante den Vorzug verdiene, gewöhnlich beide Formen nebeneinander aufnahmen« (Vorw. S. XI). Eine Stichprobe, die ich unter Vergleichung der beiden Göttinger Hss. angestellt habe, zeigt die große Unsicherheit der Namensformen. So liest z. B. Candra-Vṛtti II, 3, 84 (= Kāśikā IV, 1, 80) Āpikṣiti, so auch Kāś.-Ms. In der gedruckten Ausgabe der Kāśikā steht Āpakṣiti, so auch in der modernen Göttinger Kopie, während die ältere Hs. Āpikṣati liest. Candra II, 4, 41 (= Kāś. IV, 1, 112) steht Prauṣṭhika, ebenso im Kāś.-Ms., dagegen lesen die gedruckte Ausgabe und beide Göttinger Hss. Proṣṭhika. An derselben Stelle hat L. die Lesart Kalandana, die bestätigt wird durch Vardhamāna als Lesung Bhoja's, beibehalten; die beiden Göttinger Hss. stützen aber die Form der Kāśikā-Ausgabe Bhalandana, d. i. ein Gotraname, der auch im Matsya-Purāṇa unter den Atri-Nachkommen erwähnt wird. Die Form Saradvāra (II, 4, 53 = Kaś. IV, 1, 123) stimmt überein mit Kāś.-Ms. und der jüngeren Göttinger Kopie, während die ältere Hs. mit der gedruckten Kāś. Śatadvāra liest.

Schon aus diesen wenigen Beispielen geht hervor, welch große Schwierigkeiten der Herstellung eines einwandfreien Textes der Kāśikā im Wege stehen. Trotzdem ist zu hoffen, daß wir von Liebich als Krönung seines Lebenswerkes die kritische Ausgabe der Kāśikā erwarten können, eine Aufgabe, zu deren Lösung dieser ausgezeichnete Kenner der einheimischen indischen Sprachwissenschaft wie kein anderer berufen ist.

Göttingen. Fick.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Joachim in Göttingen.

Nr. 4—6 **April bis Juni 1922**

Eduard Norden, Die Germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania. Leipzig-Berlin 1920, Teubner, (zweite Auflage 1921). X u. 505 S. 8°. (Preis mit Teuerungszuschlag M. 72).

Im September vorigen Jahres habe ich Nordens Buch zum ersten Mal gelesen, gelesen in einem Zug, als einer der ersten Leser vermutlich, als einer der dankbarsten gewiß, zumal gerade damals ein Vortrag, den ich vor Germanisten zu halten hatte, und bei dessen Stoffwahl und Gestaltung Nordens Arbeiten über den Germanennamen bereits entscheidend mitgewirkt hatten, nun aus der Fülle des neuen Buchs reiche Anregungen gewinnen konnte. Da war gleich Gelegenheit, dem starken Eindruck des Buches Worte zu leihen, und diese Worte klangen nach in einer kurzen Besprechung im Literaturblatt der Frankfurter Zeitung (21. XI. 1920). Dann gab mir die Arbeit des Winters nicht selten Anlaß zu dem Buche zurückzukehren, und jetzt, da ich mich endlich zu der längst übernommenen Besprechung in diesen ›Anzeigen‹ anschicken konnte, habe ich es noch einmal gelesen, wieder in einem Zug, doch bedächtiger als damals — und stückweise zum dritten Mal und öfter.

So weit Kenntnis des Buches selbst zum Urteil befähigt — die erste Bedingung freilich in jedem Fall! — sollte ich mir also die Befähigung wohl zutrauen. Aber gerade wer dieses Buch wirklich kennt, wer seinen überreichen Inhalt sich anzueignen versucht hat, ihm bis in die letzten Anmerkungen und Anhänge nachgegangen ist, dem läßt das Staunen über diese Vielseitigkeit, über diese beängstigende Gelehrsamkeit den Mut des Urteilens nicht recht aufkommen. Und doch verlangen diese ›Anzeigen‹ solchen Mut und mögen sich nicht, wie eine Tageszeitung, mit dem Bekenntnis der Bewunderung begnügen. Am wenigsten jetzt, da das Buch längst in aller Händen ist, und sogar schon eine zweite Auflage erlebt[1]). So gilt es denn, in

1) Diese neue Auflage, beim Druck dieser Besprechung bereits erschienen, ist nur ein unveränderter Abdruck, aber mit nicht wenigen Ergänzungen und

dem einigermaßen beruhigenden Gefühl, daß zu einer allseitigen kritischen Beurteilung auch ein anderer kaum berufen sein dürfte, einen Standpunkt zu suchen, von dem aus gerade ich zu einem kritischen Wort, sei es der Anerkennung, sei es auch des Zweifels oder Widerspruchs, mich befugt fühlen darf. Und das wäre ja dann wohl der Standpunkt des ›Archäologen‹ in der hier allein in Betracht kommenden Besonderheit des ›Römisch-germanischen‹. Philologen und Historiker haben über das Buch sich vernehmen lassen, Germanisten werden nicht zurückbleiben; ein Archäologe ist, so viel ich weiß, noch nicht zu Wort gekommen.

Doch zuvor will ich gestehen, daß hinter der Anerkennung der ›beängstigenden Gelehrsamkeit‹ auch schon ein wenig Kritik lauert. Ich finde wirklich das Buch zu gelehrt.

Wenn wir in den Schlußsätzen der Einleitung (S. 7) lesen, daß der Ausgangspunkt der Arbeit ›ein denkbar unansehnlicher[1]) war: der Versuch grammatischer Deutung eines einzigen Satzes‹, deren Ergebnisse ›jetzt weit vom Anfang, erst in Kap. V niedergelegt‹ sind, während doch ›Alles, was vorangeht, in der Hauptsache nur der Erfüllung dieser Aufgabe dient‹, so werden wir darauf gefaßt sein, keinen ganz einfachen Weg geführt zu werden, und der Verfasser selbst nennt ihn ›lang und streckenweise arg beschwerlich‹ (S. VIII). Wer den Verfasser kennt, der wird sich ja seiner Führung getrost überlassen, und wer ihn etwa durch dieses Buch erst kennen lernt, der wird auch bald des sicheren Führers sich gewiß fühlen. Aber es geht uns doch zuweilen wie einem Wanderer, der, von einem Wegkundigen einem fernen Ziel zugeführt, sich wieder und wieder auf Seitenpfade abgelenkt und mit der Wegräumung kleiner Hindernisse, die man auch umgehen könnte, aufgehalten sieht, und den dabei, weil er die Strecke, die vor ihm liegt, nicht überschaut, die Sorge bedrückt, ob er das Ziel auch noch zur rechten Zeit erreicht, während der Führer wohl weiß, daß die Seitenpfade keine Umwege, vielleicht sogar Richtwege sind.

Norden selbst hat es als ein Bedürfnis empfunden, ›vor dem deutschen Lesepublikum den Umfang seines Buchs zu entschuldigen‹. Aber er denkt dabei nur an die Not der Zeit. Es sind sehr beherzigenswerte Worte, die wir da lesen. Aber ich fürchte, die Verleger werden

Berichtigungen, die sich dem Verf. hauptsächlich aus öffentlichen Besprechungen und privaten Zuschriften ergaben. Diese nur wenige Seiten füllenden Erweiterungen sollen durch besonderes Entgegenkommen des Verlegers für die Besitzer der ersten Auflage gesondert käuflich sein.

1) Der Philologe Norden wird mir die Frage verzeihen, ob die, wie hier, so neuerdings sehr oft uns begegnende Verbindung von ›denkbar‹ mit dem Positiv berechtigt ist.

sie eher beherzigen als die Schriftsteller, und unter diesen wieder die am wenigsten, die es am nötigsten hätten. So pflegt es ja zu gehen: die, denen die Mahnung der Predigt hauptsächlich gilt, sind nicht in der Kirche. Wer mag auch einen Schriftsteller selbst darüber entscheiden lassen, ob seine Worte ›Gold‹ sind oder — Papier. Spricht doch auch Norden von seinem Buch, als ob es — Papier wäre. Eher mag man Einen überzeugen, daß auch die goldenen Worte in knapper Fassung noch heller leuchten. Mich dünkt, auch Norden hätte die Wirkung seines Buchs eher verstärkt als abgeschwächt, wenn er auf manches Beiwerk verzichtet hätte. Wir würden in Verlegenheit sein, wenn wir das nennen sollten, was wir überhaupt missen möchten. Aber das läßt sich doch behaupten, daß manches ebenso gut oder besser an anderer Stelle, für sich oder bei anderer Gelegenheit, hätte gesagt werden können, und daß die Hauptlinien dann klarer hervortreten würden. Der Leser möchte, auch wenn er guter Führung sich gewiß fühlt, dennoch lieber eine möglichst große Wegstrecke vorwärts und rückwärts selbst überschauen und sich an jedem Haltepunkt dem Ziel näher gekommen sehen.

Die zweite Auflage erscheint im wesentlichen unverändert, nur noch bereichert durch eine Fülle von Anmerkungen. Den Verleger hat der Mut, in dieser Zeit der Not ein solches Buch herauszugeben, da es eben so ist, nicht betrogen. Vielleicht entschließt sich der Verfasser, einer dritten Auflage eine straffere Form zu geben. Was dabei geopfert werden müßte, hat ja inzwischen seine Wirkung getan, bleibt auch in den früheren Auflagen den Forschern zugänglich. Die Wirkung aber auf einen möglichst weiten Kreis würde so, wie ich glaube, erleichtert und verstärkt werden. Unbescheiden möchte die Frage erscheinen, ob nicht diese Wirkung auch durch eine andere Anordnung des Stoffs hätte gesteigert werden können, bei der dem Leser der Gang der Untersuchung selbstverständlicher und sozusagen zwangsläufiger erscheinen könnte.

War die Wirkung nicht stark genug, so wird man fragen, da doch nach knapper Jahresfrist eine neue Auflage gefordert wurde? Es ist wohl nicht möglich, die Zahl der Leser eines Buchs aus der Zahl der Käufer zu erschließen — zumal bei den heutigen Bücherpreisen. Aber es ist gewiß, daß gar manche Gymnasialbibliothek, in ihrer Bedrängnis, auf ein Buch, das, gebunden, nahezu hundert Mark kostet, verzichten muß, und wir wissen alle, wie viel eher wir ein Buch zu lesen versäumen, wenn wir Mühe haben, es uns zu verschaffen, und erst recht, wenn sein Umfang uns fürchten läßt, daß wir, bei beschränkter Leihfrist und beschränkter eigener Zeit, es nicht bewältigen könnten. So ist es, trotz des schnellen Absatzes der ersten

Auflage, gewiß, daß Nordens Buch auch heute noch längst nicht von allen gelesen ist, die es angeht, und die es auch gern lesen möchten.

Die Erkenntnis freilich, die auf jeden Leser wohl den tiefsten Eindruck macht, die manchem wie eine Offenbarung erscheint, eine unwillkommene vielleicht, die Erkenntnis, daß die Schrift des Tacitus nur verstanden werden kann als Glied einer weit zurückreichenden Literaturgattung, mit deren früheren, ja frühsten Erzeugnissen sie eine starke Abhängigkeit verbindet; diese Erkenntnis ist in weiteste Kreise gedrungen, weit über den Kreis der Leser des Buchs hinaus. Aber gerade darin liegt eine Gefahr. Von erstaunlichen Uebereinstimmungen mit ethnographischen Schilderungen bei Herodot und Hippokrates hört man sprechen, und diese beiden sollen ihrerseits wieder durch gemeinsame Abhängigkeit von Hekataios miteinander verbunden sein. Als über dem Norden Europas noch dichte Nebel lagen, als selbst Italien sich erst teilweise dem Gesichtskreis der Griechen erschlossen hatte, sollen griechische Forscher die Gedanken geformt, ja die Sätze geprägt haben, denen hier die eigenwillige Ausdrucksweise des Römers den Anschein der Selbständigkeit und Ursprünglichkeit verleiht. Da mag vielleicht der Eine, in Erinnerung an manche wenig fördersame ›Quellenuntersuchung‹ verflossener Philologen, den Kopf schütteln über den Autor, der das Subjekt dieser Erkenntnis ist, während ein Anderer, der von dem ›Plagiat‹ in der antiken Literatur schon manches gehört hat, den Kopf schüttelt über den Autor, der das Objekt der Erkenntnis ist. ›Wie sollen wir‹, so fragt er, ›einer Schrift vertrauen, die uns die Kultur unserer Vorfahren schildern will und dabei bis zur Uebereinstimmung im Wortlaut abhängig ist von einer über mehr als ein halbes Jahrtausend älteren ethnographischen Literatur‹.

Wer Nordens Buch gelesen hat, der weiß, daß es mit jenen Quellenuntersuchungen nach Schema F nichts gemein hat, der weiß auch, daß der Wert der taciteischen Schrift durch die neue Erkenntnis wahrhaftig nicht aufgehoben werden soll. Allerdings ›wie alle literarischen Gattungen des Altertums, so ist auch die ethnographische einer Typologie verfallen‹, und ›daß wir mit unserem doch recht begrenzten Material verhältnismäßig so viele Uebertragungen nachzuweisen vermögen, ist fast entmutigend, da wir mit der Wahrscheinlichkeit rechnen müssen, daß unserem Bemühen, das spezifisch Germanische zu erfassen, viele derartige Fehlerquellen hindernd in den Weg treten‹, sagt der Verfasser selbst. Aber auf dem Weg, den er uns führt, von Poseidonios über Caesar und Timagenes zu Livius und weiter zu Plinius, ist doch trotz aller Abhängigkeit der Späteren von den Früheren, ein Fortschritt in dem, worauf es hauptsächlich an-

kommt, unverkennbar, und ganz besonders ist das, was Norden, in glücklicher Weiterführung einer schönen Arbeit Friedrich Münzers, von des Plinius *Bella Germaniae* — dieser letzten und ohne Zweifel reichsten Quelle des Tacitus — zu sagen hat, geeignet, unser Zutrauen zu heben. In diesem Zutrauen kann dann die Schlußbetrachtung, die, über diese vermutlich letzte schriftliche Quelle hinausführend, einen Blick auf ›militärische und kaufmännische Berichte als Primärquellen‹ wirft, jeden nur bestärken, der des Verfassers Vertrauen zu des Tacitus eigener Gewissenhaftigkeit teilt.

Dieses Zutrauen zu befestigen, scheint mir gerade der Archäologe in zweifacher Hinsicht besonders berufen zu sein. Einerseits kennt er jene Gebundenheit der Kunst an die ›bildliche Tradition‹ und traut sich dennoch zu, die Bedürfnisse und Wünsche einer jeden Zeit und die Sonderart des einzelnen Künstlers von dem überlieferten Typus zu scheiden. Andererseits aber haben gerade archäologische Erkenntnisse im Lauf der letzten Zeit so oft den Nachrichten des Tacitus unanfechtbare Bestätigung gebracht, daß wir auch die Angaben, für die solche Bestätigung fehlt und vielleicht niemals zu erwarten ist, nicht so leicht der Skepsis preisgeben werden.

Um so eher werden wir dann auch bereit sein, auf unserem Gebiet eine Belehrung hinzunehmen, die der Scharfsinn des Philologen aus der Schrift des Tacitus gewonnen zu haben meint.

Da wäre dann wohl zuerst die von Norden sichtlich mit besonderer Liebe gehegte, ja mit fast befremdlicher Schroffheit beschützte Vermutung ins Auge zu fassen, nach der die Kimbern bei Zurzach den Rhein überschritten hätten, und Plinius dort noch die Spuren ihrer Lager zu beiden Seiten des Flusses gesehen hätte. Denn diese Annahme soll die uns geläufige Deutung der *castra ac spatia*, die nach Tacitus die Größe der kimbrischen Scharen beweisen sollen, auf irgendwelche ›Ringwälle‹ wegräumen und durch ihre örtliche Bestimmung der Spatenforschung eine dankbare Aufgabe stellen. Die Vermutung hat also für den Archäologen eine zwiefache Bedeutung und auf sorgfältige Erwägung allen Anspruch.

Sie geht aus von dem merkwürdigen 37. Kapitel der Germania, in dem sich Tacitus durch die Erwähnung der alten Heimat der Kimbern im fernen Norden Germaniens zu einem raschen Ueberblick über die Geschichte der Beziehungen Roms zu den Germanen bewogen sieht. Ich führe die Worte in Nordens Uebersetzung an: ›In derselben Ausbuchtung Germaniens haben, hart am Ozean, die Kimbern ihre Sitze. So klein an Zahl die Gemeinde jetzt ist, so gewaltig an Ruhm. Von der alten Kunde haben sich bis in die Gegenwart weithin Spuren erhalten: auf beiden Stromufern geräumige Lager-

plätze, deren Umfang noch jetzt einen Maßstab bieten kann für die riesige Leistungskraft jenes Volksheeres und eine Beglaubigung für die Größe seines Auszugs‹. Uns soll hier nur der letzte Satz beschäftigen, in dem ich die Worte hervorgehoben habe, über deren Uebersetzung man vielleicht im Zweifel sein könnte: *veterisque famae lata vestigia manent, utraque ripa castra ac spatia, quorum ambitu nunc quoque metiaris molem manusque gentis et tam magni exitus fidem.*

Daß *castra ac spatia* = *castrorum spatia*[1]) ist, nicht ›Lager und Räume‹ bedeutet, will ich den Sprachkundigeren um so lieber zugeben, als ich mir unter *spatia* allein, die als solche der Kimbern der Nachwelt noch kenntlich sein sollten, nichts vorstellen kann. Ob nur von je einem Lager auf jedem Ufer die Rede ist oder von mehreren läßt die Pluralform nicht erkennen; *lata vestigia* indessen — erst recht in Nordens Uebersetzung ›Spuren weithin‹ — scheint mir eher für das zweite zu sprechen. Gewiß aber ist, daß ein einziges Lager für die *fama vetus* — ›für das, was die Ueberlieferung aus alter Zeit berichtet‹ — kaum etwas beweisen konnte, am wenigsten dem Schwanken der Ueberlieferung zwischen 300,000 Waffenfähigen und mehr ein Ende zu machen vermochte. Gewiß ist ferner, daß nur ein befestigtes Lager durch seinen Wall und Graben Spuren zurücklassen konnte, die noch nach Jahrhunderten kenntlich waren. Höchst unwahrscheinlich aber ist, um nicht zu sagen ausgeschlossen, daß die Kimbern derartigeLager anlegten, die auch für ein wanderndes Volk, selbst wenn es bei weitem so zahlreich nicht war, wie die Ueberlieferung will, ein Unding sind. Vielmehr scheint es mir so gut wie sicher, daß die *castra ac spatia* — wo immer sie gewesen sein mögen — mit den Kimbern in Wirklichkeit nichts zu tun hatten. Das war selbstverständlich auch die Meinung der Forscher, die jene Ueberlieferung an die sogenannten ›Ringwälle‹ anknüpfen wollten. Ob diese ihrer Lage nach und freilich auch nach ihrer Bauweise für die ihnen zugeschriebene Rolle ganz ungeeignet waren (Norden S. 244, 2), ist dabei durchaus gleichgiltig. Sie mußten nur geeignet sein, die Phantasie aufzuregen und geschichtliche Ueberlieferung, die das auch tat, an sich zu ziehen. Die Vermutung scheint mir immer noch sehr annehmbar, und der Vergleich mit den ›Schwedenschanzen‹ zutreffend.

An welche Ringwälle etwa die Sage sich heftete, läßt sich natürlich nicht sagen; und könnte man es sagen, so wäre damit ja auch für die Kenntnis des tatsächlichen Wegs der Kimbern nicht das mindeste gewonnen.

Aber Tacitus sagt es uns ja, wo die *castra ac spatia* lagen, und

1) So Norden S. 202, 1 und S. 250, 1. Gudeman sagt: *spatiosa castra.*

wir können nicht umhin, dem vielbesprochenen *utraque ripa* zu Leib zu gehen!

Es ist sonderbar, daß Tacitus, wo er nun einmal eine scheinbar bestimmte Ortsangabe bringt, durch seine Ausdrucksweise dennoch, bei dem späten Leser wenigstens, Zweifeln Raum läßt.

An sich wäre es durchaus erlaubt, die *castra ac spatia* in der alten Heimat der Kimbern zu suchen: die ›Beglaubigung für die Größe des Auszugs‹ braucht keineswegs auf dem Weg der Wanderung zu liegen. Und wenn dann der *sinus* ein Meerbusen wäre, so wäre man fast genötigt, an seine beiden Ufer zu denken, obgleich ja *ripa* nur selten die Meeresküste bedeutet. Aber der *sinus* ist kein Meerbusen, sondern ein ›Landbusen‹, eine Halbinsel[1]). Die hat freilich auch zwei Küsten, wenn die als *ripa* bezeichnet sein sollten; aber warum sollten die *castra* der Vorzeit nur an der Küste liegen. Tatsächlich gibt es denn auch auf der kimbrischen Halbinsel schwerlich Wallburgen oder ähnliche Anlagen so alter Zeit[2]).

Es bleibt dabei: es müssen die Ufer eines Flusses gemeint sein. An die Elbe wird kaum noch jemand denken[3]), und auch Müllenhoffs Ansicht, daß Rhein und Donau gemeint seien, scheint mir nicht annehmbar, obgleich sie Wissowa gegen Nordens schroffe Abweisung in Schutz genommen hat. Norden hat bewiesen, aus dem Gang der Schrift wie aus dem sonstigen Sprachgebrauch, daß nur an den Rhein gedacht werden kann. Freilich sollte man sich dafür nur auf solche Stellen berufen, bei denen nicht der Zusammenhang für die *ripa* jeden anderen Fluß ausschließt, und die Stelle Historien IV 64, die Norden neuerdings für ›entscheidend‹ erklärt, scheint mir eben deshalb gerade nicht beweiskräftig. Müssen die Ufer des Rheins gemeint sein, so ist nicht einzusehen, warum es nur die ›des unteren‹ sein sollen, wie Gudeman meint. Tarodunum kann ebensogut zu jenen *castra* gehört haben, wie die Ringwälle des Taunus, des Hunsrücks oder der Eifel.

1) Diese Auffassung ist durch das vorausgehende *eundem,* wodurch die Wohnsitze der Cherusker und Fosen eingeschlossen zu sein scheinen, meines Erachtens durchaus nicht verboten, im ersten Kapitel der Schrift — *Oceanus ... latos sinus et insularum immensa spatia complectens* — aber geradezu gefordert und auch durch die dritte Stelle — Kapitel 29: *sinus imperii,* das vom Limes umschlossene Gebiet! — bestätigt, wenn man hier, wie ich für richtig halte, den Wetteraulimes im Auge hat, der sich wie eine »Halbinsel« in das freie Germanien vorschiebt. Es scheint mir nicht nötig, sich mit der Bedeutung »Landstriche« zu begnügen, wie J. F. Marcks (Bonner Jahrbücher XCV S. 32 f.) will.

2) S. Müller, Nordische Altertumskunde II S. 238 ff. J. F. Marcks dachte an verlassene Wurten.

3) Das tat J. F. Marcks a. a. O.

Aber ich bin geneigt, Norden noch weiter zu folgen und die Ueberschreitung des Rheins bei Zurzach für recht wahrscheinlich zu halten, da ja nach der Ueberlieferung, die freilich nur allzudürftig ist, die Kimbern in der Tat am Südufer der Donau aufwärts ziehend zum Gebiet der Helvetier kamen.

Daß diese in der Schweiz zu jener Zeit noch nicht gesessen hätten, wird schwerlich noch jemand behaupten wollen, und die übrigen Beweise dafür erfahren eine gewichtige Verstärkung durch Nordens scharfsinnige Auswertung des Poseidonioszeugnisses über die Ἑλουήττιοι πολύχρυσοι (S. 229 f.). Auf dem Weg zu diesen kam für den Rheinübergang nur die Strecke vom Bodensee bis zum Stromknie bei Basel in Betracht und auf ihr wieder zu allermeist die zu allen Zeiten benutzte Uebergangsstelle bei Zurzach [1]).

Vermutlich legt Norden auf meine Zustimmung keinen großen Wert, wenn sie nicht mit dem Glauben an seine Kimbernlager zu beiden Seiten der Uebergangsstelle verbunden erscheint. Zu diesem Glauben aber kann ich mich nicht entschließen.

Es ist, wie gesagt, ausgeschlossen, daß ein einziges Lager jemals als Bestätigung der überlieferten riesigen Zahlen des Kimbernauszugs angesehen werden konnte. Es ist ferner ausgeschlossen, daß das wandernde Volk überhaupt Lager aufgeschlagen hat, deren Spuren noch nach Menschenaltern kenntlich gewesen sein könnten. Da brauche ich kaum noch zu sagen, daß auch die Vermutung, das Lager des linken Ufers verdanke dem Rückweg der Kimbern im Jahre 103 oder 102 seine Entstehung — erst S. 247 nur ganz vorsichtig, zehn Seiten später aber schon bestimmter ausgesprochen — mir unwahrscheinlich vorkommen würde. Es ist uns ja allerdings bezeugt, daß das wandernde Volk, von der unteren Seine kommend, um nach Italien zu gelangen, den ungeheuren Umweg durch Noricum machte, der immerhin wieder durch diese Gegend führen konnte. Aber es ist doch eher unglaublich als wahrscheinlich, daß die Helvetier, nach den unvermeidlichen, leicht ausdenkbaren Erfahrungen des Durchzuges, diesen zum zweiten Mal zugelassen haben sollten, und jedenfalls fiele der Grund, den Norden für die Errichtung des rechtsrheinischen Lagers S. 244 ausgemalt hat, auf dem Rückweg fort, da den Helvetiern sicherlich alles daran liegen mußte, die lästigen Gäste so schnell als möglich über den Fluß zu befördern.

Wenn also auch Plinius hier nach meiner Ueberzeugung keine

1) Es ist auch zuzugeben, daß diese Annahme durch das über die Beziehungen zu den Sequanern Gesagte <trotz der Berichtigung Gelzers (Germania V S. 96)> und durch die im Anhang V (S. 472—84) abgedruckte Erörterung H. Philipps gestützt wird.

Kimbernlager zu bestaunen fand, bleibt dieses Tenedo dennoch ein merkwürdiger Ort, und es ist nur dankbar zu begrüßen, daß Norden durch die ›Geschichte des Kastells‹ (S. 256—263), zu der seine Vermutung ihn anregte, der archäologischen Arbeit dort, von deren Ergebnissen ihm kaum etwas entgangen ist, einen neuen kräftigen Anstoß gegeben hat. Sie wird gewiß noch manche vorrömische Reste und Spuren nachweisen, die wir dann bis weit über die Zeit des Kimbernzugs hinauf den Helvetiern zuweisen dürften.

Daß diese zur Zeit des Kimbernzugs das rechtsrheinische Land bereits völlig geräumt gehabt hätten, hat Norden nicht behauptet. Er hätte sich dann auch mit Fabricius, auf den er sich beruft, in Widerspruch gesetzt. Πολύχρυσοι waren aber diese zurückgebliebenen Helvetier gewiß nicht. Daß man durch ihr Gebiet den Zug der Kimbern gehen ließ, daran ist übrigens doch wohl nicht ausschließlich, wie Norden meint (S. 226 Anm.), der *Mercurius Cimbrianus* bei Miltenberg schuld, sondern daneben, und vielleicht mehr als er, eben jene Strabostelle, in der wir das Zeugnis des Poseidonios finden. Denn wenn bezeugt war, daß die Helvetier ihre Wohnsitze im südwestlichen Deutschland zu ungewisser Zeit aufgegeben hätten, und nun bei Strabo zu lesen war, daß einigen ihrer Stämme die Kimbern den Anstoß zur Auswanderung gegeben hätten, so lag es doch recht nah, die beiden Zeugnisse zu verbinden.

Es ist sehr erfreulich, daß Norden, die verhängnisvollen Schranken, die auch heute noch das Arbeitsfeld des Philologen von dem des Archäologen zu scheiden pflegen, für seine Person durchbrechend, bemüht ist, sich mit den Ergebnissen der Bodenforschung bekannt zu machen und mit ihnen seine aus der literarischen Ueberlieferung gewonnenen Anschauungen in Einklang zu bringen. Aber es ist auch begreiflich, daß er sich einerseits durch ein vereinzeltes noch den Helvetiern zugeschriebenes Grab im nördlichen Baden von seiner Anschauung nicht abbringen läßt, andererseits da, wo er sich auf Ergebnisse der Spatenarbeit berufen kann oder von ihnen Bestätigung erhofft, sich ihrer durch Zufall und Lückenhaftigkeit bedingten Unzuverlässigkeit nicht immer hinlänglich bewußt ist, womit er freilich nur dem Fehler der Archäologen und mehr noch der Prähistoriker selbst verfällt, denen es wahrhaftig nichts schadet, wenn sie hier durch die entschiedene Betonung eines literarischen Zeugnisses vor der Ueberschätzung ihrer oft zwar unzweideutigen und dann unanfechtbaren, aber doch meist vereinzelten, nur ganz allmählich zu voller Zeugniskraft anwachsenden Ergebnisse gewarnt werden.

Nirgends kommt Eduard Gerhards warnendem Leitspruch mehr Beachtung zu, als wo es gilt, aus Bodenfunden Unterschiede

und Verschiebungen der Völker zu erschließen und chronologische Bestimmungen zu gewinnen für Zeiten, in denen hundert Jahre noch sind wie ein Tag: ›*monumentorum artis qui unum vidit nullum vidit, qui mille vidit unum vidit*‹.

Immerhin sprechen die Denkmäler der keltischen Latènekunst eine vernehmlichere Sprache als die bescheidene Hinterlassenschaft der Germanen aus der gleichen oder gar einer noch weiter zurückliegenden Periode.

Dennoch darf die Archäologie sich zutrauen, nicht nur das Bild der Kultur der Rheingermanen, das die antiken Schriftsteller uns überliefern — Caesar von den Ubiern, Poseidonios bereits, nach Nordens Nachweis, von den Rheingermanen überhaupt —, lebendiger zu gestalten, sondern auch hineinzuleuchten in Zeitenfernen, die damals schon dämmerige Vorzeit waren, und die frühe Festsetzung germanischer Stämme auf dem linken Rheinufer zu erweisen.

Hier treffen Nordens Wünsche und Anregungen mit längst empfundenen Pflichten und gehegten Absichten der archäologischen Forschung zusammen. Hier scheint der Archäologe berufen — nicht jetzt, aber in Zukunft einmal — ein Wort mitzureden in einer der Fragen, die zum Kern des Buchs gehören, während die Hypothese über den Kimbernzug schließlich ja nur nebensächlich ist.

Ist doch der sogenannte ›Namensatz‹ der germanischen Urgeschichte in den ersten Kapiteln der taciteischen Schrift für Norden der Ausgangspunkt der Untersuchung gewesen, zu dem diese nach weiten Umwegen und Abschweifungen gegen Ende des Buchs zurückkehrt — nun in der Hoffnung, den alten Zweifeln, die sich in einer ungewöhnlichen Zahl verschiedener Erklärungsversuche gerade dieses Satzes kundtun, durch eine keine Mühe scheuende Wortinterpretation, nicht am wenigsten aber durch die Einreihung der Schrift in die Typengeschichte der antiken Ethnographie ein Ende gemacht zu haben. Daß diese Hoffnung sich erfüllt, wird man, bei aller Bewunderung der aufgewandten Mittel, bezweifeln müssen, wie denn ja auch schon Wissowa den Finger auf die schwache Stelle der Nordenschen Beweisführung gelegt hat, deren Schwäche aber vielleicht nicht dem Interpreten, sondern dem Schriftsteller zur Last fällt, für den es nur eine schlechte Entschuldigung ist, wenn er seine Terminologie der griechischen Sprache entnahm, in der nicht, wie im Lateinischen, die bei verschiedener Bedeutung gleichlautende Präposition (*a* = ἀπό und ὑπό) das Verständnis erschwerte, ja fast unmöglich machte.

Neidlos mag der Archäologe die auch jetzt, wie mich dünkt, noch nicht ganz überwundenen, also wohl in aller Zukunft unüberwindlichen Schwierigkeiten der Form in dem zweiten Satzteil dem Philo-

logen überlassen und sich begnügen mit der Aufgabe, für den **Inhalt des ersten Satzteils** mit seinen Mitteln eine Bestätigung zu suchen. »Germanen« haben vor Zeiten den Rhein überschritten und die Gallier zurückgedrängt, und der Name dieses Einzelstamms, von ihm später mit dem der Tungrer vertauscht, ist auf das Gesamtvolk jenseits des Rheins in neuerer Zeit übertragen worden[1]). Von diesen linksrheinischen Germanen weiß ja auch Caesar, bei dem sie aber nicht mehr als ein Einzelstamm, sondern als eine Gruppe von Stämmen erscheinen, zu der vermutlich dann, von Caesar freilich nicht genannt, auch die Tungrer gehörten. Wir sehen den Namen also hier gewissermaßen auf einer mittleren Stufe der Verallgemeinerung. Neben diesen Stämmen, die, mehr oder weniger stark keltisiert, doch als Sondergruppe unzweifelhaft fremder Abstammung zwischen den Kelten saßen, gab es unter diesen selbst nicht wenige, die sich auch germanischer Abkunft rühmten.

Solche Ansprüche der Trevirer und Nervier haben vor Nordens Urteil keinen Bestand, dienten, nach seiner Meinung, schon dem Caesar nur zum »Kunstgriff einer wohl abgewogenen schriftstellerischen Komposition« (S. 367). Sie zu bestätigen oder zu widerlegen sieht sich die Archäologie außer Stande, da sie bei Jahrhunderte währender gegenseitiger Beeinflussung die ursprünglichen Bestandteile der Mischung auszuscheiden sich schwerlich vermessen kann. Frühes Vordringen aber germanischer Stämme an und über den Rhein kann die Spatenforschung in der Tat beweisen. Gerade jetzt hat sie sich die Aufgabe gestellt, die Hinterlassenschaft der germanischen Stämme zu beiden Seiten des Rheins zu sammeln und zu sichten und so Anhaltspunkte zur Be-

1) Ich kann nicht umhin, zu bekennen, daß das über »das Motiv der Benennung S. 414—423 Gesagte mich wenig befriedigt hat. Das wird der Verfasser mir um so weniger verargen, als sein am Schluß gemachter Vorschlag »die psychologische Begründung ‚aus Furcht' in eine allgemeinere ‚infolge der Machtausdehnung' aufgehen zu lassen« mir eine ähnliche Empfindung zu verraten scheint. So erklärt sich wohl »das Umsichgreifen eines Stammnamens auf einen größeren Komplex von Stämmen und schließlich auf die Gesamtheit«. Aber es ist doch eben die Furcht des »Besiegten«, die dem Namen des »Siegers« den eigenen opfert — so war es bei den von Norden S. 415 f. angeführten Achaiern —, nicht die Furcht eines Besiegten, die den Namen des Siegers, nach Menschenaltern, als die Furcht vor ihm längst geschwunden sein mußte, auf ein ihm verwandtes fernes großes Volk überträgt. Deshalb bedeutet eigentlich alles über die Germanenfurcht der Gallier oder gar der Römer Beigebrachte hier recht wenig, und daß einmal bei Caesar die Worte *victores* und *timore* »nur durch kleinen Zwischenraum getrennt sind« (Norden S. 417) vollends gar nichts, nichts auch daß einmal die Haeduer aus der Invasion der Sueben »in ihrer Angst auf eine bevorstehende Invasion der rechtsrheinischen Germanen in ihrer Gesamtheit (*omnes Germani*) schließen« (Norden S. 418 f.).

stimmung der Stammesgrenzen zu gewinnen. Man hofft, den Besitz der Vangionen von dem der Nemeter und Triboker unterscheiden zu können; man wird zuversichtlicher eine Grenze ziehen können zwischen dem Gebiet der rechtsrheinischen Ubier, die nach Caesars Zeugnis starken Einfluß von der anderen Rheinseite erfahren hatten, und ihren suebischen Nachbarn. Auch den überlieferten und von Norden eingehend erörterten Beziehungen zwischen Chatten und Batavern wird man so auf den Grund gehen.

Nirgends aber wird die Aufgabe schwieriger — man darf wohl sagen: minder aussichtsvoll sein, als auf dem linken Ufer des unteren Rheins, vom Trevirerland abwärts. Denn hier haben wir nicht nur mit den unter keltischem Einfluß vollzogenen Wandelungen in der Kultur der Eburonen, des mächtigsten Stammes jener *Germani cisrhenani*, und ihrer Genossen zu rechnen, sondern begegnen zuvor dem Nachlaß der schon vor der Uebersiedelung bis zu einem gewissen Grad keltisierten Ubier neben dem reiner gehaltenen der Sugambrer. Um so schwerer wiegt da für uns die Erkenntnis, die der Philologe einer kümmerlichen Ueberlieferung mit allen Mitteln einer vollkommenen Methode abzuzwingen meint. Aber wenn wir uns dann, wie sich gebührt, vor allem auf Geduld einstellen und die Schlüsse, zu denen der heute überschaubare Denkmälerstoff noch nicht recht auszureichen scheint, lieber einer reicheren Zukunft und einer dann, wie wir hoffen, noch verbesserten Methode überlassen, so dürfen wir wohl auch ganz bescheiden uns die Frage erlauben, ob nicht doch der Philologe hier und da den so oft bewährten Mitteln seiner Methode zu allgemeine Geltung einräumt.

Damit wage ich mich freilich nicht nur aus dem Gebiet der Archäologie heraus, sondern ziele sogar auf ein Problem, das fast auch jenseits des Bereichs des Philologen liegt und von der ›Germania‹ hinwegführt, das aber trotzdem ein Problem der germanischen Urgeschichte und ein Problem der Tacitusforschung ist und dabei dem Herzen jedes Deutschen vielleicht näher steht als irgend ein anderes. Ich kehre damit zugleich zu dem Ausgangspunkt dieser Besprechung und zu der wichtigsten durch Nordens Buch uns erschlossenen Erkenntnis zurück.

Eine weitgehende Abhängigkeit des Tacitus hat Norden unwiderleglich nachgewiesen, Abhängigkeit von der älteren ethnographischen Literatur, Abhängigkeit auch von neueren und neuesten Schriftstellern, nicht nur als den Vermittlern jener Literatur. Ich sträube mich nicht gegen diese Einsicht und finde die Enttäuschung, die sie bringen mag, aufgewogen durch die Empfindung, daß die Mängel der taciteischen Schrift um so begreiflicher erscheinen, je mehr wir sie von den

zeitgeschichtlichen Büchern des Tacitus loslösen: zu einem ethnographischen Exkurs der Historien, auch nur als Vorarbeit dazu, ist die Germania doch recht ungeeignet, durch ein Zuviel nicht minder als durch ein Zuwenig. Man darf übrigens auch sagen, daß zwar für das Vorhandensein eines solchen Exkurses der Brauch der alten Historiker und auch ein allgemein gehaltenes Wort des Tacitus selbst (Annalen IV 33) sprechen mag, daß aber die Schwäche eines solchen Beweises die Tatsache zeigt, daß den Annalen — wahrhaftig zu unserem größten Schaden! — ein solcher Exkurs fehlt, was man gewiß nicht durch ihre spätere Abfassung erklären kann, zumal sie ja doch die frühere Zeit behandeln. Diese Abhängigkeit hat dazu geführt, daß Tacitus bisweilen etwas für seine Zeit zu bezeugen scheint, was nur für eine weiter zurückliegende gilt. Das hatten für das vom Handelsverkehr an der Donau in der ›Germania‹ Gesagte gerade Archäologen längst erkannt. Norden hat dann noch einige verwandte Fälle nachgewiesen und hat auch gezeigt, daß Plinius, dessen Spuren er so erfolgreich nachgeht, für Beziehungen auf die Gegenwart eine besondere Vorliebe gehabt zu haben scheint. Aber darf deshalb nun jedes *adhuc* oder *nunc quoque* dem Tacitus entrissen und dem Plinius gutgeschrieben werden?

Ich will von den berühmten Worten der ›Annalen‹ sprechen, in die der Nachruf des Cheruskerhelden ausklingt: *caniturque adhuc barbaras apud gentes.* Wie viel ist über diese ›Gesänge‹ geschrieben worden! In ihnen sah man ein Band, das Arminius mit dem Helden des Nibelungenlieds verknüpfte. Freilich hat ›ein angesehener Germanist es als auffällig bezeichnet, daß in dem Falle Arminius ein Zeitgedicht ausnahmsweise lange, drei Menschenalter, am Leben blieb, während sonst wohl diese Produkte mit ihrer Generation ins Grab sanken‹ (A. Heusler in Hoops Reallexikon I S. 454; vgl. Norden S. 273). ›Auffällig‹ schien es ihm aber doch nur, weil er eben an ein ›Zeitgedicht‹, an ein ›Einzelpreislied‹ dachte, von dem er das ›Heldenlied‹, wie die religiöse Hymnendichtung unterschied. Norden will nun die ›Ausnahme‹ beseitigen, ohne an die Möglichkeit einer anderen Einordnung zu denken. ›Die Angabe muß, wie alles Germanische dieser Annalenbücher, in den *Bella* des Plinius gestanden haben, der sie seinerseits nur einer älteren Vorlage entnommen haben kann. Dadurch rückt sie aus der Zeit des Trajanus in die des Claudius, dann über diese weiter hinauf und hält sich so tatsächlich innerhalb der Generation, die den Tod des Arminius erlebte‹. Widerstrebt nur ein Gefühl, dem die Wissenschaft kein Recht zugesteht, dieser Vermutung? Möchten nur gerade wir diese Worte des Römers, die, wie sie zu Herzen gingen, auch von Herzen zu kommen schienen, nicht

— abgeschrieben sein lassen? Möchten nur gerade wir dieses Zeugnis der Dankbarkeit eines ganzen Volkes gegen seinen Helden nicht missen, das uns heute — Gott seis geklagt! — wie ein Märchen klingt? Ich meine, es liegt doch in den Worten selbst etwas, was jener Vermutung widerspricht. *caniturque adhuc barbaras apud gentes.* In der Generation des Arminius hat das *adhuc* keinen Sinn, und doch soll gerade wegen dieses *adhuc* der Satz dem Tacitus entrissen werden! Dieses Wörtchen, meine ich, ist es, das uns einen zeitlichen Abstand von der Person des Gefeierten verbürgt. Und wer würde auch zu seiner Zeit so unbestimmt von ›Barbarenvölkern‹ gesprochen haben, statt von seinem Volk. Auch diese Ausdrucksweise deutet auf einen zeitlichen Abstand hin. Wir empfinden eine Verflüchtigung des Ruhmes, wie es bei weiterer Ausbreitung kaum anders sein kann, bei der vielleicht nur noch ein vereinzelter Zug an den geschichtlichen Cheruskerfürsten erinnerte, vielleicht gar nur zu erinnern schien.

Muß es denn ein ›Zeitgedicht‹ sein? Unwillkürlich erinnern wir uns des anderen Zeugnisses für germanischen Heldengesang, das sich bei Tacitus findet. Norden handelt davon ausführlich (S. 172 f.). *Fuisse apud eos et Herculem memorant primumque omnium virorum fortium ituri in proelia canunt.* Zum Hercules ward der Held dieser Lieder erst durch die *interpretatio romana.* Beinamen wie *Deusoniensis* und *Magusanus* verraten, wie Norden zeigt, seinen autochthonen Ursprung in den Niederlanden, in der Heimat Siegfrieds. In diesem möchte Norden jenen ›Hercules‹ fortleben sehen. Es lockt ihn, ›Fäden zu spinnen‹ von jenen Herculesliedern über den niederländischen Hercules der Postumusmünzen zu unserem mittelalterlichen Heldenepos. Auf die Gefahr hin, diese Fäden zu lockern, möchte ich die ›Herculeslieder‹ mit den ›Arminiusliedern‹ in Verbindung bringen.

Auch andere haben die Worte des Tacitus schon so aufgefaßt, als ob die Lieder nicht dem ›Hercules‹ allein gegolten hätten. Nicht als den Ersten der Helden überhaupt feierten sie den Hercules, sondern als den Ersten in einer Reihe, der ihre Gesänge galten. Möglich ist diese Auffassung auf jeden Fall. Mir ist sie wahrscheinlich.

Da gedenken wir dann weiter der *maiorum laudes,* die nach dem Zeugnis des Ammianus (XXXI 7) vor der Schlacht im Heer der Gothen erklangen: *barbari vero maiorum laudes clamoribus stridebant inconditis.* Solchen Gesang erwähnt Tacitus, ohne Angabe des Inhalts, mehrmals [1]). Drexel aber macht mich auf eine Stelle der Argonautica

1) Annalen IV 47: *simul in ferocissimos, qui ante vallum more gentis cum carminibus et tripudiis persultabant, mittit delectos sagittariorum ... subsidio Sugambrae cohortis, quam Romanus promptam ad pericula nec minus cantuum et armorum tumultu trucem haud procul instruxerat.* Historien II 22: ... *cohortes Ger-*

des Valerius Flaccus aufmerksam, dessen Schilderung zweifellos einen Barbarenbrauch historischer Zeit widerspiegelt, der dem Dichter der vespasianischen Zeit geläufig war[1]). In die Reihe dieser Helden hatte, meine ich, auch Arminius Aufnahme gefunden, und wohl mag Plinius, der den Namen selbst vernommen haben kann oder auf Ohrenzeugen sich berufen mochte, auch hier der Gewährsmann des Tacitus sein. Aber das *adhuc* mit seinem romantischen Klang liegt weit ab von den *manet* und *nunc quoque* des Plinius und von seiner ganzen Art, und wenn er es dennoch geschrieben haben sollte, so hatte es jedenfalls ein Menschenalter später noch die gleiche Berechtigung, und die Stimmung, die der Nachruf atmet, bleibt die Stimmung des Tacitus, und ihm bleibt dafür unser Dank allezeit.

Frankfurt a. M., Juni 1921. Friedrich Koepp.

Ernst Fraenkel, Baltoslavica. Beiträge zur baltoslavischen Grammatik und Syntax (Ergänzungsheft zur Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, Nr. 1). Göttingen 1921, Vandenhoeck & Ruprecht. 8°. 84 S.

Seit einiger Zeit sehen wir Ernst Fraenkel, der früher Teile der griechischen Sprachwissenschaft, besonders der Stammbildung, gründlichst bearbeitete, auf dem weniger durchforschten Gebiet der baltischen und slavischen Sprachen in erfolgreicher eifriger Tätigkeit. Gleich den kurz vor Ausbruch des Krieges in den Pariser Mémoires de la société de linguistique erschienenen Notes baltiques et slaves liefern auch diese auf grund eigener Lektüre erwachsenen Beiträge zahlreiche wertvolle Einzelheiten der baltischen und slavischen Grammatik. Alle Teile von der Lautlehre bis zur Syntax erhalten bald da, bald dort eine hübsche Ergänzung. Oft sind es nur kleine Abweichungen von dem schon Bekannten, aber stets beruhen die Betrachtungen auf zuverlässigster Forschung. Allenthalben treten die positiven Ergebnisse in den Vordergrund, luftige Hypothesen haben hier keine Stätte. Im ganzen sind die Bemerkungen in 16 ungleich großen Abschnitten untergebracht. Am ausgedehntesten ist das 15. Stück, das die Ueberschrift ›Zu den slav. und balt., aus erstarrten Flexionsformen hervorgegangenen Partikeln‹ trägt, aber auch eine ganze Zahl

manorum, cantu truci et more patrio nudis corporibus super umeros scuta quatientium. IV 18: *ut virorum cantu, feminarum ululatu sonuit acies. ...*

1) VI 92 ff. *proelia nec rauco curant incendere cornu*
indigenas sed rite duces et prisca suorum,
facta canunt veterumque viris hortamina laudes.

anderer Beobachtungen enthält. Die verschiedenen baltischen und slavischen Sprachen sind nicht gleichmäßig bedacht. Am eingehendsten ist das Litauische durchforscht, für das außer den Göttinger Drucken des 16. und 17. Jahrhunderts die Texte von Jurkschat, Doritsch, Scheu, Baranowskis *Anyksczũ szilẽlys*[1]), Daukszas Katechismus, der Katechismus von 1605 u. a. ausgebeutet sind. Für die sämtlichen Slavinen hat in erster Linie Bernekers Chrestomathie vielerlei interessante Beispiele geliefert, außerdem haben besonders einige wichtige moderne groß- und kleinrussische Schriften zu verschiedenerlei Feststellungen Anlaß gegeben. Die Auswahl ist also ungleichmäßig, aber darum nicht weniger dankenswert.

Nummer 1 belegt lit. *mokau, mokiau, mokyti* ›lehren‹ und die ostlit. Neubildung *mokiu* ›ich lehre‹, die auch in der Chylinskischen Bibel wiederkehrt, s. Reinhold MllG 4, 269.

Nummer 2 erklärt unter Berufung auf ähnliche Ausdrucksweisen lit. *pokim* mit Gen. ›vor den Augen‹ aus *po akimis*. Neben den zu Präpositionen umgebildeten Substantiven hätte eine sonderbare Ausdrucksweise Daniels (Bern. Chrest. 78) Platz finden können *togda vnezaapu priide tuča mala otъ vstoka licъ* ›da kam plötzlich eine kleine Wolke von Osten‹ wörtlich ›von Osten das Gesicht (gerichtet)‹. Daß diese Auffassung richtig ist, ergibt die gar nicht seltene, auch gerade bei Daniel häufiger vorkommende Verbindung von *licъ* mit *kъ* + Dativ zum Ausdruck der Richtung. Da *licъ* nicht als Substantiv gebraucht wird, sehe ich darin eine Verstümmelung für *lice*, die eintreten konnte, weil das Wort nicht mehr als Substantiv gefühlt wurde, seine Endung *-e* also bedeutungslos geworden war. Damit reiht sich *licъ* in die von Horn jetzt grell beleuchteten Erscheinungen ein, zu denen Fraenkel selber in dieser Schrift wie besonders in seinem Vortrag auf der Philologenversammlung in Jena Beispiele zusammengetragen hat. *licъ* mit dem Instrumental *licemъ* gleichzustellen, wie das Sreznevskij, Materialy zu tun scheint, liegt kaum Anlaß vor. — Für die Verstärkung *galupăgal* hätte es sich eigentlich verlohnt, auf die von mir oben 1921, S. 177 gestreifte häufige Ausdrucksweise wie Scheu 14, 6 *dũbių dũbes* ›Loch an Loch‹ hinzuweisen oder auf solche wie das russ. *davnym-davno* ›längst‹ oder *slavoju slavenъ i siloju silenъ i bogatstvomъ bogatъ* ›hochberühmt, riesenstark und steinreich‹ Devgenievo dějanie ed. Pypin 324, 13 oder *rědko-rědko* ›ganz selten‹ Mirskij Stěna plača S. 51 u. a., ferner auf Meyer-Lübke IF XIV 114 f. Lit. *amžių amžiai* ist ganz gewöhnlich. Auch im Tochar. gibt es Aehnliches: *p̑ukäṣ puk* 4 b 5 ›über alles‹.

1) Die von Specht herausgegebenen Baranowskischen Texte konnten noch nicht mit verarbeitet werden.

Im dritten Stück wird festgestellt, daß Willent den Dual selten verwendet. — Das vierte weist nach, wie aus Verben des Sprechens die Vergleichungspartikel ›wie‹ entsteht; so werden gleichmäßig als Imperative in Anspruch genommen hom. φή, altruss. *rci*, kleinruss. *mov*. Auf dasselbe Problem kommt Verfasser in dem 15. Abschnitt noch einmal zu sprechen. Besonders interessant ist die Erkenntnis des hom. φή, das bisher fälschlich zu av. *bā*, *bāδa*, *bāt* ›fürwahr‹ gestellt worden war, s. Boisacq, s. v., wobei übersehen wurde, daß ved. *baṭ*, *badā*, *balā* ›fürwahr‹ für diese Versicherungspartikel auf indogermanische Media hinweist. Auch der Bedeutungsübergang machte bei φή bisher Schwierigkeiten. Hier hat Fraenkel sicher richtig gesehen, wenn er an Verbalformen wie *rci*, *mov* anknüpft; ich hätte nur gewünscht, daß die Sonderbehandlung der Laute in bedeutungslos gewordenen Sprachteilen ohne die Fremdwörter ›mots autonomes, mots accessoires‹ (S. 10, 40) vorgenommen worden wäre, die hier geradezu als Kunstausdrücke in die deutsche Sprachwissenschaft eingeführt werden. Davor hätte den Verf. das ihm nicht unbekannte Buch von Horn bewahren sollen. — Zu S. 9 Anm. 2 wäre außer *eiksz*, *eikszte* s. Jacobsohn KZ 49, 201 Anm. 1 noch nachzutragen, daß auch den Vokal hinter dem *k* des Imperativs das Streben, den Wortkörper nicht zu sehr zu schmälern, da und dort erhalten haben kann wie in *suplokė* ›klatsche zusammen‹ in der Galbraster Mundart MllG 1, 84 (überhaupt wäre mancherlei Interessantes zum Imperativ usw. zu bemerken wie die Diphthonge in *kielkiemos* ›laßt uns aufstehen‹ Scheu-Kurschat 32, 8, *eikian* ›laßt uns gehen‹ MllG 5, 88, *doukian* ›laßt uns geben‹ ebenda S. 90 usw. zu Bezzenberger BGLS 220, Solmsen KZ 35, 465 f.).

Die fünfte Abhandlung gilt der Trennung zusammengehöriger Begriffe durch Enklitika, besonders Partikeln und unbetonte Pronomina. Mit Recht weist Fraenkel darauf hin, daß dieses Kapitel bisher zu kurz abgetan worden ist. Verf. hätte an dieser Stelle auch auf die Stellung der Präposition zwischen *ni* und Indefinitum (vgl. russ. *ni o čëmъ*, *ni za čto*, *ni sъ kěmъ* usw.) hinweisen können. Auch konnte bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß von den baltischen und slavischen Enkliticis in Bernekers Wortfolge einige nicht mit behandelt sind, so lit. *ba* (*waikai ba ir seneij* ›denn Alt und Jung‹ in der Wolfenbütteler Postille MllG 5, 152), *be* (*nėbėko jo či padarit* ›da ist nichts mehr zu machen‹ MllG 4, 42), *bene* (s. unten) *tada* besonders in der Chylinskischen Bibel hinter dem Verbum (*tare tada Diewas* ›da sagte Gott‹ MllG 4, 235), das angehängte *-jen* (*tujen*, *patsjen*, *kasjen* usw. ebenda), vgl. auch *pamisakita* ›es ist mir angesagt‹, ferner altruss. *jь* ›ihn‹ (*egda chotěsa i carja postaviti* ›als sie ihn zum

König machen wollten‹ Daniel ed. Venevitinov 104, 7), *ju* ›sie‹ (*iže ju i založi po velěnijemъ Glěbovomъ* ›welcher sie auch erbaute auf Befehl des Gleb‹ Nestor ed. Miklosich 181, 6), *ja* ›sie‹ (*bě bo ja poslalъ Loučъskou* ›denn er hatte sie nach Lutschek gesandt‹ 170, 27), *sъ* (*gradosъ* Berneker, Chrest. 73, 17, daher auch modern *užъ ne Marьja sъ Ivanovna?* ›ist das nicht Maria, die Tochter Iwans?‹ Puschkin, Hauptmannstochter), *tъ* (*putetъ* ›der Weg‹ Daniel 99,3, aber auch *i estъ pečorna gorka ta* ›und es ist ein kleiner Sandhügel da‹ 43, 1, ja sogar *Vladiměrъ žě to slyšavъ* ›als Vladimir das hörte‹ Nestor 45, 31; dazu modern *kakъ-to: idu kakъ-to Velikomъ postomъ* ›gehe ich da einmal an den großen Fasten‹ Gorkij Kindheit Ausg. Ladyšnikow 62 usw.), dasselbe in der Orthographie *tь* (*knjazetь* ›der Fürst‹ Daniel 93, 5, *datь vižju kosti ego* ›ich will seine Knochen sehen‹ Berneker 68, 7 usw.); Partikel *i* (*i i ne vnusti eja sila Svjatago Ducha vъ cerkovь* ›und die Kraft des heiligen Geistes ließ sie nicht in die Kirche‹ Daniel 27, 4, im Vergleich *onъ ne ljubilъ menja takъ že, kakъ i ja ego* ›er liebte mich nicht so sehr wie ich ihn‹ Gorkij, In der Fremde Ausgabe Ladyšnikow 76), gelegentlich *ibo* (*kto ibo* Daniel 3, 7 vgl. abulg. *ašte ibo* Zogr. Luc. 9, 13), außer *by* gar nicht so sehr selten auch andre Formen von *byti* (*poveli mi, da bychъ i azъ postavilъ svoe kandilo na grobě* ›erlaube mir, daß auch ich meinen Leuchter über dem Grabe aufstelle‹ Daniel 128, 3), das moderne *te* (*Rossija živëtъ slava te, Gospodi* ›Rußland lebt, heil dir, Herr‹. Gorkij, Der Alte Ausg. Ladyšnikow 25), galizisch *mi, ti, se* (*tobi mi se tak zdavalo* ›dann würde es mir so scheinen‹ Berneker 148, 7), die typische Wortstellung der zwei Enklitika *na to žě bo město* Daniel 22, 4 u. a.; erwähnenswert ist auch zu Berneker Wortfolge 61 die chiastische Stellung *bogatъ li li oubagъ* ›ob reich oder arm‹ Nestor 71, 27, vgl. 160, 14, vgl. auch auffällige Stellungen wie *li togo sja kaju* ›das bereue ich‹ 158, 15 oder *a samago ně žalь li* ›und um ihn selbst tut es euch nicht leid?‹ 177, 7. — Für Doppelsetzung des enklitischen Pronomens Fraenkel S. 15 f. erinnere ich an lit. *ne vožyjos į tą urną nusileisti* (statt *nuleisti*) *dûties* ›er wagte nicht, sich in die Höhle hinabsenken zu lassen‹ A. Kurschat, Lit. Lesebuch 32, 31, wo nicht nur die Unsicherheit in der Wortstellung Anlaß zur Verdoppelung gegeben zu haben braucht, sondern auch eine Angleichung wie in *urbs aedificari coepta est* in betracht kommen kann, ferner an altruss.: *u povelěsta mi ikonomъ i ključarь svjatago groba prinesti mi kandilo svoe sъ maslomъ* ›uud es befahlen mir der Oekonom und der Schließer des Heiligen Grabes meinen Leuchter mit dem Oel hineinzutragen‹ Berneker, Chrest. 76; merkwürdig ist eine Stelle aus der mittelbulgarischen Trojasage *i koi*

sja sja dvignule grъckyu voevody »welche griechische Heerführer sich erhoben haben« Berneker 33.

Das sechste Stück bringt slavische Parallelen zu den Gebrauchsweisen der Präpositionen vor Zahlwörtern, die Wackernagel KZ 28, 133 f. für das Griechische festgestellt hatte (zu Konstruktionen wie ὑπὲρ ἑξακισχίλιοι konnte an das Gegenstück in lat. *ante diem tertium Kalendas Apriles* erinnert werden), das siebente Parallelentwicklungen der Präpositionen hinter Komparativ im Vulgärlatein, Spätgriechischen und Slavischen. Dabei ist nicht richtig das neugriechische παρὰ beurteilt. Dieses heißt hier nicht »über-hinaus«, eine Bedeutung, die ihm an sich zweifellos zukommt, sondern »im Vergleich mit«, ganz deutlich z. B. Thukyd. 1, 23, 3 ἡλίου τε ἐκλείψεις, αἳ πυκνότεραι παρὰ τὰ ἐκ τοῦ πρὶν χρόνου μνημονευόμενα ξυνέβησαν »die Sonnenfinsternisse, die häufiger vorkamen im Vergleich zu den aus früheren Zeiten erwähnten Vorfällen«. Dies hat schon im hellenistischen Griechisch zu παρὰ hinter Komparativ im Sinn von »als« geführt. Fraenkel hätte aber das altlitauische *ant* hinter Komparativ und Superlativ (in der Wolfenbütteler Postille MlIG 5, 237 und 240) sowie das mundartliche *pri* (*lieki arcians pri erele* »er flog höher als der Adler« Scheu-Kurschat 11, 5) erwähnen können [1]). Wegen der unabhängigen Entstehung gleicher Konstruktionen in verschiedenen Sprachen war außerdem an Meillet Note sur une difficulté générale de la grammaire comparée (jetzt abgedruckt in Linguistique historique et linguistique générale 18 f.) anzuknüpfen. Ist z. B. unahhängig von einander in den Balkansprachen der Infinitiv durch einen Nebensatz ersetzt worden? Wahrscheinlicher ist hier ein Zusammenhang zwischen ἵνα, neugr. να mit Konjunktiv, neubulgarisch und neuserbisch *da* (ostbulg. *ni moъt dъ ni stignъt* »sie vermögen nicht uns einzuholen« Berneker 168, 21, westbulg. *taja prokleta nevolъa nema da doide* »die verfluchte Not wird nicht kommen« 171, 22, štokavisch *ne smije nikomu da kaže* »er wagte niemand zu sagen« 214, 12).

Nummer 8 streift die Gradationsbildung im Lettischen und Altlitauischen auf *-oka-*, Nummer 9 gibt einen Beitrag zur Ellipse im Baltoslavischen, Nummer 10 weist einige Slavismen bei Szyrwid nach, Nummer 11 eine übersehene Spur der Dehnstufe von lit. *sekti* »folgen«, Nummer 12 bringt Parallelen zu dem vedischen und lateinischen Plural für »Finsternis« und zieht interessante kollektive Singularia des Litauischen heran, Nummer 13 stellt der vedischen Analogiebildung *svapnayā* (nach *naktayā*) eine genau entsprechende altlitauische *sapnije* (nach *naktyje*) gegenüber. Zu dem S. 35 behandelten Gegensatz

1) Bei dieser Gelegenheit sei auf *jakože* hingewiesen in *kъto bolijь vъ vasъ jakože Feodosijь* »wer unter euch ist größer als Theodosius?« Nestor 99, 7.

von *am Tag und in der Nacht* usw. vgl. auch tochar. *ykoṃ oṣeñi* ›am Tag [und] des Nachts‹ Tochar. Sprachreste 3 b 1.

Der 14. Abschnitt behandelt den Genetivus auctoris beim Part. praet. pass. im Litauischen. Verf. hätte da Green The dative of agency 46 f. heranziehen sollen[1]). Für den Akk. des Objekts in der Passivkonstruktion war an Walde Ueber älteste sprachliche Beziehungen zwischen Kelten und Italikern S. 17 f. anzuknüpfen. Auch im Indischen ist übrigens die Konstruktion möglich, so Nal. 18, 3 *śravitaśca mayā vākyan tvadīyam* ›durch mich über dein Wort benachrichtigt‹. Für das Litauische erinnere ich an das eigentümliche *galądaromas* ›getötet werdend‹, das mehrfach bei Scheu-Kurschat S. 119 vorkommt.

Den größten Raum, fast die Hälfte des Ganzen, nimmt das 15. Kapitel ein, das ›Zu den slav. und balt., aus erstarrten Flexionsformen hervorgegangenen Partikeln‹ überschrieben ist. Die Disposition läßt hier zu wünschen übrig, insofern als das 4. Kapitel nichts als ein Teil des 15. ist und hier sogar einige Dinge wiederholt werden, andrerseits aber mancherlei hineingepfropft ist, was mit der Erstarrung der Flexionsformen zu Partikeln nichts zu tun hat. Von den Erstarrungen, die es noch in mancher andern Weise gibt, als sie Verf. nennt, möchte ich russ. *otrodjasь* nennen, z. B. Cechov: *otrodjasь ne vralъ* ›seit meiner Geburt habe ich nicht gelogen‹ bei Boehme, Russ. Literatur I, 43: dieses Adverb ist so entstanden, daß das Partizip *rodjasь* zum Adverb erstarrte ›seit meiner Geburt‹ und zur Verdeutlichung ein *ot* davorgesetzt wurde. Ferner erinnere ich an *kažisь*, z. B. *Maksimyčъ, kažisь pomerъ onъ* ›M. ist, scheint es, gestorben‹ Gorkij In der Fremde Ausg. Ladyš. 287. Auch der Imperativ *ubudi* im Igorslied *ubudi žirnja vremena* ›vorbei sind die guten Zeiten‹ Ausgabe Abicht Vers 293, Imperativ von *ubyti* ›nicht mehr da sein‹, ebenso Vers 337 und 133 und das entgegengesetzte *budi: jako čto dobro stvorivь na puti semъ ne budi to* ›wenn ich etwas auf dieser Reise getan habe, ist es nicht der Rede wert‹ Daniel 2 seien hier nachgetragen. Wie Imperative in Vertretung eines Verbums der Vergangenheit in der Erzählung erstarren, hat Brugmann BSGW 70, 6, 79 kurz dargelegt. Daran hätte Verf. S. 42 anknüpfen sollen. — Neben russ. *pustь* und *chotь* S. 42 scheint mir die Verbindung beider Wörter bemerkenswert, z. B. Čechov *ne otvertitsja togda pustь chotь vъ sudu podaëtъ* ›er wird sich nicht losmachen, mag er auch [eine Klage] bei Gericht einreichen‹ Böhme, Russ. Lit. I, 6; ebenso neben lit. *nors* das der Schadowschen Mundart angehörige *nonts* MlIG 2, 417 f., 3, 532, 4, 42, *kada nonts* 2, 417, *ko-nonts* 4, 40.

1) Es würde lohnen, einmal auch die iranische und die armenisch-tocharische Entwicklung dieses Gebrauchs ausführlich darzustellen.

SS. 45—53 bilden eine Einlage innerhalb des 15. Kapitels und behandeln besondere Gebrauchsweisen des baltisch-slavischen Partizips. Dem Nominativ mit Partizip hinter *kaip butu* bei verschiedenem Subjekt in Haupt- und Nebensatz (S. 45) ist derselbe Nominativ mit Partizip in der indirekten Rede an die Seite zu stellen, so *tikėsi vaikiasas numirsiąs* ›sie glaubten, der Bursche würde sterben‹ in Schadower Mundart MllG 3, 529. — Dem ostlitauischen Gebrauch des Partizips im Temporalsatz (S. 51) vergleichen sich Fälle wie in Rhesas Aesop: *ir prieš vakarą, kad gandras palėkęs ... šaukia* ›und gegen Abend, wenn der Storch weggeflogen ist, schreien sie‹ A. Kurschat, Lit. Leseb. 11, 9.

Zu den Formen von *taryti* S. 58 war auch *tarytai* zu nennen bei Schleicher, Lesebuch 218, 7. — Die Belege für *tartum* lassen sich leicht vermehren, so in Memeler Mundart MllG 1, 62, in Schadower Mundart, 2, 417. — Zu *rasti* gehört auch *rand* ›vielleicht‹ in der Wolfenbütteler Postille MllG 5, 161 [1]); *rasit* s. auch in einer von Trautmann veröffentlichten žemaitischen Erzählung SBA 1918, 1799. — Für *id*, *idant* S. 61 Anm. 2 verweise ich auf GGA 1921, 179. Ich halte *id* für identisch mit *it* ›wie‹ und sehe in dem verschiedenen Auslaut nur die Gestaltung von Satzdoubletten. *it* ist häufig bei Scheu-Kurschat und heißt dort ›wie‹ im Vergleich, z. B. *pradiėji į vąndens bosus šokiniėti it varles* ›sie begannen in die Wasserbottiche zu springen wie Frösche‹; es wird nur als Adverb vor dem Satzteil, nicht als Satzkonjunktion gebraucht, genau so wie *itna*, das in der Schauler Mundart vorkommt, z. B. *jis pritwinka itna baisiausis bosas* ›er schwoll an wie ein gewaltiges Faß‹ MllG 1, 384. Demgemäß wird man *su kriesłaji užstate it su tvoru užtviere* Wołonczewski in Leskiens Lesebuch S. 97 zu übersetzen haben: ›er schloß mit Stühlen ein und zäunte wie mit einem Zaun ein‹. *id* und *it* für identisch anzusehen trotz der — bisher belegten — verschiedenen Bedeutung legen schon *and* und *idand*, die Nebenformen von *ant* und *idant* nahe, die sich in Teilen der Chylinskischen Bibel finden, während sonst *kad* für letzteres gesetzt wird, z. B. *ir uždejo Wieszpats and Kaino żymę, idand neužmusztu jo niekas* ›und es machte der Herr ein Zeichen an Kain, daß ihn niemand erschlüge‹ MllG 4, 230. Für den Gebrauch von *idant* ist es gut, an das Gutachten der litauischen Geistlichen vom Jahre 1719 (MllG 1, 123) und Jacobys Bemerkung dazu (128) zu erinnern. Mit Imperativ verbunden findet sich *idant* in der Memeler Mundart *idant ne mislikit* ›denkt nur nicht‹ MllG 1, 68 vgl. 63, 64. Außerhalb des Finalsatzes kommt *idant* bei Dauksza vor, so Leskiens Lesebuch

1) Diese Postille ist nicht von Gaigalat, wie ich GGA 1921, 177 irrtümlicherweise behauptet habe, sondern von Schmidt-Wartenberg entdeckt worden.

S. 113, 114. — S. 62 *jodoja* wird nicht heißen ›werden schwarz‹, sondern ›schimmern schwarz‹. — Die Trennung von *kone* ›fast‹ in *ko ne* (S. 66) findet sich auch noch im Sprachgefühl der Schadower Mundart, vgl. MlIG 4, 42 *ko nėsudraske jie manes* ›fast hätten sie mich zerrissen‹. Wichtig als Beweis für die Erklärung des *ko* als Ablativ causae ist, daß dieses *ko ne* auch in Verbindung mit *maž* vorkommt, und zwar in der Schadower Mundart *maž ko nėsugava lapialəs* ›fast hätten sie das Füchslein gefangen‹ MlIG 4, 45, ebenso in der Chylinskischen Bibelübersetzung: *teyp jog mažko ne emiau ją sau už moteri* ›so, daß er sie fast geheiratet hätte‹ 4, 243. Nesselmann erwähnt S. 393 *menku ko ne nusidawe* ›es wäre fast geschehen‹. Auch gibt es bei Chylinski *maž ne* für sich allein, wiederum in zwei Wörtern geschrieben *kuri wardą maž newisi Perguldytojey Biblios aba Rasztaswęto užturi* ›welche Namen fast alle Uebersetzer der Bibel oder der Heiligen Schrift beibehalten‹ 4, 253. Beispiele für *mažne* im Memeler Dialekt MlIG 1, 62, 63, 69. Für das russische Gegenstück ist bemerkenswert der abweichende Gebrauch des Kasus in der alten Zeit *maly bo nasъ ne vъsjaša* ›denn fast hätten sie uns gefangen genommen‹ Nestor 38, 26, *za malomъ bo bě ne došьlъ Cěsarja Grada* ›denn fast wäre er bis Konstantinopel gekommen‹ Nestor 41, 21. Zu den anderen slavischen Ausdrücken für ›fast‹ erinnere ich noch an das zu *čutь ne* hinzugefügte *bylo* bei Garschin *ja samъ čutь bylo ne razrevělsja* ›fast hätte ich selbst losgeheult‹ Boehme, Russ. Lit. II, 53 und das neubulgarische *jedva line*. — Die Bemerkungen über *bene* S. 71 f. sind zwar richtig, aber angesichts des ungeheuren Reichtums der Partikel *be* etwas knapp, gibt es doch außer *be* in verschiedenen Bedeutungen nicht nur die vom Verf. genannten Zusammensetzungen, sondern auch *begine, bei, bele, bemaž, bensyk, berods, bės, bėsgì, bėsko(gi), bet, betaig, beto, neb, nebe, nebi*, vgl. auch *by, bile* mit den Zusammensetzungen *bykas* usw. bei Lalis *bilekas* usw. Auch *bekas* ist vorhanden in der Memeler Mundart *ans su bekùm žywijas* ›er nährt sich mit wenigem‹ MlIG 1, 63; das *be* ist dabei nicht, wie Jacoby glaubt, ›ohne‹, sondern ›noch‹ wie in *bejaunas* ›noch jung‹, das Leskien JF 14, 92 aus Bretkuns Postille belegt. Für *bene* selber möchte ich auch ein bemerkenswertes Beispiel in dem Brief eines Bauern an F. Kurschat erwähnen, der von A. Kurschat in der Festschrift des Tilsiter Gymnasiums 1886 abgedruckt ist S. 21, 2 *o tai bene Wiėszpats jums tą malonę dowawanotu* ›und da möge Ihnen der Herr die Gnade geben‹. Es würde wohl lohnen, *be* in seinen verschiedenen Entwickelungen einmal genauer zu untersuchen, als mir das augenblicklich möglich ist. — *balta galva* (S. 72) ist auch bei Chylinski zu finden MlIG 4, 268.

Im letzten Stück zeigt Fraenkel, daß es auch im Litauischen Verwandte von slav. *umъ* ›Verstand‹ gibt.

Ausführliche Indizes beschließen die reichhaltige Sammlung. Werden in der Schrift auch keine großen Probleme angeschnitten, sondern bietet das Ganze nur vor allem Ausgestaltungen und Belege zu bekannten Fragen, so werden die Fachgenossen dem Verf. für seine ungemein solide Arbeit, die überall die trefflichste Fachkenntnis zeigt, nicht weniger dankbar sein und es mit Freuden begrüßen, daß er seine auf klassisch-philologischem Boden erworbene Methode der Sprachforschung jetzt auf dem noch so wenig bearbeiteten Gebiet des Baltisch-Slavischen anwendet.

Göttingen, November 1921. Eduard Hermann.

The Oxyrhynchus Papyri Part XIII. Edited with translations and notes by **Bernard P. Grenfell** and **Arthur S. Hunt.** (Egypt Exploration Fund, Graeco-Roman Branch). London 1919. 235 S. 6 Tafeln. 4°.

Dem Urkundenbande von 1916 folgt jetzt wieder ein im wesentlichen von Grenfell bearbeiteter Literaturband. Ich muß mich wegen der starken Kürzung, die auch die GGA. erfahren haben, darauf beschränken, die bisher nicht erhaltenen Texte zu besprechen oder besser einfach abzudrucken, wo ich glaube weitergekommen zu sein; der wissenschaftliche Arbeiter wird die Gründe meiner Ergänzungen oder Aenderungen erkennen. Ich setze wie immer meine eigenen Ergänzungen in < >, die andern in [ ]; wo nichts Besonderes bemerkt ist, stammen diese von den Herausgebern.

1. Neue theologische Bruchstücke[1]). Nr. 1600, ein nahezu vollständiges Blatt aus einem Papyrusbuche des 5. Jhd. n. Chr., enthält eine Predigt über das Leiden Christi: [.......χ]άριν· δτ[ι./.......].[.] πίστεως / [....ἐ]κ μακροῦ προε̣/<γνώσθη·>[2]) οὕτω δὴ καὶ τὸ / [τοῦ κ(υρίο)υ π]άθος ἐκ μακροῦ (5) / <προγνωσ>θὲν[3]) διὰ δὲ τύ/-[που] <μηνυ>θὲν[4]) σήμερον / <φανερῶς>[5]) τυγχάνει τετε/[λειωμέ]ν̣[ον] <δι'> ἀ/<ληθεί>ας καινὸ[ν τὸ] π̣α̣(10)/[λαιὸν] νομιζό[μενο]ν· / [ἔστι γ]ὰρ καινὸ[ν καὶ π]α̣/[λαιὸν τὸ] τοῦ κ(υρίο)υ μυστή/[ριον· π]αλαιὸν μὲν κα/[τὰ τὸ]ν̣ νό̣-

1) Bekannte Stücke geben Nr. 1594 (Tob. XII 14—19), 1595 (Sirach I 1—9), 1596 (Ev. Joh. VI 8—12, 17—22), 1597 (Apost. XXVI 7. 8. 20), 1598 (1. Thess. IV 13. 16—18, V 3. 8—10. 12—18. 26—28; 2. Thess. I 1. 2), 1559 (Past. Herm. VIII 6, 4—8, 3).

2) ΠΡΟϹ̣/[. . . . . .] G.-H.

3) [. . . . . .]ωθєΝ G.-H.

4) [δηλω ?]θέν G.-H.

5) [ἐν ἡμῖν ?] G.-H.

μον, καινὸν(15)/[δὲ κατ]ὰ τὴν χάριν· ἀλλ' ἐὰ[ν / ἀποβ]λέψῃς ε̣ἰ̣ς̣ τ̣ὸ̣ν̣ τ̣ύ̣π̣ο̣ν̣, / [καιν]ὸν ὄψῃ διὰ τῆς ϑ(εο)ῦ / <πίστε>ως [1]). τοίνυν εἰ βού/[λει τὸ] τοῦ κ(υρίο)υ μυστήριον(20) / [γνῶ]ν̣αι, ἀπόβλεψον / [εἰς τὸ]ν 'Αβὲλ τὸν δι' ἀδελ/[φοῦ φ]ονευόμενον· εἰς / [τὸν] <'Ιακὼβ> τ̣ὸ̣ν ὁμοίως / <δι' 'Ησαὺ πι>ε̣ζόμενον [2])· (25) / [εἰς τὸ]ν 'Ιωσὴφ τὸν ὁ/[μοί]ως π̣ι̣π̣ρ̣α̣σ̣κ̣ό̣μ̣ε̣/[νον]· εἰς τὸν Μωυσέα / [τὸν] ὁμοίως ἐκτιϑέ/[μενον]· <εἰς 'Ιερεμίαν> / τ̣[ὸ]ν ὁμοί[ως] <δεδε>μέ/νον· εἰς τ̣ο̣[ὺς ἄλλους] / τοὺς ὁμοίως [κακῶς πά]/σχοντες [3])· ἀπό̣β[λεψον δὲ] / καὶ εἰς τὸν ἐν ['Ησαίᾳ ὡς] / πρόβατον σφ[αχϑέντα](35) /, τὸν κατάξαν<τ' ἐκ πλάνης> [4]) / καὶ σώσαντα <ἡμᾶς· καὶ> [5]) περὶ τοῦ α̣[ἵμ]α̣τ̣ος <τοῦ κ(υρίο)υ ὁρᾶς> / διὰ π[ρο]φητικῆ̣ς [γραφῆς] / τ[ὸ τοῦ] κ(υρίο)υ μυστή[ριον](40) / <πρ>ο̣<ειρη>μένον· ὁ [μὲν γὰρ] / Μωυσῆς προε̣[φήτευσε·] / »καὶ ὄψεσϑε τὴ̣ν [ζωὴν ὑ]/μῶν κρεμαμέν[ην ἔμπρο]/σϑεν τῶν ὀφϑαλ[μῶν ὑ](45)/μῶν νυκτὸς καὶ [ἡμέρας] / καὶ οὐ πιστεύσητ[ε [6]) εἰς τὴν] / ζωὴν ὑμῶν«. ὁ [δὲ Δαουεὶδ] / ε̣[ἶ]π̣ε̣ν̣· »ἵ̣να τ̣ί ἐ̣φ̣ρ̣ύ̣αξε̣[ν ἔϑνη καὶ] / λ̣α̣ο̣ὶ̣ ἐμελέτησα̣[ν κενά;] (50) / π̣α̣ρ̣έ̣στησαν ο̣ἱ̣ βα̣[σιλεῖς] / τῆς γῆς κ̣α̣ὶ̣ οἱ ἄ[ρχοντες] / συνήχϑησαν ἐ[πὶ τὸ αὐ]/τὸ κατὰ τοῦ κ(υρίο)υ κα[ὶ κατὰ τοῦ] / Χ(ριστο)ῦ αὐτοῦ«. ὃν <ἄφ>ω̣<νον βλέπ>/ε<ι>ς̣ ὡς ἀρνίου̣ [εἰς σφαγὴν] / ἀγόμενον, τ̣ο̣ῦ̣<τον οὐδὲν> / ἐλογίσαντο <καὶ ἠτίμασαν> [7]). Der Verfasser wird sich mit unsern Mitteln nicht feststellen lassen. Die Herausgeber denken an Hippolytos πρὸς 'Ιουδαίους. Dazu würden die rhetorischen Künste unsers Bruchstückes wohl stimmen; aber die Frage erscheint noch nicht spruchreif. — Nr. 1601, Teil eines Blattes aus einem Papyrusbuche des 4./5. Jhd. n. Chr., ist eine allegorische Erklärung alttestamentlicher Stellen. Sie lautet: vs. [........] Ω̣ΜΕ̣ [........] <ἐπα/ί>ο̣μ̣ε̣ν̣ [8]) τοῦ νοῦ· [»ὅτι ἔϑνος ἀνέβη] / ἐ̣π̣ὶ τὴν γῆν τοῦ [κ(υρίο)υ ἰσχυρόν«. γῆ] / γάρ φησιν αἱ ψυχ[αὶ τῶν ἁγίων·] / καὶ ἡ ψυχὴ τοῦ υἱο<ῦ

1) [δόσε?]ως G.-H.

2) [.....].. Ο̣ΖΟΜΕΝΟΝ G.-H.

3) Nominativ statt Akkusativ wird auf Kosten des Schreibers zu setzen sein.

4) ΠΑΤΑΞΑΝ[ΤΑ .....], G.-H.; vgl. Jes. 53, 6: πάντες ὡς πρόβατα ἐπλανήϑημεν, ἄνϑρωπος τῇ ὁδῷ αὐτοῦ ἐπλανήϑη, Worte, die in unmittelbarer Nachbarschaft des angeführten Verses 7 stehen; vgl. auch 1. Petr. 2, 25. Zum Aorist ἆξαι vgl. Crönerts Mem. Herc. S. 232, 2; Blaß, Gramm. d. neutest. Griech. § 19, 1; συνῆξας p. Lond. IV 1394, 11; 1395, 3.

5) [πολλούς?] G.-H.

6) Konjunktiv Aoristi statt des Indikativs Futuri oft in den Papyri der nachchristlichen Zeit; vgl. ἤδη ... καταλάβω ὑμᾶς P. M. Meyer, Griech. Texte aus Aegypten, S. 94 Nr. 23, 2; eb. Z. 7 λάβω = λήψομαι; παράσχω = παρέξω Preisigke, Sammelband griech. Urkunden aus Aegypten, Nr. 4496, 22; ἀφῶ = ἀφήσω eb. Nr. 4635; ἀποδῶ = ἀποδώσω eb. Nr. 5664.

7) Vgl. Jes. 53, 3: ἄνϑρωπος ἐν πληγῇ ὢν καὶ εἰδὼς φέρειν μαλακίαν ... ἠτιμάσϑη καὶ οὐκ ἐλογίσϑη.

8) .../. Ω̣Μ̣Ε̣Ν̣ »*the first and third letters might be* Ο« G.-H.

ϑ(εο)ῦ[1]) παλαίει πρὸς τὸ>(5) / ἔϑνος ἐξουσιῶν τ[οῦ κόσμου τού]/του· καὶ πνευματικ[ή ἐστιν] <αὐτῶν>[2]) / ἡ πάλη. καὶ ἀναβαίνε<ι ἔϑνος>[3]) [ἰσχυ]/ρὸν τυγχάνον κα̣<ὶ πλέον>[4]) [ἀρι]/ϑμῶν, ὧν ἦτε ταρ<βαλέοι, πάντων·>[5]) (10) / κατὰ τοῦτο γὰρ λέλ[εκται ἀνα]/ρίϑμητον. τούτου [δὲ τοῦ ἔϑνους / οἱ] ὀδόντες λέοντ[ος, ὅτι ›ὁ ἀντί/δι]κος ὑμῶν διάβολ[ος περιπατεῖ / ζ]ητῶ̣ν καταπιεῖν <ὡς λέων ὠρυό/(recto)μενος>. Das Folgende bezieht sich ebenfalls deutlich auf Joel 1, 7 ff., aber der Wortlaut ist nur schwer wiederzugewinnen. Ich lese: ....]ЄΤΑΙ.[......../.........] <τὸν> π̣υρὸν δ̣ι<αφϑεί/ρει[6])· τὴν συκῆν, ἣ>ν̣ ἐραυνήσῃ, ῥίπτ(ε)ι[7])· / <πάντα τρυγητὸ>ν αὐτῶν ἀπόλλυσι· / <ἀποδύει τὸ φαιδ>ρόν, περιτίϑησι δὲ (20) / <τὸ πενϑητήριον·> ὅπερ δηλοῦται ἐν / <λόγοις τῆς γρα>φ̣ῆς[8]) μετὰ ταῦτα· / <›ὑπὲρ νύμφην> [ϑρή]νησον πρός με / <π(ερι)εζωσμένην> [σάκ]κον ἐπὶ τὸν ἄνδρα αὐ(τῆς)‹· / <τὴν δ' ἐκκλησίαν λ>έγει, ἣ[9]) ϑρηνεῖ ἐπὶ (25) / <τοὺς ἀνϑρώπους> [το]ὺς δικαίους τοὺς ἐν τῇ / <ἐκ(κλησίᾳ) δουλεύοντας> τῷ ϑ(ε)ῷ· ϑρηνεῖν δὲ / <λέγει αὐτήν, ὅ>τι̣ ἐ̣νήστευσ(αν) καὶ ἐϑρήνευσαν[10]) / <τὰς ἁμαρτίας αὐτῶ>ν· ἔλεγ(εν) Ὡσῆε γυναικ(ὶ) πορ(νευούσῃ), / [ὅτι]·›<ἤδη> [καϑήσῃ] ἐπ' ἐμοὶ καὶ οὐ μὴ πορν(εύσῃς)‹. / Das Folgende bleibt unklar. Die Sprache zeigt keinerlei rhetorische Künste, ist also von der in Nr. 1600 verschieden. Wer der Verfasser ist, wird sich schwerlich feststellen lassen. — Nr. 1602, ein Blatt aus einem Pergamentbuche um die Wende des 4./5. Jhd. n. Chr., enthält eine schlichte, unrhetorische H o m i l i e a n M ä n n e r. Z. 6 ff. lautet: ἐκ χειρὸς γὰρ Φαραὼ ἔσω/σεν αὐτὸν ὄντος ἀνόμου καὶ Ὤγ βασιλέως ἀνοσιο-τέ/ρου καὶ Ἀδάρ<ου> μετὰ τῶν ἀλλο/φύλων. Hier ist ΑΔΑΡ·' überliefert. G.-H. wollen in Ἀράδ ändern, da Ἀδάρ ein jüdischer Monats-, kein

1) υἱὸς ϑεοῦ und ἅγιος sind synonym wie in Weish. Salom. 5, 5: πῶς κατελογίσθη ἐν υἱοῖς θεοῦ, καὶ ἐν ἁγίοις ὁ κλῆρος αὐτοῦ ἐστιν;

2) [ἡμῖν] G.-H.

3) [αὐτό] G.-H.

4) [ἄνευ] G.-H.

5) ὧν ἡ τετάρ[τη .... G.-H.

6) ΠΥΡΟΝΑΙ̣: ... [. G.-H., vgl. Joel 1, 11: θρηνεῖτε, κτήματα, ὑπὲρ πυροῦ καὶ κριθῆς, ὅτι ἀπόλωλεν τρυγητὸς ἐξ ἀγροῦ.

7)]ΚЄΡΑΥΝΗCΗΡΙΠΤΙ G.-H.; ein Verbum κεραυνεῖν gibt es nicht und kann es nicht geben. Vgl. Joel 1, 7: ἔθετο τὴν ἄμπελόν μου εἰς ἀφανισμὸν καὶ τὰς συκᾶς μου εἰς ἀνακλασμόν· ἐρευνῶν ἐξηρεύνησεν αὐτὴν καὶ ἔριψεν, ἐλεύκανεν τὰ κλήματα αὐτῆς. Zur Schreibung ἔραυνα, ἐραυνᾶν vgl. Crönert, Mem. Herc. S. 127, 2, Mayser, Gramm. d. griech. Pap. d. Ptol. Zeit. S. 113. Ein spätes Beispiel (710 n. Chr.) p. Lond. IV 1384, 48, ein sehr frühes (aus der Zeit des Pompejus) IG XII 5, 653, 21. Das Neugriechische zeigt, soviel ich sehe, gleichmäßig ευ, nicht αυ.

8)]ΤΗC G.-H.

9) Η̇Ν G.-H.

10) θρηνεύω, bisher nicht belegt, ist eine der zahlreichen Neubildungen auf -εύω zu den alten Verben auf -έω.

Personenname sei. Aber im semitischen Sprachgebiete findet sich mehrfach der Name Ἀδάρ: Ἄδαρα οὐδετέρως, κώμη μεγάλη τρίτης Παλαιστίνης Steph. Byz., Euseb. Onom. ed. Lagarde 209, 64, Ἀδάρου πόλις in Arabia Felix Ptolem. VI 7, 18, Ἀδαρ-βάλ von Jugurtha in Utica belagert und getötet, Strab. XVII p. 831; Ἄδερ, Ἄδερος, Variante für Ἄδαδος, Namen des Königs von Damaskus zur Zeit des Propheten Elisa, Joseph. Antiq. VIII 401 und IX 1. 52. 54. 59—86 u. ö. Gemeint ist hier der Idumäer Ἀδ̣ὲρ, der nach 3. Kön. XI 14 ff. (vgl. Joseph. Antiq. VIII 199 ff.) gegen Ende der Regierungszeit Salomons Israel heimsuchte; zugleich mit ihm ἐπιτίθεται Σολομῶνι καὶ τῶν ὁμοφύλων τις Ἱεροβόαμος Joseph. Antiq. VII 205. — Z. 25 muß die unerträgliche Dittographie ἀνῃρέθησαν getilgt werden, um einen richtigen Satzbau zu erhalten. Z. 36 ist am Zeilenschlusse ein notwendiges ἐν ausgefallen: φύντα ἑαυτὸν (ἐν) / γῇι. — Eine an den alten Semonides erinnernde Anklage des Weibes in Form einer Predigt an Mönche bietet Nr. 1603, oberer Teil einer Kolumne aus einer Papyrusrolle des 5./6. Jhd. n. Chr. [1]): [.........]Ạ τοῦ Οὐρίου Δ̣Є̣ [|.........].· διὰ γυναικὸς τὸ[ν σοφώτατον] / [Σο]λ̣[ο]μῶνα πρὸς παράβασιν <νόμου> [παρήγαγε·] / διὰ γυναικὸς τὸν ἀνδριώτ[ατον Σαμψὼν] / ξυρήσας ἐτύφλωσε· διὰ γ[υναικὸς τοὺς](5) / υἱοὺς Ἡλεὶ τοῦ ἱερέως ἐδαφ[ίσας ἔκτανε·] / διὰ γυναικὸς τὸν Οὔρ ἀνόν<ητον τῆς ἀρχῆς> / ἐδίωξε [2]) · διὰ γυναικὸς τὸ<ν καθαρώτατον> / Ἰωσὴφ ἐν φυλ(ακ)ῇ δεσμεύσα<ς κατεῖχεν>· / διὰ γυναικὸς τὸν παντοπ̣<ρεσβύτατον>(10) / Ἰωάννην ἀπέτεμεν. τί δ' <ἀσφαλὲς ἀπ' αὐτοῦ;> [3]) / διὰ γυναικὸς τοὺς ἀγ(γέ)λους [ἀπ' οὐρανοῦ κα]/τέβαλε· διὰ γυναικὸς πάντα<ς διίστησι,> / πάντας φονεύει, πάντας ἀτ[ίμους ποιεῖ·] / γυνὴ γὰρ ἀναιδὴς οὐδενὸς φε̣[ίδεται·](15) / οὐ λευίτην τιμᾷ, οὐχ [4]) ἱερέα σ̣<έβεται,> [5]) οὐ προφήτην αἰδεῖται· π[άντων κακῶν] / κάκιστον γονὴ πονηρά, [π]ά̣ν̣τ[ων] <δεινότατον·> / ἐὰν δὲ καὶ πλοῦτον ἔχῃ τῇ πον[ηρίᾳ αὐτῆς] / [συ]νεργοῦντα, δισσὸν τὸ κακό[ν ....] / [.] ΤΟΖ̣Ω . [.]. ἀ̣θεράπευτον̣[.

Unter den neuen klassischen Bruchstücken ragt Nr. 1604 hervor, zwei Stücke eines Papyrus vom Ausgang des 2. Jhd. n. Chr. mit drei Dithyramben Pindars. Leider sind vom ersten und dritten nur wenige Trümmer erhalten; sie lassen nur soviel erkennen, daß sie für Argos und Korinth bestimmt waren. Vom zweiten da-

1) Nunmehr als (Pseudo-)Chrysostomos *In decollationem Praecursoris* (λόγ. 99) erkannt; vgl. p. Ox. XV S. 18 [Korr.-Notiz].

2) τὸν οὐρανὸν[G.-H.; vgl. 4. Mos. 25. 26, Joseph. Antiq. IV 129 ff.

3) τί δ[ὲ ὑμῖν ἐρῶ G.-H.

4) Ueberliefert ΟΥΚ.

5) Ueberliefert ΙЄΡЄΑΟ[.

gegen sind die erste Strophe und Antistrophe fast völlig erhalten. Hier erscheint das vielumstrittene frg. 79 a. Es wird deutlich, daß Pindar sich in bewußtem Gegensatze zu einer älteren Dithyrambendichtung fühlt, die er mit σχοινοτένεια ἀοιδά und σὰν κίβδηλον charakterisiert. Das Letztere geht anscheinend auf die Künsteleien seines Lehrers Lasos, die jeden dithyrambischen Schwung ausschließen. Als Gegensatz zur σχοινοτένεια ἀοιδά nennt Pindar <καμ>πύλαν [κύ]κλοισι νεὰν <ἰδέαν>. καμπύλος ist ein Wort der metrischen und musikalischen Technik; vgl. καμπύλον μέλος bei Simonides frg. 36. Pherekrates läßt im Χείρων die Poesie klagen, daß Oinesias

> ἐξαρμονίους κάμπας ποιῶν ἐν ταῖς στροφαῖς
> ἀπολώλεκέ μ' οὕτως, ὥστε τῆς ποιήσεως
> τῶν διθυράμβων καθάπερ ἐν ταῖς ἀσπίσιν
> ἀριστέρ' αὐτοῖς φαίνεται τὰ δεξιά.
> ἀλλ' οὖν ἀνεκτὸς οὗτος ἦν ὅμως ἐμοί.
> Φρύνης δ' ἴδιον στρόβιλον ἐμβαλών τινα
> κάμπτων με καὶ στρέφων ὅλην διέφθορεν,
> ἐν πέντε χορδαῖς δώδεχ' ἁρμονίας ἔχων.

Die ἀσματοκάμπται des Aristophanes (Wolken vs. 333) werden im Scholion des Venetus als die διθυραμβοποιοί erklärt; τῶν γὰρ κυκλίων χορῶν ἦσαν οὗτοι διδάσκαλοι. ᾀσματοκάμπτας δέ, ὅτι διὰ τὸ ἁρμονίᾳ μὴ ὑποπίπτειν αὐτῶν τὰ συγγράμματα, καμπὰς ἔχουσι πλείονας, ἃς οἱ μουσικοὶ καλοῦσι στροφὰς καὶ ἀντιστρόφους καὶ ἐπῳδούς κτἑ. Vgl. auch Hesych: κάμπτειν· τὸ ἐν τῇ ᾠδῇ καμπὰς ποιεῖν. Daraus ergibt sich der Gegensatz σχοινοτένεια ἀοιδά: das langweilige Aneinanderreihen gleichförmiger metrischer und musikalischer Gebilde, leiernder Gesang; dazu paßt ἕρπε = ›kroch am Boden dahin‹. Pindar rühmt an der neuen Dithyrambenkunst den lebhaften Schwung, der immer neue metrische und musikalische Formen schafft und damit dem Wesen des Dionysos entspricht, dem der Dithyramb von Haus aus gehört. Der Stil der neuen Dithyramben Pindars unterscheidet sich nach den bisher vorliegenden Proben nicht von dem seiner sonstigen Dichtung. Es wird wohl so sein, daß der von ihm übernommene Dithyrambenstil zu seinem ganz persönlichen Chorlyrikstil ausgebildet worden ist, und deshalb für uns ein Unterschied im Stil seiner verschiedenen Dichtungsgattungen nicht mehr empfunden werden kann. Der zweite Dithyramb lautet:

Θρασ[ὺς] Ἡρακλῆς ἢ Κέρβερος. Θηβαίοις.

π[ρὶν μὲν ἕρπε σχοινοτένειά τ' ἀοιδὰ] / διθ[υράμβων] /
καὶ τὸ σὰ[ν κίβδαλον ἀνθρώποισιν ἀπὸ στομάτων]. /
διαπεπ[ρ]ά[χασι [1]) νῦν δὲ [2])] <καμ>πύλα<ν> [κύ]/κλοισι νέαν [3]) <ἰδέαν>,
[ε]ἰδότες, /
οἵαν Βρόμιος [4]) [τελε]τὰν [5]) /
καὶ παρὰ σκᾶ[πτ]ον Διὸς Οὐρανίδαι / 5
ἐν μεγάροις ἱστάντι [6])· σεμνᾷ μὲν κατάρχει /
ματέρι πὰρ μ[εγ]άλᾳ ῥόμβοι τυπάνων, [7]) /
ἐν δὲ κέχλαδ[ον] κρόταλ' αἰθομένα τε / δᾷς ὑπὸ ξαν[θα]ῖσι [8]) πεύκαις, /
ἐν δὲ Ναΐδων ἐρίγδουποι στοναχαὶ /
μανίαι τ' ἀλαλ[αί] τ' ὀρίνεται ῥιψαύχενι [9]) 10
σὺν κλόνῳ. /
ἐν δ' ὁ παγκρα[τὴ]ς κεραυνὸς ἀμπνέων /
πῦρ κεκίνη[ται τό τ'] Ἐνυαλίου /
ἔγχος ἀλκάεσσά [τ]ε Παλλάδο[ς] αἰγὶς /
μυρίων φθογγάζεται κλαγγαῖς δρακόντων· / 15

ῥίμφα δ' εἶσιν Ἄρτεμις οἰοπόλος ζεύ/ξαισ' ἐν ὀργαῖς /
Βακχίαις φῦλον λεόντων ἀ[γροτέρων Βρομίῳ]· [10])
ὁ δὲ κηλεῖται χορευοίσαισι κα[ὶ θη]/ρῶν ἀγέλαις. ἐμὲ δ' ἐξαίρετο[ν] /
κάρυκα σοφῶν ἐπέων /
Μοῖσ' ἀνέστασ' Ἑλλάδι κα[λ]λ[ιχόρῳ [10])] / 20
εὐχόμενον βρισαρμάτοις Θ<ήβαις γενέσθαι,> [11])
ἔνθα ποθ' Ἁρμονίαν [φ]άμα γά[μετὰν] [12])
Κάδμον ὑψη[λαῖ]ς πραπίδεσ[σι λαχεῖν κεδ]/νάν· [10]) Δ[ιὸ]ς δ' ἄ-
κ[ουσεν ὀ]μφάν /
καὶ τέκ' εὔδοξο[ν παρ'] ἀνθρώπο[ις γενεάν·] / [10])
Διόνυσ['..']Θ.[......']Τ[.]Γ[/ 25

1) Bury.
2) διαπέπ[τ]α[νται δὲ νῦν] G.-H.
3) [ἱροῖς?] πύλα[ι κύ]κλοισι νέαι G.-H.; »νέαν *for* νέαι ... *is possible reading*«.
4) Βρομίου G.-H.; »Βρόμιος *for* Βρομίου *is possible reading*«.
5) Sandys.
6) ΙΣΤΆΝΤΙ am Rande; in der Zeile Ι[..]ΝΤΙ, also vermutlich ἱ[σά]ντι.
7) Housman; überliefert τυμπάνων.
8) ξανθῇ πεύκῃ ist nicht auffällig, wenn man sich das harzreiche Fichtenholz ansieht.
9) G.-H.; überliefert ὑψαύχενι.
10) Bury.
11) ὄ[λβον τε Θήβαις] Bury, G.-H.; vgl. Isthm. I 1, Olymp. VI 84 ff.
12) Housman.

Nr. 1605 (3. Jhd. n. Chr.) enthält 27 Versanfänge von Menanders Μισούμενος, wie G.-H. richtig aus den vorkommenden Personennamen Θρασω[νίδ- und Γέ(τας) geschlossen haben. Ein Zusammenhang läßt sich leider nicht gewinnen. — Nr. 1606 (2./3. Jhd. n. Chr.) bringt Reste von 6 bisher nicht erhaltenen Reden des Lysias. Die erste lautet nach der Unterschrift πρὸς Ἱπποθέρσην ὑπὲρ θεραπαίνης. Die Rolle dieser Magd wird nicht klar; offensichtlich ist der eigentliche Angeklagte Lysias selbst. Die Dreißig haben seinen Bruder getötet und ihm sein Vermögen genommen. Nach ihrem Sturze hat er vergeblich versucht, sein Vermögen zurückzubekommen, obwohl er es zurückkaufen wollte. Hätte es aus Häusern und sonstigem Grundbesitz bestanden, so wäre ein Rechtsstreit kaum möglich, da diese nach dem Einigungsvertrage zurückgegeben werden mußten [1]). Also ist anderer Besitz anzunehmen [2]). Er wird von Lysias auf 70 (?) Talente bewertet und als zu groß bezeichnet, um in der kurzen Zeit regelrecht weiterverkauft zu sein; es müßte demnach die Bestimmung gelten, daß unverkaufter Erwerb an den ursprünglichen Besitzer zurückzugeben sei [3]). Der Gegner hat unter Hinweis auf die schweren Verluste, die er erlitten, von Lysias die Hälfte des Wertes verlangt. L. macht demgegenüber geltend, was er und was sein Gegner für den Staat geleistet [4]). frg. 6, col. 2, 149 ff.: ὅτι μὲν / [οὖν] <πολλ>ὰ Λυσί<ας καὶ ὑ>μῖν / <συμφέροντ᾽> ἔπ<ραξε>ν, τε/<λέως> [δῆλο]ν. ἕως μὲν γὰρ ὑ/[μεῖς ηὐδα]ιμονεῖτε, πλου/[σιώτατος ἦ]ν τῶν μετοί/[κων· ἐπειδ]ὴ δὲ συμφο(155)/[ρὰ ἐγένετο], ἐπέμενε· / [οὐδὲ γ]ὰρ ἐλάχιστον μέ/[ρος τῶν ὑμε]τέρων δυστυ/[χιῶν] <ἀνένε>υσεν [5]) ἀνόμως / [ὑπὸ τῶν τριά]κοντα καὶ (160) / [ἀδελφοῦ καὶ] χρημάτων / [πολλῶν ἀπεσ]τερημένος. Das Folgende ist klar. frg. 6, col. 3, 219 ff. δέο/μαι οὖν ὑμῶν, ὦ ἄνδρες / δικασταί, ἀποψηφίσασθαι / Λυσίου zeigt, daß Lysias nicht Kläger, sondern Angeklagter ist; er muß sich also irgendwie mit Gewalt seines alten Besitzes wieder bemächtigt haben. Das Genauere können nur weitere Funde ergeben. Die zweite Rede klagt einen gewissen Θεόμνηστος an, ein ihm ohne Zeugen gegebenes Darlehen nicht zurückzahlen zu

1) frg. 2 col. 1, 43 ff. οὔτε γῆν | οὔτ᾽ οἰκίαν κεκτημένος, | ἃ καὶ αἱ συνθῆκαι τοῖς κα|τελθοῦσιν ἀπεδίδοσαν.

2) Daß es sich besonders um die Schildfabrik der Familie gehandelt hat, darauf deuten frg. 1, 20 ἀσπί[δ-, frg. 2, col. 2, 66 ἀσπ[ίδ-.

3) frg. 2, col. 1, 38 ff. κελευου|σῶν τῶν συνθηκῶν τὰ μὲν | πεπραμένα τοὺς ἐωνη|μένους ἔχειν, τὰ δὲ ἄ|πρατα τοὺς κατελθόντας | κομίζεσθαι.

4) frg. 6, col. 1, 141 f. περὶ τὴν | <ὑμετέρ>αν πόλιν, nicht [ἡμετέραν], da immer die zweite Person in diesem Sinne erscheint: frg. 2, col. 1, 35 μεθ᾽ ὑμῶν, 36 f. μετὰ | τοῦ ὑμετέρου πλήθους, frg. 5, 115 κατήλθετε, 120 τὰ ὑμέτερα, frg. 6, 152 ἕως μὲν γὰρ ὑ|μεῖς ηὐδαιμονεῖτε u. ö.

5) Möglich wäre auch <ἐξένε>υσεν.

wollen. Der Anfang lautet frg. 6, col. 4, 238 ff.: <τὸ ἀργύριον> / [φαί]νεται [δι]ὰ το[ῦ] <χρό/νου> [τού]του Θεόμνηστος (240) / [πρὸς] ὑμᾶς[1]) [σχ]εδὸν πᾶν / <ἀποθεῖ>ναι· οὕτω γὰρ διέ/<ταξε>ν[2]) ὥστε μὴ μό/[νον ἐπ]ιτρόπους εἶναι κε/<νούς, ἀ>λλὰ καὶ τὴν οὐσίαν / <νέμεσθαι>. Nachdem erzählt ist, wie Theomnestos ohne Zeugen ein Darlehen von 30 Minen erhalten hat, um eine ältere Schuld, die an dem Tage fällig war, zahlen zu können, wird Z. 261 fortgefahren: πρὶν δε ταύτην ἡ/μῖν τὴν διαφορὰν γενέ/σθαι οὔτε ἠ[νώχλη]σα οὔτε / ἀπήιτησα [τὸ ἀργ]ύριον οὐ/δ' ἐ<πῆν τόκος π>ολὺς ἐξ ὁ(265)/<μολογίας>· [ἐπε]ὶ δὲ ἑώρων / <τοῖς ἐχθροῖς> [ἐπι]τροπὴν / οὐσ[ίας αὐτῷ κα]τεσκευα/σμέ[νην], <ἠξίου>ν τό με/ ἐκλ<αβεῖν πά>ντηι τῆς ἀ(270)/π<αιτήσεως, ὅ>γε <τ>ότε[3]) ἔδω/κ' [αὐτῷ ἄνευ μ]αρτύρων. / δοὺς <δ' ἡμέραν>[4]) ἀπαίτη/σιν <τοῦ χρέου>ς ἐναντί/ον θ<εῶν> [ποιο]ύμενος[5])(275) / ἡγη[σάμην περ]ίεργον / εἶναι <δικάζεσθαι>, μόνον / δ<ὲ[6]), der Rest ist zu sehr zerstört, um einen Zusammenhang zu geben. frg. 6, col, 5, 293 ff. kann so lauten: <πρὸς> αὐτὴν μὲν(295) / τὴν ἀνάγκην <τῆς ἀποδό>/σεως οὐδ' αὐτὸς ἀν<τιστα>/τεῖ. ἀνάγκη δ' αὐ[τῶι](295)/, εἰ μὴ παρ' ἐμοῦ τ[ὸ ἀργύ]/ριον ἔχει, δυοῖν θάτ[ερον] / ἢ παρ' ἑτέρου φάσκ[ειν εἰ]/ληφέναι ἢ αὐτ[ὸν τὸ πᾶν] / ἐκτετ(ε)ικέναι τῶ[ι Θεοδο](300)/τίδηι. εἰ μὲν το[ίνυν] / παρ' ἑτέρου φήσει <λαβεῖν>, / <τί οὐ>κ ἀπ<οδηλοῖ, παρὰ / τίνος ἔλαβεν;> Dann nach einigen zerstörten Zeilen: <τί γὰρ αὐτὸν> παρ' ἐμο[ῦ](315) / ἐ<πηνάγκα>σεν τοῦ συν(ε)ι[δό]/το<ς τοι> τὴν ἀπορίαν ὀ/κνεῖν δεηθῆναι, π[αρὰ] / δὲ τῶν μηνυσόντων / τοῖς ἐχθροῖς ἀξιοῦν δα(320)/νείζεσθαι; καίτοι π[ῶς] / εἰκὸς τὰ μὲν ἐμὰ ἑ[τέ]ροις συνεκδί-δ[οσθαι, αὐ]/τῶι δὲ παρ' ἑτέρων δα/νείζεσθαι; ὡς δ' οὐ<δ' αὐ>(325)/τὸς ἠξίωσεν αὐτῶι μ<ὴ> / ὄντος παρ' ἑτέρου δανεί/ζεσθαι, μέγα ὑμῖν τε/κμήριον ἐρῶ. ὅτε γὰρ ἐ/χορήγει ἀνδράσι [εἰς Δι](330)/ονύσια, πα<ρ' ἐμοῦ δισ>[χι]/λίας δραχμὰς <λαβὼν ἀντίμι>/σθον διέλυ[σε] <τὸ χρέος>. Nach wenigen Zeilen, die nicht erhalten sind, geht es dann frg. 7 (von G.-H. richtig mit 45 und 73 vereinigt) weiter: <πῶς δ' οὐκ ἔστιν / ἄ>νοι<α μεγάλη νῦν μὲν> / περὶ τ<οὐτ>ου <φ>ά<σκειν παρ' ἐ>/μοῦ ὀκνεῖν δεη[θῆναι, τό](335)/τε δὲ περὶ τοῦ βοὸς π<ίστιν> / ἐπ' ἐμοὶ οἰκείωι ὄντι <τιθέ/ν>αι; πρὸς μὲν οὖν τ[ὸ παρ' ἑ/τ]έρου φάσκειν εἰ[ληφέ/να]ι ταῦτα λέγω. ἂν [δὲ] <φῆι ἐξ(340) / ἰδίου> ὄντος ἀργυρ[ίου] <ἐκτε/τ(ε)ικ>έναι τῶι Θεο-

1) Gemeint sind des Theomnestos Helfershelfer, denen er nach Z. 267 die ἐπιτροπή seines Vermögens zum Scheine übertragen hat, die ἐχθροί (Z. 258) des Klägers.

2) διέ|[θηκε?]ν »*is rather short*« G.-H., aber der Sinn ist ohne Zweifel richtig getroffen.

3) Α/Π[.........]ΠΕΟΤΕ G.-H.; »*perhaps τό]τε, unless ὅ]τε was written twice by mistake.* ΓΕ *is the only alternative to* ΤΕ«.

4) δοὺς [δὲ καὶ τὴν] G.-H.

5) Ε[... ποιο?]ύμενος G.-H.

6) Α[G.-H.

<δοτίδηι>,[1]) / [ἐντ]εῦθεν χρὴ [ἐξετάζειν]· / [πῶ]ς εἰκός ἐστιν ἰ̣κ̣<ανοῦ ὄν/-το>ς̣ ἀργυρίου πε̣[ρ]ι̣ι̣δ̣[εῖν] ἑ(345)/[αυ]τὸν εἰς τὸν ἔσχα[τον] κίν/δυνον ἐλθόντα κα[ὶ το]σ̣αύ/την δύναμιν ἐπιδεῖξαι τοῖς ἐχθροῖς; Das Nächste ist von G.-H. richtig hergestellt. Mit den anderen Bruchstücken ist nichts Rechtes anzufangen. — Nr. 1607 (27 × 5 cm, 2./3. Jhd. n. Chr.) enthält Teile einer Rede des Hypereides für Lykophron, die sich aber nicht mit der schon bekannten deckt. Das wenige Zusammenhängende ist von G.-H. richtig ergänzt, das Meiste zu sehr zerstört, um einen Zusammenhang gewinnen zu lassen. — Eine große Ueberraschung und die Hoffnung auf weitere glückliche Funde bringt Nr. 1608 (Ausgang des 2. Jhd. n. Chr.): Stücke aus dem Alkibiades des Sokratikers Aischines. Die Uebereinstimmung wird dadurch bezeugt, daß zwei der bisher erhaltenen sechs Bruchstücke dieses Dialogs hier wiederkehren. Das Neue stimmt zu dem bisher Bekannten. Es wird immer deutlicher, daß die Form der sokratischen Dialoge des Aischines außerordentlich nahe den frühen Dialogen Platons verwandt ist; damit wird es höchst wahrscheinlich, daß wir im Spiegelbilde, das diese beiden Männer von ihrem Lehrer geben, den wahren Sokrates haben. Das, was von dem neuen Funde lesbar ist, handelt hauptsächlich von Themistokles; und das Urteil, das hier über ihn gefällt wird, ist ganz anders als im Gorgias; wir werden also in der Ansicht bestärkt, daß dort Platon selbst, nicht Sokrates, sein herbes Verdammungsurteil fällt. frg. 4, col. 1, 36 ff. lautet: ἀλλ' ἐκεῖ/νο, ἦ δ' ὅς, ἐγὼ οὐκ ἂν ᾤμην / τὸν Θεμιστοκλέα ὑπὸ / τοῦ πατρὸς ἀποκηρυχ[θῆ]/ναι· φαύλου γὰρ καὶ πόρ(40)/ρω ἀνοίας ἥκοντο̣ς̣[2]) τά / γε τοιαῦτα. — Nr. 1609 (8 × 10,2 cm, 2. Jhd. n. Chr.) enthält im Rekto ein Stück aus einer philosophischen Schrift über Spiegelbilder, vielleicht des Eudoros von Alexandria, im Verso metrologische Berechnungen. — In Nr. 1610 (2./3. Jhd. n. Chr.) tauchen zum ersten Male in ägyptischen Papyri sichere Bruchstücke aus dem Geschichtswerke des Ephoros (Buch XI oder XII) auf, und G.-H. sind geneigt, nunmehr auch die Hellenika Oxyrhynchia (V Nr. 842) und das Bruchstück über die Tyrannis von Sikyon (XI Nr. 1365, vgl. GGA 1918 S. 98) demselben Verfasser zuzuweisen. Die Frage muß noch einmal im großen untersucht werden; aber was G.-H. hier zur Klärung beibringen, ist so überzeugend, daß ich persönlich an die Gleichheit der Verfasser glaube. Das Erhaltene stimmt zum größten Teile mit der Darstellung der Pentekontaetie durch Diodor aufs engste, zum Teil wörtlich, überein. Wir haben damit den festen Punkt ge-

1) ἀργυρ[ίου . . . / . . ὑ]μᾶς τ̣ὸ̣ν̣ Θεό[μνηστον? G.-H.

2) ἥκοντα̣ G.-H. ist durch die Konstruktion ausgeschlossen und auch schwer mit dem Lichtdruck zu vereinigen.

wonnen, von dem aus Diodors Geschichtsklitterung beurteilt werden kann. frg. 1 gibt den Brief wieder, den Themistokles an Xerxes nach seiner Verbannung geschrieben; die nächsten Bruchstücke, 2—5, enthalten eine Würdigung des Themistokles. Nach dieser Abschweifung folgt in frg. 6 die Erzählung von der Einnahme Eions und der Insel Skyros, in frg. 7 die Auffindung der Gebeine des Theseus, in frg. 8 die Gewinnung der Küstenstädte Kariens, in fr. 9 + 10 + 53 und 11 die Seeschlacht bei Kypros, in frg. 12 + 13 die Landschlacht am Eurymedon. fr. 16 und 15 [1]) erzählen die Ermordung des Xerxes und die Thronbesteigung des Artaxerxes. Die übrigen Fetzen geben nichts Bestimmbares aus. — Nr. 1611 (Anfang des 3. Jhd. n. Chr.) enthält **Auszüge aus einem Werke literarischer Kritik** mit zahlreichen Zitaten bekannter und unbekannter Schriften, vielleicht aus Didymos' Σύμμικτα. Der von G.-H. nicht verstandene Anfang von frg. 1, col. 2 heißt: <λέ/γει> δ' 'Α<ναξίλας ἐν / τοῖ>ς 'Αντι<δότοις· [2]) ›π>αι/<ώνι>ον νῦν ε<ἰσ>όρα <λ>ή(30)/μας λύοντας τέττα/ρας καὶ τοὺς κριτάς‹, δη/λῶν οὕτως τέτταρα (τὰ ἀ)/κόν(ι)τα [3]). Λύσιππος δ' ἐν / Βάκχαις ε̄, ὁμοίως δὲ (35) / καὶ Κρατῖνος ἐν Πλού/τοις λέγει. Der Sinn wird klar, sobald man aus Plin. Nat. Hist. XXVII 3 die vom ἀκόνιτον handelnden Worte liest: ›*maiores oculorum quoque medicamentis aconitum misceri saluberrime promulgavere ...; folia habet ... non plura quattuor*‹. Ich habe deshalb auch erwogen, ob nicht zu schreiben sei δηλῶν οὕτως (τὰ) τετρά(φυλλα ἀ)κόνιτα, aber das liegt vom Ueberlieferten vielleicht zu weit ab. Wie das ἀκόνιτον die λήμη des Auges auflöst, so vertreiben die vier Richter die λῆμαι, die das Auge des Geistes trüben; das Bild ist bekannt, vgl. Lexika. Alle drei Zitate sind neu. Der folgende Abschnitt handelt von Kaineus. Ich muß auch hier den Text abdrucken, da G.-H. die Konstruktion nicht erkannt haben: τί [4]) τὸ παρὰ Θεοφράστωι / λεγόμενον ἐν / τῶι δευ/τέρωι ›Περὶ βασιλείας‹ (40) / περὶ τοῦ Καινέως δό/ρατος τοῦτο· ›καὶ οὗτός / ἐστιν ὡς ἀληθῶς ὁ τῶι / σκήπτρωι βασιλεύων / οὐ [5]) τῶι δόρατι καθάπερ (45) / ὁ Καινεύς‹; ἀξιῶν [6]) γὰρ / [κρα]τεῖν ὁ Καινεὺς τῶι / [δόρ]ατι, ἀλλ' οὐχὶ τῶι σκή/πτρωι καθάπ[ερ οἱ]

1) So müssen die beiden Stücke aufeinander folgen.

2) Der Titel erscheint sonst nur in der verstümmelten Form Ἀντιδο... beim Antiattic. p. 103, 9, vgl. dazu Meinecke I S. 407, III S. 341. Aehnliche Titel von Komödien sind Ἰατρός (viermal), Φαρμακόμαντις, Φαρμακοπώλης (zweimal).

3) G.-H. schreiben: ›[...]ΛΑ.[......../[...]C ἀντι [......]AI / [...]ON νῦν C.ЄPA-ή/μᾶς δύ' ὄντας τέττα/ρ[α]ς καὶ τοὺς κρίτας‹ δῆ/λον οὕτως τετταρά/κοντα. Die falsche Schreibung δηλõν statt δηλῶν wiederholt sich Z. 46 in ἀξιõν statt ἀξιῶν.

4) G.-H. schreiben [ὅ]τι, bemerken aber: ›*the papyrus is not broken, but no trace of* ο *is visible*‹.

5) G.-H., ο pap.

6) G.-H., ἀξιõν pap.

ξ̣/<τερο>ι[1]) βασιλεῖς <ἐπνίγη>·[2]) οὐ (50) / [γὰρ] ἐδύνατο π̣[ρὸς] τῆς / [ὑπ' 'Α]κουσιλάου [τοῦ] 'Αρ/γείου καταλ[εγομένης] / ἱστορίας ἀπολῦσα<ι ἄλλως>[3]). Es folgt nun, durch das Zeichen ☧ = χρ(ῆσις) am Rande besonders hervorgehoben, ein längeres Zitat aus Akusilaos, in dem des Kaineus Geschichte, die Ehe mit Poseidon[4]), die Verwandlung in einen unverwundbaren Mann, die Aufrichtung seiner Lanze und sein Tod erzählt werden. Das Zitat endet Z. 83 ἀποθνήισκει. Die Bemerkung Z. 58 ff. οὐ γὰρ ἦν / αὐτοῖς ἱερὸν παῖδας τεκὲν[5]) οὔτ' ἐξ ἐ/κείνου οὔτ' ἐξ ἄλλου οὐ(60)/δενός wird dann am Schlusse mit einer Stelle aus dem euripideischen 'Αλκμέων ὁ διὰ Κορίνθου belegt, in der Apollo klagt, daß er von Manto kein Kind bekommen habe, während sie Alkmeon Zwillinge geboren. Alle drei Zitate sind neu. Der dritte Abschnitt handelt von drei Männern des Namens Thukydides: ὅτι οὐχ <εἷς ἦν Θουκυδί>/δη<ς, δηλοῖ> [Πολέμων] / ἐν τῶι [̅ Περὶ ἀκροπό]/λεως δ<ιορίζων στηλῶν> / ἀναγραφ<αῖς πρῶτον μὲν> (105) / τὸν Μελησίου [υἱόν, Στε]/φάνου δὲ τοῦ Κ̣ο̣[αλέμου (καλου)]/μένου πατέρα, <δεύτερον> / δὲ τὸν συγγραφ[έα], <ὅν> / φασιν 'Ολόρου υἱ[όν, τρί](100)/τον δὲ τὸν Φαρσ[άλιον]. Dann kommt ein Zitat aus Platons Menon, wo der Vater des Melesias und Stephanos erwähnt wird. Ein neues Zitat aus einer bisher unbekannten Komödie 'Ιαπετός des Hermippos ist leider verloren gegangen. Der nächste Abschnitt gibt ein neues Zitat aus der 'Ομφάλη des Ion, zwei offenbar von Herakles gesprochene Trimeter:

ὅρων μὲν / ἤδη Πέλοπος ἐξελαύ(125)νομεν,
'Ερμῆ, Βόρειον ἵππον, ἄνεται δ' ὁδός.

Herakles scheint von Omphale den Befehl erhalten zu haben, eins der von Boreas stammenden Pferde des Pelops ihr zu bringen. Die Erklärung des Ausdrucks war in einem leider verlorenen Zitat aus der Schrift Περὶ χρησμῶν des Mnaseas von Patara[6]) gegeben. Dann folgt ein Zitat aus der Aithiopis des Arktinos, von Penthesilea handelnd, aber noch nicht hergestellt; dann die von Aristophanes in den Wolken 967 und den Scholien dazu zitierten Verse in der Form des Schol. Aldina, als deren bisher strittiger Verfasser Lamprokles festgestellt wird. Unklar ist der Zusammenhang, in dem des Hellanikos Κτίσεις erwähnt werden, ebenso die Geschichte eines A oder Λ[']/δημος, der

1) [οἱ π]ο/[λλο]ὶ G.-H., aber diese Silbentrennung ist höchst unwahrscheinlich.

2) [ἐσφάλη ?] G.-H.

3) ἀπολῦσαι = ἀποθανεῖν entspricht dem hellenistischen Gebrauche des Wortes, der schon bei Sophokles vorbereitet ist.

4) Als Frau heißt er Καίνη, nicht wie sonst Καινίς.

5) Die dorische Form ist sehr auffällig; aber wir werden die Ueberlieferung respektieren müssen.

6) Μνα/[σέας ὁ] Παταρ[εύς Z. 128 f.; danach ist Πατρεύς bei Athenaeus und Photius zu verbessern.

von den Pariern vor Gericht gezogen und getötet wird. Die vielen kleinen Fetzen geben nichts aus. — Für den Historiker ist besonders interessant Nr. 1612 (3. Jhd. n. Chr.): eine Rede gegen die Abänderung des Kaiserkultes. G.-H. haben die allgemeinen Fragen gut erörtert, der Text scheint mir noch besser hergestellt werden zu können, obwohl die wenigen Trümmer des Anfangs eine endgiltige Lesung sehr erschweren. Ich lese: (ὁ μὲν oder ähnlich) / οὐδὲν ἐᾷ [1]) ṭ<οῖς ἀρχαίοις> [2]) / ταῦτα ὑπ<οβαλεῖν τὰ νέα> / καὶ τούτοι<ς διαφθεῖραι> / καὶ μεταπ̣<λάσαι, ἣν θρησκεί>/αν ἔχει ạὐ<θαίρετον, ὡς> [οὐ](5)κ εὐ-σεβ[ές], <μᾶλλον δὲ καὶ ἀν>/όσιον· <ὁ δὲ ὁμοδοξῶ>ν μ[ε]/τὰ τοụ́ṭ<ων, ὡς> [3]) πọịητέον / ταῦτα, [Καί]σαρα καὶ σεμνύ/νειν ἂṿ [β]ούλοιτο· λέγω (10) / δέ, ἃ τῷ Κ̣ạ[ίσ]αρί φασι τε/λεῖν· καὶ γὰρ ἐξ ἀρχῆς οὐχ εὕ/ρομεν ἡμεῖς αὐτά· καλῶς / ποιοῦντες· ἀλλὰ Νικα/εύς ἐστιν ὁ πρῶτος κα(15)/-ταστήσας· ὁποῖος μὲν ἄν/θρωπος, οὐ δεῖ λέγειν· ἔ/στω δ' οὖν ἐκείνου καὶ / παρ' ἐκείνοις τελείσθω / μόνοις· ὥσπερ παρὰ τοῖς(20) / Ἀθηναίοις τὰ τῶν Ἐλευ/σεινίων· εἰ (μὴ) βουλόμεθα / αὐτὸν ἀσεβεῖν τὸν / Καίσαρα· ὥσπερ ἂν καὶ τὴν / Δήμητραν (ἀ)σεβοῖμεν(25) / [ἂ]ν [4]) ἐνθάδε τελοῦντες / αὐτῆι τὴν ἐκεῖσε τελε/[τή]ν· οὐ γὰρ ἐθέλει ạṿεῖ/<σθα>ị τῷν τοιούτων οὐδέν· [5]) [ὅτι] δ' οὐκ ἀφαιρήσεσθε(30) / [τὴν] δόξαν τῆς ἀθανα/[σίας] τοῦ Καίσαρος, ἐὰ[ν ἐ/μοὶ π]εισθῆτε, παράδει/[γμα ὑ]μῖν ἐρῶ τὸ νῦν τ<ελού/μενον>· τὰ γὰρ τῶν, der Rest ist unklar. Von den verschiedenen Möglichkeiten der zeitlichen Bestimmung unserer Rede will mir diejenige am meisten einleuchten, die sie in die ersten Zeiten des Kultes des Divus Julius Caesar verlegt. Doch ich habe darüber kein eigenes Urteil und kann nur wünschen, daß sich die Historiker den neuen Fund nicht entgehen lassen. — Nr. 1613 (2. Jhd. n. Chr.) ist der Rest einer Liste der ältesten athenischen Archonten von Ἀρείφρων bis Ἄψανδρος mit Angabe der Dauer ihrer Amtsführung. An sechster Stelle erscheint für Χάροψ die Variante Χαῖος, die schwerlich ein bloßer Schreibfehler ist; vgl. Χαίουν Κραννούνιος bei Bechtel, Histor. Personennamen der Griechen S. 606; χαῖος ist ein so seltenes Wort, daß bloße Verschreibung sehr unwahrscheinlich ist.

Unter den Bruchstücken erhaltener klassischer Autoren sind besonders bemerkenswert Nr. 1614 (Pindar Olymp. I 106 bis Schluß, II 1—44, VI 72—95, VII 6—21, Papyrusbuch des 5./6. Jhd.

1) CYΔENEA G.-H.

2) Vgl. ἀρχαῖα Z. 38.

3) TATOṬ (oder Ỵ) G.-H.; »τουτ [...] *is just possible, but* TOT *followed by* H, I *or* Y *is preferable*«.

4) G.-H., überliefert CEB . YMEN/ . Ṇ.

5) »Sie (Demeter) will von solchen Dingen (ihren Mysterien in Eleusis) nichts gelockert wissen«, d. h. durch Uebertragung an andere Stellen das Geheimnis nicht gelüftet sehen.

n. Chr.), Nr. 1615 (Sophokles' Aias 694—705, 753—764, 4. Jhd. n. Chr.), Nr. 1617 (Aristophanes' Plutos 1—25, 32—56, 5. Jhd. n. Chr.), Nr. 1618 (Theokrits Idyllen V 53—65, 81—93, 110—137; IV 139—150; VII 4—13, 68—117; XV 38—47, 51—57, 59—80, 84 bis 100, 5. Jhd. n. Chr.), Nr. 1619 (Herodot III 29—36, 49, 52, 53, 55—57, 59, 60, 64, 70—72, 1./2. Jhd. n. Chr.), Nr. 1620 (Thukydides I 11,2—14,1, 2./3. Jhd. n. Chr.), Nr. 1621 (Thukydides II 11,5—9, 35,1, 4. Jhd. n. Chr.), Nr. 1624 (Platons Protagoras 337b—357a mit Unterbrechungen, 3. Jhd. n. Chr.), Nr. 1625 (Aischines In Ctesiphontem 14—27 mit Auslassungen, 2. Jhd. n. Chr.). Wie nicht anders zu erwarten, zeigen diese Papyri den bekannten Mischcharakter der Ueberlieferung, den wir bei den meisten Papyri erhaltener klassischer Autoren finden, die von der alexandrinischen Gelehrsamkeit bearbeitet und durch sie die Grundlage ihrer Textüberlieferung erhalten haben. Im einzelnen wäre darüber noch vielerlei zu sagen.

Es folgen die bekannten Indices und sechs gute Lichtdrucktafeln.

Magdeburg. Karl Fr. W. Schmidt.

The Oxyrhynchus-Papyri Part XIV. Edited with translations and notes by **Bernard P. Grenfell** and **Arthur S. Hunt** (Egypt Exploration Society). London 1920. XIV, 244 S. 3 Tafeln. 4°.

Die frühere Gesellschaft Egypt Exploration Fund hat sich als Egypt Exploration Society neu gegründet und neubenannt, die Abteilung Graeco-Roman Branch führt nunmehr den Namen Graeco-Roman Memoirs; der vorliegende Band zählt als 17. Band der Veröffentlichungen dieser Abteilung. Auch in England sind die Buchpreise gestiegen; der Eintritt in die Gesellschaft kostet nunmehr Ł 1 1 s., der jährliche Beitrag Ł 2 2 s. Dafür wird nunmehr nur noch nach Wahl geliefert entweder The Journal of Egyptian Archaeology oder ein Band des Graeco-Roman Memoir. Das ist noch immer im Vergleich zu unsern Buchpreisen außerordentlich billig, aber bei dem Stande unserer Valuta für die meisten Freunde der griechisch-ägyptischen Studien in Deutschland unerschwinglich teuer.

Innerlich ist The Graeco-Roman Memoir von dem alten Graeco-Roman Branch nicht verschieden, nur daß die unmittelbare Mitwirkung deutscher Gelehrten bei der Lesung und Erklärung der Texte seit dem Kriege fehlt. Das liegt in den Verhältnissen; die altbewährten Herausgeber Grenfell und Hunt werden das Fehlen der deutschen Hilfe am meisten bedauern; denn jede Seite zeugt von ihrer Achtung

vor der deutschen Papyrusforschung. Aber die Verhältnisse sind mächtiger als die Personen; kommen wird doch der Tag, wo auch hier die Vernunft siegt. Der Anfang dazu ist gemacht: zum ersten Male seit Kriegsbeginn hat die englische Gesellschaft den GGA durch Uebersendung dieses Bandes den Wunsch ausgedrückt, ihre Veröffentlichungen in der alten Weise besprochen zu sehen.

Der 14. Band enthält wie der 12. nur nichtliterarische Texte; ich beschränke mich deshalb auf die Mitteilung einiger wichtiger Neuheiten. Nr. 1626, geschrieben 325 n. Chr. in Erwartung des Besuchs Konstantins des Großen, erwähnt zum ersten Male die aus dem 6., 7. und 8. Jhd. bekannte Bezeichnung μείζων. — In Nr. 1627 (342 n. Chr) erbietet sich ein Mann mit seinem Sohne bei dem συστάτης von Oxyrhynchos statt einer nicht genannten achtmonatigen Leiturgie das Amt des ἀρχιφύλαξ [1]) im Heiligtum der Thoeris-Athene ein ganzes Jahr zu übernehmen διὰ τὴν περὶ ἡμᾶς μετριότητα [2]). — Nr. 1628 (73 v. Chr.) gibt in Z. 10 und 11 ein frühes Beispiel für die Bezeichnung von κλῆροι des Katoekenlandes nach ihrem ursprünglichen Besitzer, woraus dann wie so oft feste Ortsnamen geworden sind. Z. 7 Ἰσχυρίωνος τοῦ καὶ Νεχθενείβεως ist ein schöner Beleg für die Uebersetzung des ägyptischen Namens; denn Νεχθε-νεῖβις (vgl. I 69, X 1287), Νεχθε-νῖβις (XII 1433, XIII 1547, 329, Ν]εκτε-νῖβις (p. Tebt. I 61 IV 85; 61 b I 7) heißt »stark ist der Herr« [3]). Die ἀγυιὰ Κλεοπάτρας Ἀφροδίτης hier Z. 8 und 1629, 7 und 1644, 8 ist für Oxyrhynchos neu. Auffällig ist die Kleinheit des κλῆρος: 15 ἄρουραι; in 1629 (44 v. Chr.) beträgt er 30 ἄρουραι, im 3. Jhd. v. Chr. 100. Bemerkenswert ist, daß das geliehene Saatkorn hier ohne Aufschlag (ἀδιαφόρους) zurückgezahlt werden soll; die Steuern hat der Besitzer, nicht der Pächter, zu zahlen. — In Nr. 1629 interessiert die Datierung βασιλευόντων Κλεοπάτρας καὶ Πτολεμαίου θεῶν Φιλοπατόρων ἔτους ὀγδόου .... μηνὸς Γορπιαίου καὶ Ἐπεὶφ κζ. Erstens ist damit der erste sichere Beleg für den Titel Φιλοπάτωρ bei Ptolemaios XV gegeben; zweitens ist es höchst

1) ἀρχιφύλακος Z. 18 ist nicht sicher gelesen; stand da in Wahrheit ναοφύλακος? Z. 12 nennt das gewünschte Amt einfach φυλακίαν, und dazu würde die Bezeichnung κουφοτάτην χρίαν Z. 11 besser passen.

2) Das folgende καὶ πίστις συνέθου ἡμῖν ist richtig; πίστις ist statt πίστεις geschrieben, kann nicht als Verschreibung von πίστιν zu διὰ τὴν π. ἡ. μετριότητα gezogen werden.

3) Ist Z. 6 Ἀπολλωνίωι τῶι καὶ Πατ<αύρει> zu lesen? Πατα-ῦρις = »der welchen Hor gibt« findet sich z. B. 1638, 10, Πετε-ῦρις Preisigke SB. 1241, 1; 1256, 1; 3858 u. ö. Grenf.-Hunt lesen ΠΑΝ [. Eine andere Uebersetzung des Namens zeigt Nr. 1629, 5 ff.: Ἀπολλωνίωι τῶι Ἁρ-βίχει Ἀπολλωνίου τοῦ καὶ Ἁρ-βίχιος. Ἁρ-βῖχις = »Hor-Sperber«. Ergänzungen in < > stammen von mir, solche in [ ] von andern, wo nichts bemerkt wird, von Grenf.-Hunt.

wahrscheinlich, daß dieser nicht schon vor Kleopatras Flucht aus Rom März 44 von ihr ermordet ist, weil dann die Nachricht von seinem Tode Ende Juli in Oxyrhynchos hätte bekannt sein müssen, sondern erst nach ihrer Rückkehr in Aegypten. — Nr. 1631 (280 n. Chr.) ist ein sehr lehrreicher Vertrag über Arbeit in einem Weinberge und Pachtung eines Obstgartens. Von allen bisher bekannten Papyris gleicher Art bezeichnet dieser und der mit ihm verwandte, Nr. 1692 (188 n. Chr.), am genauesten alle vorkommenden Arbeiten. Der eingehende Kommentar bringt das Meiste zur Erklärung bei. Nicht richtig wird Z. 9 ξυλοτομία δικαία auf das Beschneiden des Rebenholzes gedeutet. In den sehr ausführlich vom Weinbau handelnden Geoponika und verwandten Stellen der Literatur findet sich nie der Ausdruck ξύλον für Rebenholz; die angezogene Stelle p. Lond. 131, 394, wo von ἀμπελη^λ^νιξυλ( ) die Rede ist, verlangt noch eine Erklärung. Auch die Stellung zwischen τιλμὸς καλάμου, συλλογὴ καὶ μεταφορὰ τούτου Z. 9 und ἀποκ[οπὴ καὶ πρ]οσφ[ορὰ] φύλλων καὶ ἐκβολὴ ἐκτὸς πλαστῶν Z. 10 spricht nicht dafür, daß hier vom Beschneiden der Reben die Rede ist; diese Arbeit gehört vielmehr zu den in Z. 13 genannten. Zudem wird in Nr. 1692 die ξυλοτομία ausdrücklich von den ἀμπελουργικὰ χερικὰ ἔργα πάντα ausgenommen; sollen wir glauben, daß einem Winzer diese wichtige Arbeit nicht übertragen sei? Z. 13 wird παραμυθιακὴ ἐργασία unter Hinweis auf Geopon. III 5, 4 mit σκάφος, σκαφητός gleichgesetzt; aber diese Arbeit ist schon mit dem eben vorausgegangenen σκαλμός bezeichnet; ich möchte deshalb darunter das Düngen verstehen und verweise auf Geopon. V, 26, 10 τὸ γλυκίζον τῆς κόπρου καὶ λιπαρὸν αὐτάρκως παραμυθεῖται. Z. 24 f. werden σῦκα θερινά und χειμερινά unterschieden. Das scheint den Herausgebern neu, ist aber den alten landwirtschaftlichen Schriftstellern bekannt; Colum. V 10, 11 nennt ausdrücklich die anbauwürdigen Arten ›*omnes biferae*‹, und dem entspricht die Bestimmung Geopon. X 45, 1: τὰ σῦκα ἐν διτταῖς ὥραις τοῦ ἔτους φυτεύεται, ἐν τῷ ἔαρι καὶ τῷ φθινοπώρῳ. Freilich gibt es auch Sorten, die nur einmal vollreife Früchte bringen: die *praecoques* und die *hibernae*, Colum. V 10, 10, aber die scheinen für den fruchtbaren Boden Aegyptens ausgeschlossen zu sein. Vgl. Genaueres bei Olck, Pauly-Wiss. VI 2109 f., 2113 ff.—Nr. 1632 (353 n. Chr.) ist wegen seiner Datierung merkwürdig: ὑπατείας τῶν δεσποτῶν ἡμῶν Κωνσταντίου Αὐγούστου τὸ ς′ καὶ Κωνσταντίου τοῦ ἐπιφανεστάτου Καίσαρος τὸ β′ Z. 1 ff. wird in Z. 9 gleichgesetzt mit τὸ ἐνεστὸς (ergänze ἔτος) μζ κθ β; d. h. die Regierungsjahre Konstantins des Großen sind, wie dies bei Augustus bekannt war, auch nach seinem Tode weitergezählt worden; der ausführliche Kommentar erörtert die Fragen nach den Indiktionen von Oxyrhynchos und sei besonders

empfohlen. — In Nr. 1633 (275 n. Chr.) überbietet Αὐρή(λιος) Σερῆνος ὁ καὶ Σαραπίων in einem an den στρατηγός oder den βασιλικογραμματεύς gerichteten Angebot des Kaufes von Staatsland einen Mitbewerber Αὐρήλιον Σερῆνον <τὸν Λου>κάμμωνος; es ist das bisher späteste Beispiel derartiger Kaufgebote. — In Nr. 1634 (222 n. Chr.) verkaufen 2 Ῥωμαῖαι καὶ ἀσταί ihrer Nachbarin, der aus andern Papyris bekannten Κλαυδίᾳ Ἰσιδώρᾳ τῇ καὶ Ἀπίᾳ, ihr Haus mit Zubehör, dessen Wert 3 Talente 3600 Drachmen beträgt und gegen ein Darlehn von 2 Tal., 3600 Dr. ihr verpfändet war, gegen Auszahlung des Unterschieds von 1 Talent. Auch in Nr. 1701 (3. Jhd. n. Chr.) finden wir denselben Zahlmodus, nur daß hier noch die seit Gewährung der beiden Darlehen aufgelaufenen Zinsen hinzugerechnet werden. Beide Papyri seien den Rechtshistorikern empfohlen. — In Nr. 1636 (249 n. Chr.), einer Landabtretungsurkunde, steht Z. 42 f. der Ausdruck: ἔσχον τὴν κα/[ταγραφὴ]ν ὡς πρόκειται; hier kann καταγραφή nicht den Kontrakt bedeuten, sondern nur die tatsächliche Auflassung auf Grund des Kontraktes. — Nr. 1639 (1. Jhd. v. Chr., 73 oder 44) enthält einen lehrreichen Kontrakt über ein nicht genauer angegebenes Gelddarlehen, das im Herbste desselben Jahres mit 30 Artaben Weizen bezahlt werden soll. Z. 5 findet sich das früheste Beispiel einer ἰδιωτικὴ τράπεζα. — In Nr. 1640 (252 n. Chr.) soll ein Darlehen von 15 Artaben Weizen im Herbste zurückgezahlt werden μέτρῳ / πρὸς ἑκατοστὰς δέκα Z. 4 f. Die Herausgeber wollen das mit μέτρῳ δεκάτῳ gleichsetzen, das zwar bisher nicht überliefert ist, aber in μέτρῳ τετάρτῳ, ἕκτῳ, ὀγδόῳ seine Parallelen hätte. Dagegen spricht einmal die Umständlichkeit des Ausdrucks im Vergleich zu den sonstigen Namen für Maße; dann aber, und das scheint mir entscheidend, der Umstand, daß ἑκατοστή immer Zahlung in Höhe von 1 vom Hundert bedeutet, so bei Steuern, Zöllen, Zinsen. Wir werden uns deshalb für die zweite, von den Herausgebern abgelehnte Erklärung entscheiden, wonach die 10 Prozent den Zins bedeuten, den der Schuldner dem Verleiher zahlt. Der Ausdruck paßt dann genau zu μέτρον ἐνδεκάμετρον p. Fay. 90, 14. — In Nr. 1642 (289 n. Chr.) bestellt ein Αὐρήλιος Δημητριανός einen ἀδελφός als seinen Vertreter beim στρατηγός(?) des Oxyrhynchites für die Untersuchung der Frage, ob der von D. als sein Nachfolger im Amte des ἀγορανόμος bezeichnete Αὐρήλιος Ἀγαθεῖνος dies Amt antreten soll oder nicht. Wir wissen, und dieser Papyrus bezeugt es von neuem, daß die drückende Liturgie der ἀγορανομεία aus Mangel an leistungsfähigen Bürgern lange Zeit geruht, aber kurz vor 288 n. Chr. wieder eingerichtet worden ist. Agatheinos sucht sich dem Amte zu entziehen, und Demetrianos gibt deshalb im Anhange seines ἀποσυστατικόν seinem Vertreter genaue

Anweisungen, was er auf die etwa vorgebrachten Gründe antworten solle. Besonders bemerkenswert ist der Hinweis darauf, daß Agatheinos ὑποχείρια τέκνα mit eigenem Vermögen hat; wir erhalten damit ein neues Beispiel für die Geltung der römischen *patria potestas* auch in Aegypten. Daß Agatheinos trotz allen Widerstandes das Amt hat antreten müssen, zeigt Nr. 1208, 16. — Nr. 1647 (Ausgang des 2. Jhd. n. Chr.) ist ein schöner Lehrlingsvertrag, nach dem eine Πλατωνίς ihre Sklavin 4 Jahre einem Weber als Lehrling übergibt. — Nr. 1648 (gleiche Zeit) gibt Auszüge von Akten, die sich auf Besitzveränderungen einer Familie von 57 bis 170 n. Chr. beziehen. Der Grund des Auszuges, der anscheinend aus den Urkunden der δημοσία βιβλιοθήκη angefertigt ist, wird leider nicht klar. Aehnlich Nr. 1649 (Ende des 3. Jhd. n. Chr.). — Die Nummern 1650—2 (um 100 und 3. Jhd. n. Chr.) geben lehrreiche Frachtrechnungen; in Nr. 1652 erscheint hinter den meisten Posten ein mit ἐρήμων bezeichneter zehnprozentiger Aufschlag für den Transport durch die Wüste; die hier genannten στεφανωτικά sind gewiß nicht, wie Rostowzew vermutet, ›*an epithet of* πλοῖα‹, sondern die für στεφάνια ausgegebene Summe, für die natürlich auch der Aufschlag berechnet ist. — Nr. 1653 (306 n. Chr.) enthält eine Aufrechnung über abgeliefertes ungemünztes Silber und Gold, nach Gewicht gerechnet. Z. 17 f. werden ο(ὐ)γ(κ.) β γρ(άμ.)ι gleichgesetzt ὁλοκοττίνοις ιβ; das ergibt ein Münzgewicht von $4^{5}/_{6}$ g, wie es für die späteren *aurei* des Diokletian paßt. Der Name Βαϋλλίου (gen.) Z. 10, mit dem die Herausgeber μοναστήριον Βαΰλλου p. Grenf. II 95, 2 vergleichen, ist die Weiterbildung von Φαΰλλος mit makedonischem B statt Φ; vgl. die Namen bei Bechtel, Hist. Personennamen d. Griech. S. 435 f. Dann muß das unerklärliche δι' ἄλλου Z. 9 auch als Name gelesen werden; Δίαλλος Σμυρναῖος führt Bechtel a. a. O. S. 131 an. — Nr. 1654 (um 150 n. Chr.) enthält eine Kostenberechnung für Schreibarbeiten, die durch Auszüge von ὑπομνηματισμοί des νομογραφεῖον und der ἡγεμονικὴ βιβλιοθήκη entstehen. Z. 8 steht νομογρά(φοις) [ἀγο]ρᾱ̣[ς] μ̣α̣λλοῖς λεγομένοις, ein unerklärtes Epitheton; sollte dafür <κ>αλάμοις gelesen werden müssen? Dann wären die Schreiber nach ihrem Handwerkszeug benannt. Der in Z. 7 erscheinende αἱρέτης ἡγεμονικῆς βιβλιοθήκης ist offenbar identisch mit dem schon bekannten προαιρέτης βιβλιοθήκης. — Nr. 1655 (3. Jhd. n. Chr.) gibt den Bericht eines Bäckers über das von ihm an drei aufeinander folgenden Tagen hergestellte Gebäck. καπυρίων ζευγῶν κ muß mit dem von Athen. III 113 d genannten Gebäck gleich sein, wo Kaibel aus dem überlieferten καπυρίδια ohne zwingenden Grund καπύρια gemacht hat. Z. 6 χαρ̣εωτίδω̣<ν> (ΚΑΛ̣ oder Ρ̣ΕΩΤΙΔΕϹ̣.) steht für καρυωτίδων wie κεάμου 1650, a 1 für κυάμου und bezeichnet ›Nußgebäck‹; ein Eigen-

name, den die Herausgeber darin suchen, scheint mir ausgeschlossen zu sein. Z. 7 μερικῶν würde, wenn die Lesart richtig ist, mit unsern »Teilchen« verglichen werden können; ist aber ἐμερικῶν zu lesen, so ist zu erwägen, ob darin nicht kopt. ⲉⲙⲣⲁⲓ *farina, triticum* enthalten ist. — Nr. 1656 (4./5. Jhd. n. Chr.) enthält m. E. nicht λόγον ὁλοποιοῦ, sondern λ. ὁδοποιοῦ. Unter den gelieferten Lebensmitteln erscheint Z. 13 ἀρκάδια; die Herausgeber schreiben dazu: »ἀ. *remains unexplained*«; sollte es nicht eine Weiterbildung von ἄρακος sein? Plin. N. F. XXI 89 erwähnt *aracos* unter den in Aegypten gegessenen Feldfrüchten; in Nr. 1056, 4. 7. 10 wird ὑπὲρ τιμῆς κρέως λιτρῶν πεντακοσίων als Bezahlung angewiesen ἄρακος ἀρτάβας τεσσεράκοντα, in Nr. 1629, 10. 12 die Hälfte des verpachteten Landes mit ἄρακος besät; vgl. über ἄρακος Olck, Pauly-Wiss. II Sp. 375 ff. Z. 14 erscheinen εἰ(ς) δῖπνον καίμια, das sind »Hühner«; vgl. kopt. ϭⲁⲓⲙⲉ *gallina;* Eigennamen Π-καῖμις Preisigke, Sammelband 1188. 1224, Σεν-π-καῖμις eb. 1484. — In Nr. 1658 (4. Jhd. n. Chr.) steht neben σαΐτια β und βάδιον καινόν in Z. 5 κατακην κενόν. Das ist Verschreibung für καδάκιν καινόν. καδάκιν ist mit dem seit hellenistischer Zeit sich ausbreitenden Suffix -ακιον von κάδος gebildet; vgl. Hatzidakis, Einleitung S. 184 f. — Nr. 1659 (218—221 n. Chr.) gibt eine lange, gut erhaltene Liste der während des 10.—14. Hathyr eingegangenen στεφανικά des Oxyrhynchites, die besonders topographisch Neues enthält. In Z. 103 ist der Eigenname Σοῦ verkannt; vgl. die von mir in der Wochenschr. f. klass. Phil. 1916 Sp. 940 angeführten, mit dem Gottesnamen *Sow* gebildeten Personennamen und Σου-ῶσε BGU 795 = »Sow ist groß« [1]), Σω-πάις Preisigke, Sammelband Nr. 4308, 1. 9 (gebildet wie Πασκε-πέις BGU 630 IV 16; p. Lond. II S. 250 Z. 62, Πασκα-πάις p. Gen. 5, 8 vom Gottesnamen Πάσχις Breccia, Iscriz. 46) [2]). Der Beamtentitel ὁ πρὸς παραδοχ(ῇ) Z. 122 scheint neu zu sein. — In Nr. 1660 (4. Jhd. n. Chr.) erscheint zum ersten Male der aus Steph. Byz. s. v. Ἀλεξάνδρεια bekannte andere Name der Stadt, Λεοντόπολις, merkwürdig genug für diese späte Zeit und in einer geschäftlichen Aufzeichnung über die διὰ τῆς β′ δηληγατίονος auferlegten Naturalsteuern ἀπὸ λόγου ἐξουβερ(αντίας) κτητόρ(ων). —

1) Darin steckt aeg. *wśr* »stark, mächtig, groß«. Vgl. den Königsnamen *Wśr-kꜣ-f* Aeg. Ztschr. 50, S. 6; 53, S. 55 = »groß ist sein Ka« u. a. m.; Ὦσε BGU 795; Ὦσις Preisigke, Sammelband Nr. 5124, 477; Archiv V S. 391 Nr. 244 b 18, Πα-ῶσις P. Ox. XIV 1745, 18, Τα-ῶσις BGU 499, 10, Μαρα-ῶσις Preisigke, SB. Nr. 73, 2.

2) Das zweite Glied, das ich nicht zu deuten vermag, ist auch sonst in Eigennamen erhalten: Πάις m. BGU 42, 10; 67, 8; 392, 10; 630, 12, Πέις m. p. Bas. 2, 1, Πα-πάις Πα-πάιτος p. Lond. II S. 103 e, Πα-πέις BGU oft, Χε-νε-πέιτος gen. m. p. Amh. II 71, 2.

Es folgen eine Reihe von Briefen. Nr. 1663 (2./3. Jhd. n. Chr.) lautet Z. 4 ff.: συνήδομαί γε τῷ φίλῳ / σου κηδεμόνι ἀγαθῷ καὶ ἐπικε/στάτῳ[1]) εἰς τὰ πραγμάτια ἑαυτοῦ ἀ<ναγο>μένῳ. — In Nr. 1665 (3. Jhd. n. Chr.) bittet ein Gymnasiarch einen älteren Freund (τῷ πατρί Z. 2), ihm für die Tage der Oellieferung im Gymnasium 40 Metreten Oel zu überlassen, ἐὰν ἔτι παρὰ σεαυτῷ / χρ[ῖ]ον ἔχῃς Z. 15 f. Die Herausgeber wollen χρ[ῖ]ον mit χρῖσμα gleichsetzen, ein unmöglicher Gedanke. χρῖος ist vielmehr = χρεῖος »brauchbar«; zu ergänzen ist natürlich ἔλαιον. — Nr. 1666 (3. Jhd. n. Chr.) ist deshalb interessant, weil hier ein Aegypter seinen zur Legion ausgehobenen Sohn auf dessen Wunsch in Alexandria εἰς τὴν ἐν Κόπτῳ εἶλαν umschreiben läßt. Das in Z. 16 erwähnte Götterfest sind die Ἀμεστώια[2]). Ἀμε-σ-τώ = *İmn-stni-t3* = »Amon Herr des Landes« ist ein Götterepitheton, das vielfach in Personennamen verwandt ist: Ἀμε-σ-τοῦ p. Ryl. 99, 4, Πετ-εμε-σ-τοῦς Spiegelberg, Mumienetiketten S. 42*, p. Lond. I S. 46 Z. 12, Τ-αμον-σ-ταῦτος gen. (überliefert CIAYTOC) Preisigke, Sammelband Nr. 3877, Πετ-εμεν-σ-τῶς (überliefert ЄNOYѠ) Archiv VI S. 427, 31[3]). — In Nr. 1672 (37—41 n. Chr.) berichten zwei Brüder voller Stolz ihrem Vater, daß sie 32 χόας Wein[4]), ἐν οἷς ἦν καὶ πολλὰ λέα οἰνάρια, zu fünf Drachmen μετὰ χάριτος verkauft haben und noch günstigere Verkäufe abzuschließen hoffen; zugleich empfehlen sie, nur von der vierten ληνός zu verkaufen, die andern drei zurückzuhalten. Z. 16 ff. lautet: Μουνάτιος δὲ / ὁ φίλος συντυχὼν ἔλεγεν συμ/πεφωνηκέναι τοῖς ἐκ τῆς κώ/μης αὐτοῦ μετὰ χάριτος τοῖς ὄ/<νοις>[5]) ἐκ (δραχμῶν) λβ. Munatios ist offenbar ebenfalls Weinhändler und benutzt die Esel zum Transport; die 32 Drachmen sind die Einheitsmiete für einen Esel. — Nr. 1674 (3. Jhd. n. Chr.) Z. 3 ff. lautet: ποίησον τὴν ἄκανθαν κα/ταβληθῆναι καὶ τὴν ὕλην αὐτῆς βάλε εἰς τὸ / γρυτινόν[6]). Z. 7 muß lauten:

1) Diese Schreibung ist nicht zu ändern; vgl. Herwerden, lex. graec. suppl. s. v., Mayser, Gramm. d. griech. Pap. S. 92; ἐπικές p. Ox. IX 1218, 5, ἀνεπικές Preisigke, Sammelband Nr. 5275, 7.

2) So sind die von den Herausgebern zitierten Parallelen zu lesen.

3) Theophor sind auch die Eigennamen, die dasselbe Götterepitheton ohne Amon enthalten: *Ta-stni-to* Spiegelberg, Mum. S. 43*, Τα-σ-τωοῦτος gen. Preisigke, Sammelb. Nr. 5294, 4, Τα-νε-σ-τῶς p. Lond. II S. 22 Z. 68, Πα-σ-τωοῦς Preisigke, Sammelb. Nr. 5427, p. Ox. VI 986, Πε-σ-τῶς p. Tebt. I 83, Πι-σ-τῶις Preisigke Nr. 5112, 3. 34. 69; 5114, 12. 47, Πα-ν-σ-τουῶτι dat. (überliefert ΠΑΝЄΤ) p. Lond. I S. 176 Z. 205.

4) Das sind vermutlich 4 κεράμια.

5) O/...

6) εἰς τὸν / τρυσινον: »*the third and fourth letters have been corrected, and the result looks like* τρυσινον *or* τραπινον«. »*The preceding article may be* τό, *not* τόν«, Grenf.-Hunt. γρυτινός ist neu, aber gut gebildet von γρύτη »Gerümpel«.

καταβληθήτω ή κ<ρη>πίς [1]). — Nr. 1675 (3. Jhd. n. Chr.) lautet Z. 2 ff.: κόμισαι διὰ τῶν σχισθῶν τῶν [2]) / περὶ Ἡρακλέωνα μεταβόλων / (δεσμὰς) [3]) μ, ἵνα τὸ ἀγρικὸν πήγα/νον διαζεύξῃς τοῖς φοί/νιξι. Dann Z. 9 ff.: πει/ράθητι ζεῦγος βοῶν εἰς ἐπαντ(λ)εῖν / τὸ κτῆμα ἢ δύο γεύη. Grenf.-Hunt suchen im letzten Worte mit Recht eine Tierbezeichnung: ›*but the word is unknown*‹. Es ist der koptische Plural von εiω ›*asinus*‹; εiωογε, εοογε, εεγ, εϩεγ ›*asini*‹. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß anlautendes εi, i des koptischen vor Vokal im Griechischen durch γ wiedergegeben wird. — Nr. 1676 (3. Jhd. n. Chr.) ist ein sehr zärtlicher Brief eines Patronus an seine ehemalige Sklavin (?) Ἀπλωνάριον. Der Name ist nicht Verschreibung aus Ἀπολλωνάριον, auch nicht ›*an intentionally shortened form*‹, sondern eine regelrechte Ableitung vom thessalischen Gottesnamen Ἀπλοῦν (vgl. O. Hoffmann, Griech. Dialekte II S. 341. 587) wie Ἀπλωνοῦς BGU 213, 5, Preisigke, Sammelb. Nr. 4947, 2. 11, Ἀπλωνάριος eb. Nr. 4016, 4, Ἀπλονία (überl. ΑΠΛΟΙΝΑ) eb. Nr. 5880. — Sollte in Nr. 1679 (3. Jhd. n. Chr.) Z. 5 f. zu lesen sein: τὰ κρόκινα ὀθονείδια τῆς / θυγατρός σου, χιτῶνα καὶ βρα/χιανόν? [4]). Das wäre eine Ableitung zu *brachium*, βραχίων und würde ein ›Aermelkleid‹ bedeuten. — Interessant ist in Nr. 1681 (3. Jhd. n. Chr.) Z. 4 ff.: ἴσως με νομίζετε, / ἀδελφοί, βάρβαρόν τι/να ἢ Αἰγύπτιον ἀνάν/θρωπον εἶναι. Vgl. Schubart, Einführung S. 314. — Nr. 1683 (Ausgang des 4. Jhd. n. Chr.) schreibt ein Probus τῇ κυρίᾳ μου ἀδελφῇ / Μανατίνῃ. Der Name ist m. W. neu, er ist eine Ableitung zum Ethnikon *Manates* in Latium (Nissen, Ital. Landesk. II S. 556) und gehört zu etrusk. *manasa*, *Manneius*, *Muncius*, Μαννέιος bei Schulze, Zur Geschichte lateinischer Eigennamen S. 360.

S. 147—188 enthalten noch 93 kleinere Texte ohne Uebersetzung und Kommentar. Nr. 1689 (266 n. Chr.) Z. 5 f. μητρὸς Τα/π<ε-α>λάλιος [5]). Vgl. Τα-π-ελᾶλις Preisigke, Sammelb. Nr. 3465, 3, Ψεν-τα-π-ελᾶλις eb. Nr. 3866, Π-αλᾶλις p. Lond. II S. 316 Z. 3, *Pe--alal* Aeg. Zeitschr. 51 S. 68, *Alal* eb. S. 70. Der Name bedeutet ›Winzer‹; vgl. kopt. ⲁⲗⲟⲗⲓ, ⲁⲗⲁⲁⲗⲓ ›*uva*‹, ⲙⲁ-ⲛ-ⲁⲗⲁⲁⲗⲓ ›*vinea*‹. — Nr. 1712 (394 n. Chr.) erwähnt zum ersten Male einen ὀπτίων φαμιλίας ἡ[γεμονικῆς?]. — Nr. 1716 (333 n. Chr.) gibt den bisher nicht bekannten vollständigen Namen des zweiten Konsuls Δομιττίου Ζη-

1) Κ . . ΝΙϹ überliefert.

2) ϹΧΙϹΘΩΝΤΩΝ überliefert; σχιστής ist offenbar ›Holzspalter‹.

3) (δραχμάς?) Grenf.-Hunt, die den Sinn der ganzen Stelle verkannt haben. Offenbar soll das wuchernde πήγανον durch ein Holzgitter von den φοίνικες geschieden werden.

4) ΗΡΑΧΙΑΝΟΝ Grenf.-H.

5) ΤΑ / Π . . ΑΛΛΙΟϹ überliefert.

νοφίλου. — Nr. 1723 (114—108 v. Chr.) erwähnt, was in spätptolemäischer Zeit selten ist, den Namen des Priesters des Alexandros. — Nr. 1726 (3. Jh. n. Chr.) gibt eine Liste von Verträgen, denen jedesmal eine Summe beigefügt ist. Trotz des Zweifels der Herausgeber möchte ich annehmen, daß es sich um die Notarkosten handelt. Sollte das mehrfach dahinter stehende H′ = ἠ(ρίθμηται) zu lesen sein? — In Nr. 1727 (2./3. Jhd. n. Chr.) erscheint unter mancherlei Krämerware Z. 5 und 18 ϹⲰ̣ · Ị K ( ) mit einem Preise von 1 und 4 Obolen; sollte das nicht σάν<δ>ικ(ος) sein? Z. 19 κλίνης statt des unverständlichen καιτῆς? — Nr. 1728 (3. Jhd. n. Chr.). Eine Weiterbildung zu dem Z. 2 vorkommenden Worte ἀλλάξιμα, wozu auf Corp. Gloss. Lat. ἀλλάξιμα *mutatoria* verwiesen wird, ist das koptische Lehnwort ⲁⲗⲁϫⲁⲙⲁⲣⲛ = ἀλλαξιμάριον p. Lond. IV 1610, 36 und Rylands Copt. Pap. 246. — In Nr. 1740 (3./4. Jhd. n. Chr.), einer Liste von Webereisachen, erscheint in Z. 12 ΑⲈΙΤΝⲈΙΑ, ein unbekanntes Wort. Sollte es nicht aus ΛⲈΓΓΝⲈΙΑ = λεγνία verlesen sein? — Nr. 1741 (4. Jhd. n. Chr.) enthält eine Liste von ἱμάτια und ὀθόνια; Z. 3 <Ξοϊ>τικὸν α, Z. 10 <λεν>τίκια λευκὰ β, / <λεν>τίκιον λάσινον α, / <λεν>τίκιον Μωθωνή-(<σιον>)[1], Z. 19 ἄλλ[α] <ἀπ>ο̣φόρη<τα..>[2], Z. 28 βαλανάρια ἀπο̣φό<ρητα.> — Nr. 1742 (4. Jhd. n. Chr.) enthält unter einer bunten Reihe verschiedenster Gegenstände auch in Z. 9 ὀρυαῖον πηχ(ῶν) β α. Das ist nicht eine Ableitung von ὀρύα· χορδὴ ἑφθή Hesych s. v. aus Epicharm, sondern = ὀρυγαῖον ›Horn des ὄρυξ (Steppenkuh, Spießbock, *Oryx leucoryx*)‹; die Hörner des im alten Aegypten gezähmten Tieres werden 1,10 m lang, also 2 πήχεις. — In Nr. 1743 (221—2 n. Chr.), einer Uebersicht über Staatsland, erscheint der neue Ausdruck ἀνὰ χεῖρα statt διὰ χειρός. — Nr. 1745 (3. Jhd. n. Chr.), in einer Liste von Landbesitzern, ist der Name Ἀτίων nicht zu ändern; vgl. BGU 141 II 9, Preisigke, Sammelband Nr. 1069. Wahrscheinlich steckt darin der ägyptische Titel (Priesterwürde?) *ʿIe*, vgl. Spiegelberg, Aeg. Ztschr. 50, S. 37 ff., der vermutlich auch im Namen Νεχθ-ᾶτις m. (Preisigke, SB. Nr. 428, 4) enthalten ist[3]. — Nr. 1747 (3./4. Jhd.) gibt eine Liste von Namen, die für irgendwelche unbekannte Zwecke ausgehoben werden, indem auf jeden Bezirk ein oder zwei Männer

1) λεντίον z. B. p. Ox. VI 929, 10. Μωθωνή(<σιον>) zeigt ebenso wie Μουθονάλιον μαφόριον p. Ox. VI 1206, 19 lateinische Endung, deutet also auf italischen Ursprung des Fabrikats. Ich sehe darin den Fabrikanten, der den etruskischen Namen *muϑuna* (CIE 1005) führt.

2) ἄλλ[α].[..]α̣φορε̣ [.... Grenf.-Hunt.

3) Hierher auch Ἀτι-ενατείη dat. fem. Nr. 1774, 1. 21? Die semitische Kriegsgöttin *Anāt* findet sich in manchen Namen; vgl. *Bint-ʿanat*, Tochter des Ramses II, Aeg. Ztschr. 54, 56; vgl. auch die *ʿAnāt-Bethel* und die *ʿAnāt-Jāhō* auf dem Aram. Pap. von Elephantine (S. XXV der großen Ausgabe von Sachau).

entfallen; z. T. sind diese schon benannt, z. T. erst die erforderliche Zahl angegeben. Z. 19 heißt der Name Ὁ-νοόθεως, nicht Ὀνοόθεως; das ist kopt. ϩⲟⲛⲧ ›*sacerdos*‹, äg. *ḥem-nūter*, ein gutes Beispiel dafür, wieviel das Koptische noch aus den griechisch-ägyptischen Namen aufgehellt werden kann. — In Nr. 1757 (2. Jhd. n. Chr.), einem Privatbriefe, ist Z. 11 der Eigenname Εὐρι/τᾶτος (gen.) sicherlich aus Εὐρι/πᾶτος verlesen; vgl. Εὐρειπᾶς Preisigke, Sammelband Nr. 4962, 5. — In Nr. 1759 (2. Jhd. n. Chr.) wird Z. 8 f. von Τυμωλ[ιτικοῦ] / γαρίου χρηστοῦ gesprochen; ebenso in Nr. 1760 (2. Jhd. n. Chr.) Z. 13 f. von διπλῆν / Τυμωλιτικὴν γάρου. Grenf.-Hunt verweisen mit Recht auf Τυμωλειτίκιον p. Fay. 104, 23, wo das Wort von Τόμωλος· οὕτως ὁ Τμῶλος κατὰ ποιητικὸν μετασχηματισμόν Steph. Byz. s. v. abgeleitet wird. Gegen diese Ableitung spricht einmal, daß Τόμωλος für Τμῶλος offenbar nur aus Verszwang entstanden ist und sich auf die Poesie beschränkt, dann der Umstand, daß wir für γαρίον χρηστόν schwerlich als Fabrikort den Tmolos anzunehmen haben, sondern nach einem Orte an der Küste oder an einem Strome, am liebsten am Nile, suchen werden. Ich vermute darin koptisch ⲧⲁⲙⲟⲩⲗ ›*vicus Aegypti inferioris in nomo Tamiati*‹. Die Verwandlung von α in vortoniger Silbe zu υ ist in koptischen Namen sehr häufig; vgl. Πετ-υμεν-ῶ(φις) Preisigke, SB. Nr. 3576, 7 [1]), Σεν-πετ-υμεν-ῶφις eb. Nr. 3575, 2 [2]), Τε-υμενοῦς Quartier in Oxyrhynchos, p. Ox. XIV 1678, 28; I 43 vs. 2, 21, Θα-υνοῦβις Preisigke SB. Nr. 5540 und anderes mehr. — Nr. 1760, Z. 8 f.: πεντ/αρταβιαίω <φορτ>ίῳ σακτῷ soll χόρτος geliefert werden. — In Nr. 1765 (3. Jhd. n. Chr.) verlangt ein Κουτσέννα vom ταρσικάριος Ἀπάμμων, dem er einen Teil der ihm verkauften Ware bereits geliefert hat, endlich volle Bezahlung, ehe er die zweite Sendung abgehen lassen will. Ἀπάμμων hat ihm nur drei Stateren eingesandt und nach deren Rücksendung auf acht Mahnungen nichts verlauten lassen. Darum schreibt Κουτσέννα Z. 14 ff.: ἐὰν γὰρ τὰ πλήρη μὴ / πέμψῃς, πέμψον μοι / τὰ ἐπιλήμματα. Das letzte Wort ist ἐπιλόμματα geschrieben, und Grenfell-Hunt denken an ›*remnants*‹, ἐπιλείμματα. Das ist durch den Zusammenhang ausgeschlossen. Vielmehr verlangt K. die Ἀ. bereits überwiesene, von ihm in Besitz genommene Ware zurück. ἐπιλαμβάνεσθαι ist richtiger Ausdruck für ›in Besitz nehmen‹, ἐπίλημμα bisher anscheinend nicht belegt. — In Nr. 1770 (Ausgang des 3. Jhd. n. Chr.), einem Privatbriefe, heißt Z. 8 ff.: θ<αυμάζω δ>/πως [3]) καθ' ἑκάστην [ἡμέραν] / ὑμεῖν γράφω κα[ὶ οὐδεμί]/αν μοι ἐγράψατε <ἐπιτο>/μήν [4]), ὅσα

1) Ueberliefert ΠΟΤΥΜΕΝΩ ( ).
2) Ueberliefert ϹΕΠΠΕΤΥΜΕΠΩΦΙ.
3) θ[έλω γὰρ ὅ]/πως Grenf.-Hunt.
4) ἐγράψατε. [ἐκομισά]/μην Grenf.-Hunt.

ἀπεστίλατε· ....[1]) / γὰρ οὐ καθαρίως[2]) γράφι π<άσῃ> / σολυχίδι. κόμισον οὖν <μοι> / κτἕ. Z. 26 ff.: ἀπόστιλόν μοι[3]) κνίδιον / γάρους καὶ τὰς ἐπιστολὰς / δὸς Ἱέρακει, τὰ δ' ἐλ̣<ά>δ̣<ια>[4]) μετὰ τούτου. — In Nr. 1772 (3. Jhd. n. Chr.) heißt es Z. 2 f.: ⌊ἄσπ]ασαι πολλὰ τὴν ἀγαθήν σου σύμβιον καὶ Ἰουλίαν καὶ Γόνιππον· καὶ / [Τιβ]έριν, μεθ' ὧν εὔχομαί σε ὁλόκληρον ἀπολαβεῖν. Grenf.-Hunt drucken καὶ τὸν ἵππον und meinen: »*the inclusion of* τὸν ἵππον *in a message of greeting is noticeable*«. Ich halte das bei der Stellung für sehr unglaubwürdig. Γόν-ιππος ist = Γών-ιππος Paus. IV 27, 1 (Messenier), Γούν-ιππος Griech. Dialektinschr. Nr. 345, 87 (Thessaler); dasselbe Namenglied auch im Patronymikon Ἀρει-γούνειος eb. Nr. 345, 56 (Thessaler). Ich halte es trotz des Widerspruchs von Collitz-Bechtel, Die griechischen Personennamen S. 468, für gleich mit Ἀγων-; Ἀγών-ιππος z. B. eb. S. 45, andere CIG Pel. I 925, 35 (Heraier), Bull. Corr. Hell. 26 S. 265 (Aetoler), Griech. Dialektinschr. Nr. 281 oft (Aeoler), Wilcken, Chrestom. I 229, 12. — In Nr. 1773 (3. Jhd. n. Chr.) bittet eine Εὐτυχείς ihre Mutter, den Ueberbringern ihres Briefes eine geliehene Geldsumme zurückzuzahlen; καὶ / (23) μὴ αὐτοὺς κατάσσχῃς ὥραν / μίαν ὡσεὶ ἀ̣π̣α(ν)τώ̣ντων[5]) ἐπὶ Θη/[β]ῶν νομόν. Interessant auf der Rückseite die Beschreibung der Wohnung der Adressatin; ähnlich ist Nr. 1678, Z. 28 ff. — In Nr. 1774 (4. Jhd. n. Chr.) Z. 17 f. heißt es: προσαγόρευε τὴν κυρείαν ἀ/δελφὴν μακαρείαν Ἀσοῦν, nicht Μακαρειανασοῦν. Ἀσοῦς ist eine der häufigen Bildungen auf οῦς. Wie Πετε-ᾶσις p. Lond. II S. 23 Z. 166, seine Hellenisierung Ἁσιό-δωρος p. Petr. II 100 b II 87, Ἀρ-ν-ᾶσις Griech. Texte aus Aeg. S. 168 zeigen, steckt darin ein Gottesname oder Epitheton, der mit kopt. ϩⲁϣⲏⲧ, ϩⲁϣⲓⲧ *vultur, milvus, falco* zusammenhängen wird[6]). Andere zugehörige Namen sind Πα-ν-ᾶσε p. Lond. IV 1430, 7, Πα-ν-ᾶ-σις Preisigke SB. 4636, 20 (Vater eines Ὦρος), Τ-χαν-ᾶσις BGU II 624, 23, Σερ-ᾶσις eb. III 1007, Ἁσᾶς BGU I 29, 1, Ἁσίων eb. II 539, 4, Π-ᾶσις Preisigke SB. Nr. 5124, 94; 5662, 8, Φ-ᾶσις eb. Nr. 665, Π-ᾶσι eb. Nr. 5662, 12. — Nr. 1775 (4. Jhd. n. Chr.) lautet in Z. 5 ff.: ἰδέναι σε θέλω, / κύριέ μου ἀδελφέ, [ἐπ]ὶ τοσαύτην / ἐντολήν μοι παρέδωκας, σ̣τ̣<ι>χ̣ά̣<ριον>[7]) / λάβω εἰς Ἀλεξάνδριαν, οὐχ ὥκ-

1) Hier wird der Name des Sohnes gestanden haben.

2) καθαρῖ ὡς Grenf.-Hunt; doch bemerken sie dazu: »καθαρῖ ὡς *may of course be one word*, καθαρίως«.

3) Hinter μοι steht ein nicht gestrichenes γαρ, das ich als Vorwegnahme des Folgenden auffasse.

4) Z. 16 ff. hat der Schreiber des Briefes den Auftrag erteilt, Ἱέραξ ein ἀγγεῖον ἐλέου für ihn mitzugeben. ΤΑΔΕΛ̣ · Α̣ . . überliefert.

5) ΔΗ(?)ΑΤΗ̣ΝΤΩΝ Grenf.-Hunt.

6) Hierher gehört auch der Name *Sen-pete-ʿaš-sôtem*, Aeg. Zeitschr. 45, S. 98 f.

7) ЄΝ̣ · Κ̣Λ̣ · [. Grenf.-Hunt.

νησα / οὔτε πάλιν ἠμέλησα. ὁ γὰρ πατήρ μου / πολλά μοι κακὰ ἐποίησεν, καὶ ἔστεξα, / ἕως ἔλθῃς· πᾶν ποίησον οὖν, κύριέ μου / ἀδελφέ, σοῦ κατερχομένου λαβῖν τὸ κέρμα / καὶ ἀγοράσε μοι (= με) ἐντολικὸν καὶ λαβῖν / παρὰ τῆς Μεγάλης τὸ στιχάριον. — In Nr. 1776 (4. Jhd. n. Chr.) Z. 6 ff. ist die Konstruktion nicht zu ändern; es heißt: θέλησον, ὅσον / χρήζουσι ἐν τε σίτῳ ἢ ὄξους, παρασχοῦ αὐτοῖς. Hier ist ὄξους partitiver Genitiv, von ὅσον abhängig, und ist dem ἐν σίτῳ parallel, also schwerlich für ὄξει verschrieben. —

Es folgen die bekannten Indices und drei gute Tafeln.

Für die Grammatik bieten die neuen Texte wieder vielerlei Interessantes. Uebergang von ε in ο: ἀβαρός 1757, 14. 18, πλῆρος 1670, 13, vgl. Mayser, Gramm. d. griech. Pap. S. 96. Schwächung des unbetonten α zu ε: δεκατέσερα Nr. 1645, 17, aber von andrer Hand δεκατέσσαρα Z. 8, τέσσαρα Z. 7 [1]); ebenda Z. 19 ἔγρεψα; ἔγραψες Nr. 1684, 14 möchte ich wegen οἶδες Nr. 1683, 13 ebenfalls hierherziehen, vgl. δέδωκες p. Ox. X 1295, 17, ἔπεμψες XII 1489, 4, Mayser S. 321. Tausch von Σεραπιάς und Σαραπιάς Nr. 1761, 1 und 18, Mayser S. 56 f. Progressive Vokalangleichung: παραμβολή Nr. 1773, 40, ἀνανεγκῶ Nr. 1757, 9, vgl. Mayser S. 59 f. Dorisches, gemeingriechisches α erhalten in ἀλακάτιον Nr. 1740, 8. Wechsel von ρα und αρ: Τε-ρα-θῶνις Nr. 1648, 58 statt Τε-αρ-θῶνις; vgl. Τα-αρ-θῶνις p. Ox. II 266, Ἁρ-θῶνις eb. Nr. 242; XIV 1648, 57, Ἁρ-θοῶνις eb. Nr. 1661, 1. Schwächung des unbetonten υ zu ε: κεάμου Nr. 1650, 1, καρεωτίδες Nr. 1655, 6, dieselbe Erscheinung in äg. Namen, z. B. Ἁρ-εώτης Archiv V S. 391 Nr. 244 b, 24, p. Lond. II S. 22 Z. 66, Ἁρ-εώθης Spiegelberg, Mumienetik. S. 3* Nr. 17 a = Preisigke SB. 305 neben Ἁρ-υώθης eb. Nr. 1092, 3; 1613, 1; 5101, 2; Archiv VI S. 135 G 2; Ostraka 962. 957. 1067, Ἁρ-υώτης Preisigke SB oft, BGU 583, 3. 5, Breccia, Iscr. 40, 10 u. a. m. Erhaltung des alten langen Vokals trotz Vortonigkeit: Πετ-ωουσορ-ᾶπις Nr. 1648, 59, dagegen Πετ-οσορ-ᾶπις eb. Z. 39 [2]). Schwächung des vortonigen ο zu ε: ἐχομένιον Nr. 1689, 15; vgl. Nr. 729, 31; 1279, 17. Wandel von α zu ο: μετοξύ Nr. 1630, 12 wie VIII 1126, 11; XII 1475, 20, vgl. Thumb, Griech. Spr. im Zeitalter des Hell. S. 186. Wandel von ο zu α: μεσανύκτιον Nr. 1768, 6, vgl. ὤμασα X 1265, 26, ἐξ ἀνόματος XII 1478, 5, ἀνομασία eb. 1566, 10, ἀρουραβάτης Berl. Klass. V 1 S. 119, col. II 43; Mayser S. 61. Uebergang von ο zu οι: βοιεικοί Nr. 1777, 4,

1) Vgl. Mayser, Gramm. d. griech. Pap. S. 57; τεσσεράκοντα Griech. Pap. aus Aeg. Nr. 6, 18; χελάδριον p. Ox. VIII 1142, 13.

2) Wie in *Osor-kon* Aeg. Ztschr. 45, 2; 53, 2, Ὀσορ-ουῆρις Preisigke SB. 1088, 1, Πετ-οσορ-βοῦχις Ostraka 1196; die nächste Schwächung ergibt ε: Ἐσορ-οῆρις Preisigke SB. 3925, 3. 6, Πετ-εσορ-φ-ιῶμις p. Ox. VI 986; schließlich fällt der Vokal ganz ab und ergibt den bekannten Gottesnamen Σαρ-ᾶπις, Σερ-ᾶπις; vgl. Mayser S. 95.

von οι zu ι: φινικίων Nr. 1656, 12; vgl. ἰκεία Preisigke SB. 1975, ἐπικ(ίου) eb. 1978, ἐνικ[ίων] eb. 5264, 6. Vokalentfaltung: ὀγοδοήκοντα Nr. 1713, 8, vgl. πολύχιροε Berl. Klass. V 2, S. 143, 1, ἀδελεφῆς p. Lond. II Nr. 429, πράγαματος p. Ox. VIII 1155, 6, παραχθέν Preisigke SB. Nr. 5716, 14, τάγαματι eb. Nr. 5099, κοτίστου eb. Nr. 4340, κετίστης eb. Nr. 5728, κανίδιον = κνίδιον eb. Nr. 4485, 9; Mayser S. 155. Schwund des γ zwischen Vokalen: Ἀούστου Nr. 1716, 2, vgl. franz. *août*; ὀρυαῖον Nr. 1742, 9; ὑειένειν Nr. 1678, 3, vgl. ὑιένειν XII 1493, 4, ὑιαίνειν eb. 1583, 3. Verwandlung von δι zu ζ: καρύζα Nr. 1740, 11, κερκείζα eb. Z. 1, ζακοσίας Nr. 1646, 31; von δ zu ζ = σπούζασων Nr. 1777, 8, ζοθῆναι eb. Z. 9 (aber δοθῆναι Z. 14); von δ zu σδ: ἀπόσδος Nr. 1761, 17; umgekehrt Verwandlung von ζ zu δ: ἀσπάδι Nr. 1670, 24 wie τραπεδίτου XII 1415, 14, τραπεδιτείαν eb. Z. 26. Wandel von δ zu τ: ποταπόν 1678, 16, τραχμάς 1646, 31, vgl. Mayser S. 176, χόντρον p. Ox. X 1338, Griech. Texte aus Aeg. S. 103 Nr. 37, 4, σύνδεντρον Preisigke SB. 4483, 7, δετανισμένον eb. 5110, 14. 18, ἐκ τίκης eb. Z. 21, Ἀβότῳ eb. 729, τοῖς Ἀβότο θεοῖς eb. 3740; von τ zu θ: σχισθῶν 1675, 2, vgl. ἀγρώσσθεως Preisigke SB. 5126, 30, Mayser S. 178. Verwandlung von σ zu ζ: νόμιζμα Nr. 1697, 15, Mayser S. 204. Schwund des σ: αἴπεμψα 2. sing., Nr. 1670, 12 (vor μοι), εἰ δῖπνον Nr. 1656, 9, vgl. τῆς ἀννώνη XII 1415, 7, Mayser S. 205. Entfaltung eines σ: φώρους gen. Nr. 1719, 8, ἑρμηνεῖς dat. Nr. 1650, 10 (aber richtig ἑρμηνεῖ eb. Z. 21); λεσπτολάχανα Nr. 1656, 8, ὀσφάρων eb. Z. 10; vgl. Μάρθας nom. fem. p. Lond. IV 1518, 24, Τε-κρομπίας nom. fem. eb. Z. 25, νομίζεις 3. sing. eb. Nr. 1343, 38, γραφῆς nom. fem. p. Ox. X 1256, 8, κνίδια διακόσιας Preisigke SB. 1979, ἐσῆτες 2. plur. eb. 4324, 7 (aber ἀφῆτε eb. Z. 7), ἔγραψας 1. sing. eb. 5557 B, πᾶσεις dat. plur. eb. 5803, οἱ λεινένποροις p. Ox. XII 1414, 9, ἡ καταπομπῆς eb. 1415, 7, τοῦ κλήρους eb. 1482, 19, Εὐφροσύνης dat. sing. eb. 1489, 1, μὴ ἐνόχλεις eb. 1489, 7, βούλης eb. 1593, 14; hierher auch γάρους gen. sing. XIV 1770, 27? vgl. Mayser S. 207 f. Doppel-σ statt des einfachen: ἔσσχον 1773, 21, κατάσσχης eb. Z. 23, Παυσσανίας 1666, 1, vgl. προσσίεσθαι XII 1411, 6, Ἀρίσστην XI 1380, 100, Mayser S. 217. Verdopplung von κ: ἕκκτον 1738, 15, vgl. Ἐκκρήματος (= Ἐχρήγματος) XI 1380, 75; von λ: βούλλῃ 1678, 18, vgl. παραφυλλαγή p. Lond. IV 1434, 22 f., μεγάλλην Preisigke SB. 4086, Mayser S. 218; von ν: Πασίωννος 1738, 10, vgl. πῖννε XI 1384, 33. Schwund des Nasals: λαπροτάτην 1678, 14, vgl. καταλαβάνοντος p. Lond. IV 1365, 3, ἀφοτέρων Preisigke SB. 364, 7, ἰς Μέφιν eb. 4425 r. IV 6 (aber ἰς Μέμ[φιν] eb. Z. 7), σύβολα p. Ox. XII 1570, 8; σὺ τοῖς τέκνοις statt σύν XIV 1670, 26, πάλι 1676, 24, vgl. Ὀξυρύχων XII 1453, 9, ἑτείμως eb. 1471, 6, ὀγδοήκοτα eb. 1579, 6, εἰσελθότα p. Lond. IV 1384, 36, φυγότα eb. Z. 38, Σεκούδα Griech. Texte

aus Aeg. S. 176, Φθο-μώθη und Ψεν-μώθη eb. S. 177, Λυσ-άδρα Preisigke SB. 337. 389, πετῆντα (= πεντήκοντα) eb. 1979, ἄθρωπον eb. 2266, 10, πάτων (= πάντων) eb. 5110, 20; Mayser S. 190 f. Nasalentfaltung: γυναικίν 1683, 16, ἕναν eb. Z. 12. 22, ἐμέναν eb. Z. 17, σέν 1670, 6, vgl. ἐμέν p. Dubl. (Grenf.) Nr. 53, 22, vgl. Herwerden lex. graec. suppl. s. v.; ὅσην ἐὰν ᾖ 1705, 7, σφόδραν p. Menander, Epitr. 311, εἶταν p. Ox. VIII 1088, 43, τί δῆταν Berl. Klass. V 2 S. 74 Z. 20, ἀπέχων 1. sing. Griech. Texte aus Aeg. ostr. 31, 2; 32, 2; Preisigke SB. 4251, συγχωρῶν 1. sing. eb. 4224, 19, φέρειν 3. sing. Berl. Klass. V 2 S. 63 Z. 6. 10, δικαίῳν dat. sing. XII 1463, 9, διαδεχομένῳν eb. 1473, 23, Mayser S. 197 ff. Wechsel von λ und ρ: Γληγόριος (Dissimilation) 1645, 2, φλητρός (Dissimilation) gen. 1678, 21 [1]), τυρῖα eb. Z. 9, οὐηράριον 1684, 7; vgl. θέρης X 1291, 9, Μερκουλίου p. Lond. IV 1430, 67, τεσσαλάριος p. Ox. XII 1425, 5, πρήλης ἐπρηλώθη X 1331, στωράλχου eb.; ἐξάριψον ταῦτα τὰ γράμματα ἐξαλίψουσιν τὸ γένος ααὐτοῦ Preisigke SB. 14; ἐλευθελίου und βαστοφόλου eb. 360, ἐκ πλήλους eb. 5108, 5, μελῶν δεσσάλ[ων] = μερῶν τεσσάρων eb. 5109, 2, συγκυλ[όντ]ων eb., διὰ χυλός = διὰ χειρός eb. 5110, 28 u. a. m., Mayser S. 188 f. Ausfall von π in πέμτον 1738, 13, vgl. Mayser S. 166, p. Basel 10, 6, πέντος Inschr. Gortyn 2, 39, πεμθέντι p. Lond. IV 1354, 15, ἀντιλέμτορ Preisigke SB. 1579. Wandel von γ zu κ: μεκάλου 1684, 12, vgl. Mayser S. 170, ἀρχαάνκελον Preisigke SB. 961, θυκάτηρ eb. 1203, διστηκοῦς (= διστεγοῦς) eb. 5108, 2, ἐπικονῆς eb. 5110, 7, ἐπικωνῆς eb. Z. 25, ἀρκυρίου eb. Z. 27, ἄκαλμα = eb. 1694, γεκράφι (= γέγραφε) eb. 89, ἔκραψα eb. 234, ἀναγέκραπται eb. 5109, 4; 5110, 39, καίγραπται eb. Z. 18, καλητοτάτου eb. 4669, 2; von κ zu χ: χαθαρός 1656, 19, vgl. Mayser S. 171, εὐχαιροτέρως p. Lond. IV 1349, 14, ἦχον Preisigke SB. 4032, εἴρηχας eb. 4293. Falscher Spiritus: οὐχ ὤκνησα 1775, 8, ἐφ' ἐνιαυτόν 1695, 11, κατ' ἐκάστην 1761, 3, οὐκ εὗρον 1773, 8. 13, vgl. Mayser S. 199 ff. Verbum: Futurum ἐνεγκεῖς 1760, 15, ἀνανεγκῶ 1757, 9, μετενεγκεῖς 1705, 12; vgl. κατενεγκῶ X 1260, 28, προσενεγκοῦμεν eb. 1414, 10, ἐπενεγκῶ p. Hamb. 44, 7; Imperativ ἄφιε 1758, 12 wie in der LXX und im Neuen Testamente; Infinitiv ἐκμισθοῖν 1705, 14, μαστιγοῖν 1643, 11; Aorist καταλείψας 1721, 15 wie ἀπολιψάτω Preisigke SB. 1066, παραλεῖψαι eb. 4766; ἵνα διάξω 1666, 21 wie συνῆξας p. Lond. IV 1394, 11; 1395, 3; ἐνῆκε (= ἐνεγκεῖν) Nr. 1678, 15, ἐνήκω conj. eb. Z. 16. 17, ἀπένηχες Lietzmann, Griech. Pap. ² 12, Mayser S. 19. 413. Verschlepptes Augment: ἠπάντηκα 1683, 19 wie ἠπαίτησας p. Lond. IV 1345, 13, Mayser S. 342. Deklination: Umgestaltung der grammatischen Form durch das natürliche Geschlecht in Διονυσαρίης 1747, 67, Θερμουθίης 1708, 2 wie Εἰσαρίῃ IX 1206, 13, Ἀθηναρία Prei-

1) Zur Bildung vgl. φρέατρος VIII 1105, 10, φρέατρα p. Kair. 10684, 15.

sigke SB. 4612, 4 (ihre Tochter heißt noch 'Αθηνάριον). Pronomen ἐμέναν 1683, 17 aus ἐμένα, neugriech. = ἐμέ und ἐμοῦ; ἀπ' ἐσοῦ 1683, 23, παρ' ἐσοῦ 1656, 2, vgl. Herwerden lex. graec. suppl. s. v., μετ' ἐσοῖ p. Lond. II Nr. 239, Z. 17, nom. ἐσού im Neugriechischen, Hatzidakis Einl. S. 103, neugr. ἐσέ, ἐσένα = σέ und σοῦ eb. S. 51, ἐσεῖς = ὑμεῖς eb. S. 13; δι μοῦ 1716, 22 vgl. Mayser S. 303; μῶν = ἡμῶν Preisigke SB. 5269, 4. Präposition δι statt διά: δι μοῦ 1716, 22 wie δι σοῦ Griech. Texte aus Aeg. Nr. 22, 5, δισυνεγγυάω Preisigke SB. 4369b, 6, vgl. Mayser S. 145. Zahlwort: ὀδδομήκοντα = ἑβδομήκοντα 1646, 13, wo eine Mischung von ἑβδομήκοντα und ὀδδοήκοντα (Mayser S. 166) vorzuliegen scheint; ebenso Mischung der Endungen in εὐδοήκοντα 1655, 12, vgl. εὔδομος, Orchomenos, Griech. Dial. Inschr. Nr. 491, 17. εὐδομήκοντα Korkyra, eb. Nr. 3206, 47 (von Blaß ohne Grund in ἑβδ. geändert). Komparation: καλλιότεραι 1672, 6, 8, vgl. Grenf.-Hunt z. St. und Hatzidakis, Einl. S. 177. Syntax: Name nicht flektiert: κυρίῳ μου ἀδελφῷ Τύραν(ν)ος 1777, 1, vgl. τῷ κόμιτι Διογένης X 1335, κυρίῳ μου υἱῷ 'Ισίων eb. 1299, 1, παρὰ Σύρα καὶ Ψᾶεις γονεῦσι eb. Z. 21, Φατρῆτος υἱοῦ Κολλούθου Φαλοῦς λεγομένου eb. 1293, 41, τῶν γλυκητάτον μου ἀδελφίον 'Ηραεὶν καὶ Νόννα καὶ 'Ομαία καὶ Φοιβάμμων eb. 1300, 4, τὴν σύμβιόν σου Κοπρίαν καὶ 'Ισίδωρος καὶ Φοῦλλων καὶ 'Ελένη καὶ τοὺς ἡμῶν πάντες κατ' ὄνομα VIII 1160, 3, τὸν κύριον Τίμων Preisigke SB. 1465, ἀπὸ κώμης Φιλάδελφος eb. 1214, τοῦ ἅγιος Μηνᾶς eb. 1128, τοῦ Σαρᾶπις eb. 381, 'Ονῆς τοῦ Πετοσῖρις eb. 2269. Vermischung zweier Konstruktionen: ὅσον χρήζουσι ἔν τε σίτῳ ἢ ὄξους 1776, 6 f. Nominativ der Zeit: ἐπεὶ πολλαὶ ἡμέραι προσ|καρτεροῦμεν Φιλέᾳ 1764, 4 f. Artikel beim Nebensatz: ὅτι μὴ ὑπήκουσεν | ὁ πρὸς ὃν εἶχες 1667, 8 f., τῶν ὄνων χωφορούντων πρὸς τὸ ὅπου δεῖ τὸν χοῦν βάλλεσθαι 1631, 15. Fehlen des Artikels beim Infinitiv: εἰς ἐπαντλεῖν | τὸ κτῆμα Nr. 1675, 11 f., vgl. Note. Artikel statt Relativ: τοὺς | γὰρ ἔπεμψάς μοι | τρεῖς στατῆρας πάλιν | σοι διεπεμψάμην 1765, 10 ff., vgl. Brugmann-Thumb, Griech. Gramm. S. 645, Mayser S. 310 f., παρὰ τοῖς ἐπιξενοῦμαι θεοῖς Griech. Texte aus Aeg. S. 84, Nr. 20, 3, τὰ σεσύλληχα δὲ κέρμα, τηρῶ αὐτὰ εἰς τὴν δίκην p. Ox. VIII 1160, 16, ἀπὼ τῶν ἔχις XIV 1683, 21, τὸ δοκεῖ σύ τει ἐνῆκε, ... γράφον μυ 1678, 15. Parataxe: καλῶς ποιήσεις, ἐάσεις 1672, 12. Ueberschießendes ὅτι: ἡμεῖν ἐ|πίστειλον, ὅτι εἰ ἧς ἐπιδημήσασα 1682, 9: περὶ τῶν ποταμειτῶν εἰς τὰς καλαμείας γράψον μοι, ὅτι ποῦ εὑρίσκομεν, vgl. γράψον μοι περὶ τῆς οἰκίας, ὅτι τί ἔπραξας BGU 601, 10. Verwechslung der Negationen: μετέδωκεν | ὁ Θεόχρηστος ..../... ὅτι μὴ ὑπήκουσεν | ὁ πρὸς ὃν εἶχες 1667, 6 ff. Unlogische Negation: ἐὰν μὴ ἦν σοι ἀβαρός 1757, 14. 18, vgl. H. Paul, Prinzipien der Sprachgesch.[4] S. 170 ff.

Das Verzeichnis der Namen[1]) und Wörter sei den Lexikographen zu besonderer Beachtung empfohlen. Der demnächst zu erwartende Bd. XV soll neue lyrische und epische Bruchstücke, Biographien von Thukydides, Demosthenes, Aischines und andern, Stücke aus Sophokles' Trachinierinnen, Platos Staat, Isokrates' Demonicea und Theokrit bringen.

Magdeburg. Karl Fr. W. Schmidt.

Gottfried Zedler, Kritische Untersuchungen zur Geschichte des Rheingaus. Mit e. Anh.: Die Bleidenstädter Traditionen. — Beiträge zur nassauischen u. mainzischen Geschichte d. Mittelalters. ... (Festschrift d. Vereins f. nassauische Altertumskunde u. Geschichte). Wiesbaden 1921. XVI und 384 S. und 22 Tafeln. (Nassauische Annalen Bd. 45).

Reiche Spenden von öffentlicher und privater Seite ermöglichten es dem Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, zur Feier seines hundertjährigen Bestehens einen stattlichen Quartband herauszugeben und mit wertvollen Urkundenfaksimiles[2]) auszustatten. Auch konnte für die Festschrift wohl keine passendere Aufgabe gefunden werden, als die, des Rheingaus historische Ueberlieferung von den zahlreichen Fälschungen, die auf ihr lasten, zu befreien, besonders von den berüchtigten Machwerken Bodmanns und Schotts. Um so bedauerlicher aber ist es, daß Z. sich der übernommenen Aufgabe keineswegs gewachsen zeigt.

Z. tritt mit hohem Selbstbewußtsein auf, urteilt scharf über ältere Forscher von Verdienst, zollt den diplomatischen Spezialisten nur mit Vorbehalt seine Anerkennung und sieht (78) in dem gesunden Menschenverstand eine ihnen übergeordnete Instanz. Dabei passiert es ihm dann (352), daß er eine Urkunde Kaiser Friedrichs I. wegen ihres verkürzten Eschatokolls verwirft, ohne den Unterschied zwischen Privileg und Mandat zu beachten. Ueberhaupt geht er nicht den von Wibel[3]) und andern gewiesenen Weg streng methodischer Forschung,

1) Unmöglich ist der Name Πτολ]εμαίου τοῦ καὶ 'Ἀστοπαρίσωνος 1630, 1. Grenf.-Hunt bemerken dazu: »*this seems to be all one unusual name.* Ⲉ *or* Ⲡ *or* Ⲥ *can be substituted for* ⲀⲤ, Ⲩ *or* Ⲛ *for* Ⲡ, *and* ⲄⲰ *for* ⲤⲰ, *but* Ἀετοῦ Ἀρίσ(τ)ωνος *is not satisfactory, and* Πτολλαρίγωνος *is inadmissible*«. Steckt darin Πετ-ουαρίγωνος? Πετ-ουαρίων wäre die Weiterbildung von Πετ-ουᾶρις, Πετ-ουῶρις = »der, den der Hund (Anubis) gibt«. Vgl. Πατ-ουᾶλες p. Lond. IV 1563, 10, Π-ουῶρις BGU 85 II 10, Preisigke SB. 1668, 1, Π-ῶρις Griech. Texte aus Aeg. S. 194 Nr. 70 I 2, Πα-ουάρ p. Lond. IV 1419, 1064, Π-ουᾶρις eb. II S. 159 Z. 1, Οὐᾶρις Preisigke SB. 3493, Ὀᾶρι eb. 5124, 375 (überl. ΘΑΡΙ), Τ-ουῶρις eb. 5383, Τε-υῶρις eb. 3702; 3705, ⲡⲉ-ⲩϩⲟⲟⲣ Spiegelberg, Mumienetik. S. 54*, Κύων Preisigke SB. 4351, Σκύλαξ Ἱέρακος eb. 5997, Σκυλάκιος p. Ox. XIV 1626, 6, aeg. *whr* = kopt. ⲟⲩϩⲟⲣ, ⲟⲩϩⲟⲣⲉ = »Hund«.

2) Leider sind sie zu stark verkleinert.

3) Vgl. Neues Archiv 29, 653.

übt vielmehr im wesentlichen nur Sachkritik. Und selbst diese baut sich oft auf unkorrekte Feststellungen auf. So wird — um ganz willkürlich ein Beispiel herauszugreifen — behauptet (299), die Narratio de rebus gestis archiepiscoporum Moguntinorum bringe allein mehrere Nachrichten zum Feldzuge König Albrechts I. gegen Gerhard von Mainz, während sie sich tatsächlich auch in andern Quellen finden[1]). Bisweilen reißt ihn auch seine moralische Entrüstung über die Fälscher fort, und nach dem Grundsatz: Wer einmal lügt etc. (309) verurteilt er eine Reihe von Dokumenten, die Gelehrte, wie Vogt, Vigener und Stimming noch jüngst unbeanstandet gelassen haben.

Z. rechnet es sich als besonderes Verdienst an, die Ortsnamenforschung für die Urkundenkritik nutzbar gemacht zu haben. Wir können unumwunden zugeben, daß die Diplomatik diesen Zweig noch nicht genügend ausgebaut hat[2]), aber die von Z. gefundenen Richtlinien dürften schwerlich auf Zustimmung rechnen. Er stellt (4) den Satz auf: Mittelalterliche Urkunden bringen Ortsnamen in ihrer volkstümlichen deutschen Form; nur, wo die Namen nicht vom Volke, sondern von der Geistlichkeit gegeben sind, wird die lateinische Form gewählt. Dem ist entgegenzuhalten, daß die größeren geographischen Begriffe (Grafschaften, Städte, Flüsse etc.) gewöhnlich latinisiert wurden, daß eine starre Grenze nach unten nicht bestand. Wohl zog man für die kleineren Ortsbezeichnungen die deutsche Fassung vor. Aber selbst hier gab es besondere Liebhabereien von Kanzleibeamten oder sonstigen Schreibern, vielleicht begründet in ihrer nichtdeutschen Herkunft. Ferner konnte eine in Italien abgefaßte Vorurkunde ihren Einfluß geltend machen. Auch walteten merkliche Unterschiede ob zwischen den Ortsbezeichnungen in den Besitzaufzählungen und in den Zeugenlisten. Kurz, es würde nicht schwer fallen, mit Hilfe einiger moderner Urkundenbücher die Unrichtigkeit der These Z.s nachzuweisen.

Sein andrer Satz (4) lautet: Wenn eine Folge als unverdächtig erkannter Urkunden eine bestimmte Namensform bringt, andere Stücke von ihr abweichen, so haben letztere als Fälschungen zu gelten. Hier gerät Z. in einen ähnlich verhängnisvollen Zirkel, wie einst Stumpf, da er die unbedingte Kanzleimäßigkeit der Diplome verfocht. Dazu operiert er mit der von ihm angenommenen Regel auf höchst bedenkliche Art und Weise. Als Beispiel sei der Ortsname Eltville[3])

1) Vgl. Ottokars Reimchronik Vers 77715; Vogt, Reg. d. Erzb. v. Mainz Nr. 708; Böhmer, Reg. Albrechts I., 2. Ed. Nr. 354/5.

2) Vgl. E. Schröders grundlegenden Aufsatz in Zeitschr. d. Harz-Ver. 41, 76.

3) Z. glaubt (115), als älteste Namensform Adeld(e)vile aus der vita Bardonis ableiten zu können. Doch ist an den betreffenden Stellen offenbar richtiger ad Eld(e)vile zu lesen. Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Prof. Bresslau.

gewählt. Bei einer Urkunde Sigfrids I. von Mainz [1]) beanstandet Z. (128) die Namensform Alta villa, denn für diese Zeit könne allein die volkstümliche Bezeichnung Altevile in Frage kommen. Aber die Latinisierung Alta villa ist schon für die Mitte des 11. Jhs. durch die vita Bardonis (115) beglaubigt, findet sich auch (109) in der nächstältesten Originalurkunde von 1128. Ferner rückt er (136) eine auf den gleichen Erzbischof lautende Fälschung, die nach ihren äußeren Merkmalen dem 12. Jh. angehört, ins folgende, weil sie die erst damals regelmäßig begegnende Form Eltevil(e) aufweise. Doch schon in der vita Bardonis heißt es (115): locus ille a vulgo Eldevile vocatur. Und ein Original von 1148 hat (109) Eltivile. Aehnlich geht es weiter. Ja selbst auf die Art der Ueberlieferung wird nicht immer die gebotene Rücksicht genommen.

Die bisherigen Ausführungen befaßten sich mit den allgemeinen Mängeln der Arbeitsmethode Z.s. Bei Prüfung seiner Forschungsergebnisse im einzelnen zwingt der verfügbare Raum, eine kleine Auswahl zu treffen. Ich greife einige Mainzer Erzbischofsurkunden heraus, für die mir H. Wibel in oft geübter Liberalität wertvolle Notizen zur Verfügung stellte [2]).

1) Sigfrid I. 1069? (C. D. Nassoicus Nr. 123; Zedler Taf. 5). Nach Z. (128 ff.) Fälschung von c. 1144. Er beachtet aber nicht, was Bresslau (Urkundenlehre 2, I, 316) über Neuausfertigungen im allgemeinen und über unser Stück im besonderen sagt. Danach hängt die Entscheidung von dem Siegel ab; und dieses erklärt Wibel für echt. Die Schrift der Datumzeile scheint dem Schreiber geläufig zu sein; erste Zeile und Kontext eifern dem Vorbilde der Diplome nach. Von Willigis lag wohl nur eine Notiz vor. Jedenfalls gibt das Diktat Veranlassung, die Urkunde möglichst nahe an Regesta Thuringiae 1 Nr. 879 heranzurücken.

2) Sigfrid I. 1069 (C. D. N. Nr. 127; Z. Taf. 6). Z. (131 ff.) stützt sich auf ein Gutachten Wibels, das die Urkunde nach ihren äußeren Merkmalen für eine Fälschung des 12. Jhs. erklärt. Trotzdem will er sie aus inhaltlichen Gründen [3]) weitere hundert Jahre herabrücken. Doch setzt Konrad I. (unten Nr. 16) von 1183 das Vorhandensein der Fälschung voraus. Zeugen und Datierung stimmen mit Reg. Thur. Nr. 879 überein. Ich möchte vermuten, nicht dieses habe dem Fälscher zum Muster gedient, sondern ein anderes gleichzeitiges Dokument, das irgendwie mit unserer Nr. 1 zusammengehörte. Wegen paria privilegiorum wäre Zeumer (Neues Archiv 35, 232) zu vergleichen gewesen.

1) Vgl. unten Nr. 1.

2) Sein tragischer Tod macht es mir unmöglich, ihm an dieser Stelle für seinen letzten Freundschaftsdienst zu danken.

3) Vgl. auch oben S. 115.

3) Ruthard 1091 (C. D. N. Nr. 140). Schon von andern als Fälschung erwiesen. Was Z. (270 und 244) auf Grund von Trithemius [1]) über die Verlegung des Klosters auf den Berg berichtet, bezieht sich garnicht auf S. Jakob, vielmehr auf Disibodenberg. Ersteres heißt immer schon supra Montem Speciosum [2]).

4) Ruthard als Siegler 1096 (C. D. N. Nr. 143; Z. Taf. 20 und 21). Z. (271) beanstandet die Bestimmung, die das Geschenkte vor dem Mißbrauch durch den Abt ausdrücklich schützt. Sie entspräche weder dem 11. Jh. noch überhaupt dem Gedanken einer frommen Stifterin. Das bedarf wohl keiner Widerlegung, noch weniger, was Z. über das Verhältnis von Taf. 20 und 21 ausgeklügelt hat. 20 ist keine Fälschung, sondern Original, 21 kein Entwurf, sondern etwas jüngere Abschrift. 20 möchte ich für Empfängerherstellung halten, denn seine Schrift zeigt nahe Verwandtschaft mit C. D. N. Nr. 141; Z. Taf. 19 und der Wortlaut stilistische Anklänge. Einige Zeugen finden sich wieder in C. D. N. Nr. 160, dessen Eschatokoll auch formell an unsere Urkunde erinnert.

5) Ruthard 1108 (C. D. N. Nr. 157), erhalten in zwei Fassungen (A, B) im Diplomatar des 14. Jhs. So späte Ueberlieferung verbietet, Unterschieden in der Namensschreibung zwischen A und B, ferner sonstigen kleinen Abweichungen (z. B. A : 6½ libras, B : 6 libras) entscheidende Bedeutung beizulegen, wie es Z. (119 ff.) tut. Ob und wieweit aber die erheblichen Differenzen zwischen den Güteraufzählungen in A und B auf Interpolation zurückgehen, kann nur eine genaue Untersuchung des klösterlichen Besitzstandes ergeben. Und eine solche durchzuführen, unterließ Z.

6) Adalbert I. 1119 und 1130 (C. D. Nr. 169 und 181; Z. Taf. 7 und 8). Während Z. (154 ff.) die ältere Urkunde für echt hält, sieht er in der jüngeren eine Fälschung aus dem Jahre 1171. Aber seine Einwendungen gegen die Schrift [3]) scheinen mir ebensowenig überzeugend, wie die gegen den Inhalt. Die Ausfertigung von 1130 schließt sich eng an die frühere an, bringt nur einen Zusatz, um dessentwillen sie eben ausgestellt wurde. Auch hat sie eine besondere, an sich nicht zu beanstandende Zeugenliste. Daß endlich Adalbert nicht den Legatentitel führt, ließe sich schon aus der Vorlage erklären. Aber davon abgesehen, setzt Z. (vgl. auch S. 5) allgemein bei den Erzbischofsurkunden eine Präzision voraus, die den Tatsachen nicht entspricht. Darüber hätte ihn M. Hein [4]) belehren können.

1) Vgl. auch Mon. Ger. SS. 17, 20.
2) Vgl. Lambert von Hersfeld 77; Regesta archiep. Magunt. XXII Nr. 58.
3) Z. beanstandet das Vorkommen des gekrümmten r.
4) Die Kanzlei und das Urkundenwesen der Erzbischöfe von Mainz 15.

7) Adalbert I. 1130 (C. D. N. Nr. 182), ein Original (A, bei Z. Taf. 4) und eine Abschrift (B). Der Inhalt von A und B, zusammen mit den diesbezüglichen Angaben in Nr. 5 A und B, ergibt den Verlauf eines Streites zwischen S. Victor und Disibodenberg, wie er in jener Zeit häufig vorkam. Trotzdem erklärt Z. (122 ff.) die sachlichen Angaben von A und B für undenkbar, darum beide für Spuria. Und zwar soll B in S. Victor während des 13. Jhs. hergestellt sein, trotzdem es im Disibodenberger Diplomatar überliefert ist. Ueber A wird wegen seiner formalen und inhaltlichen Abweichungen von B der Stab gebrochen, dabei nicht beachtet, was schon andere festgestellt haben, daß wir es hier mit zwei zeitlich auseinander liegenden Rechtshandlungen zu tun haben. Auch trägt A ein selbst von Z. nicht verdächtigtes Siegel, und seine Schrift weist Hein (15) einer Kanzleihand zu. Z. aber versteigt sich zu der ganz unmöglichen Annahme, es sei ein Machwerk aus dem 16. Jh.

8 A und B). Adalbert I. 1130 (C. D. N. Nr. 179 und 180; Z. Taf. 3 und 2), im Original erhalten. Das Siegel von 8 A gibt nach Wibel zu Bedenken keinen Anlaß; seine Schrift gleicht der von 7 A [1]). Da auch ihre Zeugenreihen sich nahezu decken, darf Mundierung beider Stücke durch denselben Schreiber am gleichen Tage angenommen werden. Dagegen zeigt ihr Diktat — bis auf gewisse Anklänge in der Korroboratio — nichts gemeinsames. Das 8 A als Vorlage benutzende 8 B ist von andrer Hand. Seine abweichende Zeugenliste und seine sachlichen Zusätze ergeben, wie schon in C. D. N. betont wird, einen späteren Zeitpunkt der Ausstellung. Z. aber kehrt das Verhältnis um und erklärt (78 ff.) aus einer Reihe nichtiger Gründe [2]) A für ein im 16. Jh. nach B fabriziertes Spurium.

9) Adalbert I. 1131 (C. D. N. Nr. 185; Z. Taf. 17). Diese Fälschung, wie es Z. (206 ff.) tut, mit der Urkunde von 1332 (Taf. 18) irgendwie in Zusammenhang zu bringen, halte ich für ganz verfehlt, glaube vielmehr, daß sie sich gegen die Herren von Wolfskehlen richtete, mit denen Eberbach das ganze 13. Jh. hindurch wegen Leheim in Streit lag [3]).

10) Adalbert I. 1133 (Reg. arch. Mag. XXV Nr. 262). Von Z. (245 ff.) als Fälschung bezeichnet, ohne aber die Veranlassung dazu angeben zu können. Ein Teil seiner Einwände erledigt sich durch die nicht originale Ueberlieferung. Die beiden Geisenheim finden sich in Reg. Nr. 260. Das Verhältnis unserer Urkunde zu Reg. Nr. 141 erscheint mir völlig korrekt.

1) Vgl. die eigentümliche Verwendung des offenen a und des Schluß-s.
2) Auch seine Bedenken gegen den Rheingrafen Emercho sind unzutreffend.
3) Vgl. Bär, Gesch. v. Eberbach 2, 342.

11) Heinrich I. 1145 (C. D. Nr. 211; Z. Taf. 1). Z. (55 ff.) verdächtigt die Urkunde, kommt dabei aber schon in Verlegenheit mit den Ortsnamen. Sie sollen für 1145 unmöglich, für den Anfang des 13. Jhs., den angenommenen Zeitpunkt der Fälschung, aber denkbar sein. Seinen Bemerkungen zu den zwei mansi auf der Rheininsel beizustimmen, verbietet unsere ganz lückenhafte Kenntnis von den Anfängen Winkels und Gottesthals. Gegen die Annahme eines Spuriums spricht ferner die Erwähnung des Propstes vom Kölner Kunibertstift, besonders auch die augenscheinliche Nachtragung des Wortes Christiani[1]). Das Siegel erklärt Z. für unverdächtig. Was die Schrift betrifft, so hat er übersehen, daß C. D. N. Nr. 212 von derselben Hand mundiert sein soll. Da letzteres für einen andern Empfänger vier Wochen später ausgestellt wurde, so dürfen wir auf die Tätigkeit eines Kanzleibeamten schließen. Das bestätigt die Diktatvergleichung (cf. auch Reg. arch. Mag. XXVIII Nr. 32, 42, 48, 55, 63, 167 etc.).

12) Heinrich I. 1148 (C. D. N. Nr. 226). Z. verwirft (252 ff.) die Urkunde, weil Eibingen eine Gründung der h. Hildegard sein soll, unterläßt es aber, die Quellen dieser Nachricht auf Alter und Glaubwürdigkeit zu prüfen[2]). Die andern Einwände glaube ich übergehen zu dürfen, bis auf einen: Z. nimmt Anstoß daran, daß der Abt des entlegenen Klosters Walkenried dem Akte beiwohnte. Ich meine, im Gegenteil! Das spricht ebenso für Echtheit des Stückes wie die Erwähnung des Brandenburger Bischofs.

13) Heinrich I. 1151 (C. D. N. Nr. 230; Z. Taf. 9). Z.s stärkstes sachliches Argument gegen die Echtheit der Urkunde lautet (181): In C. D. N. Nr. 229 ist Winkel Besitzer der Rheininsel bis auf zwei Eberbach gehörende Hufen, während nach der vorliegenden Urkunde die Eberbacher im Besitz der Insel erscheinen und der Winkeler Abt nur die zwei Hufen beansprucht. Ja, letzteres tut er. Aber daß die übrige Insel Eberbach gehöre, davon sagt Nr. 230 kein Wort. Das Siegel des vorliegenden Originals scheint Z. nicht zu beanstanden; auch der Schrift gegenüber macht er keine ernstlichen Bedenken geltend. Hinzukommt, daß zwischen C. D. N. Nr. 230 und 229, sowie Reg. arch. Mag. XXVIII Nr. 136, 145 und 147 stilistische Uebereinstimmungen bestehen, die auf die Tätigkeit eines Kanzleibeamten schließen lassen.

14) Konrad I. 1174? (C. D. N. Nr. 264; Z. Taf. 16) nach Z. Fäl-

1) Sollte damit nicht der Propst Christian gemeint sein, der Reg. d. Kölner Erzb. 2, S. 377 angeführt wird?

2) Soweit ich sehe, findet sie sich zuerst in den acta inquisitionis von 1233 (vgl. Anal. Bolland. 2, 121 und 125). Roth (in Stud. u. Mitt. d. Bened. Ord. N. F. 8, 117) bringt nichts Näheres.

schung. Geschrieben von einem Eberbacher, dessen Hand uns noch bei andern damaligen Urkunden des Klosters begegnet[1]). Bei Abfassung unserer Urkunde benutzte man ein älteres Eberbacher Stück[2]). Es handelt sich also um Empfängerherstellung, wodurch die Unvollständigkeit des erzbischöflichen Titels hinreichend erklärt wird. Da, wie selbst Z. zugibt, der Inhalt der Urkunde den Tatsachen entsprechen kann, trage ich kein Bedenken, mit Ficker (Urkundenlehre 1, 80) nach November 1183 erfolgte Beurkundung einer 1174 geschehenen Handlung anzunehmen.

15) Konrad I. nach Nov. 1183 (C.D.N. Nr. 247; Z. Taf. 12) geschrieben von dem erwähnten Eberbacher. Den Inhalt deckt die Bestätigung Sigfrids II. von 1208 (C. D. N. Nr. 317). Z. (185 ff.) plädiert für Fälschung, weil das an sich echte Siegel — es gehört in Konrads zweite Amtsperiode — von einer andern Urkunde losgelöst und an unserer künstlich befestigt sein soll. Doch haben wir es nicht hier einfach mit der Form des eingehängten Siegels zu tun?

16) Konrad I. 1183 (C. D. N. Nr. 276). Ich halte die Urkunde für Empfängerherstellung[3]). Die Zeugen lassen sich durch Urkunden der Folgezeit großenteils belegen. Im Gegensatz zu Z., der (136 ff.) an eine Fälschung aus dem 13. Jh. denkt, scheint mir der Inhalt der Urkunde viel zu kompliziert und zugleich präzis[4]), um nachträglich hergestellt zu sein.

17) Konrad I. 1196 (Reg. arch. Mag. XXX Nr. 348). Z. (262) erklärt die Urkunde für ein Spurium. Dagegen spricht aber schon das Diktat. Es scheint zwar Empfängerarbeit zu sein, doch mit Anlehnung an den Kanzleigebrauch[5]). Die hier handelnden Herren von Dicke und mehrere der sonst in Konrad-Urkunden nicht wiederkehrenden Zeugen sind anderweitig gut beglaubigt[6]). Mit der Verleihung Alexanders III. ist natürlich das privilegium commune gemeint. Sollte der vita des h. Eberhard[7]) die Glaubwürdigkeit abzusprechen

1) So bei Taf. 13, 14, 15, die Z. (191, 201, 198) zu Unrecht verdächtigt, ferner bei Taf. 10, dem Einführungsbericht, der mir im C. D. N. Seite 192 richtig charakterisiert zu sein scheint, während ich Z.s Bemerkungen (192) ablehnen muß.

2) Vgl. Z. 188.

3) Ob das Wort privilegium am Ende der Datierung nicht ein Ueberlieferungsfehler ist?

4) Der Bischof von Münster weilte Ende 1183 zu Worms beim Kaiser (vgl. Giesebrecht, Kaiserzeit 6, 61).

5) Vgl. Protokoll, Publikatio und Sanktio mit Reg. arch. Mag. Nr. 344, 47, 57.

6) Vgl. Mittelrhein. Urk.-Buch 2 Nr. 58, 96, 102, 168.

7) Vgl. Bibl. hagiogr. lat. 1, 355; Busson in Annal. d. hist. Ver. f. d. Niederrhein 19, 20.

sein — was Z. des näheren hätte nachweisen müssen —, so wird auch dadurch die Authentizität der Urkunde nicht in Frage gestellt.

Fassen wir zusammen, so kann das Urteil wohl kaum ungünstiger ausfallen. Bei keinem der angeführten Dokumente ließ sich Z.s Ansicht aufrecht erhalten. Seine sachlichen Argumente erwiesen sich teils als unrichtig, teils als nicht durchschlagend. Die für jede Urkundenkritik unerläßliche Diktatvergleichung mangelte gänzlich. Die Frage, ob die Erzbischofsurkunden in der Kanzlei oder vom Empfänger hergestellt seien, wurde garnicht aufgeworfen. Ueberall trat zutage, wie wenig sich Z. die wissenschaftliche Methode der diplomatischen Spezialisten, denen er sich so überlegen dünkt, zu eigen gemacht hat.

Göttingen. A. Hessel.

Da Herr Kollege Hessel in der vorstehenden Besprechung der Zedlerschen Schrift wesentlich vom Standpunkte des Diplomatikers aus urteilen mußte, während die ›Kritischen Untersuchungen zur Geschichte des Rheingaus‹ auch zahlreiche rechtshistorische Fragen berühren, so hat er mich aufgefordert, in dieser Richtung einiges zur Ergänzung seiner Ausführungen beizutragen. Ich konnte mich dieser Aufgabe um so weniger entziehen, als Z. mehrfach zu früheren Arbeiten von mir Stellung nimmt. Es handelt sich im wesentlichen um die berüchtigten Bodmannschen Fälschungen. Zu diesen gehört, wie ich vor Jahren nachwies[1]), auch das noch von Grimm, Müllenhoff und Brunner für echt erachtete Rheingauer Landrecht. Im Zusammenhang damit wies ich darauf hin, daß Bodmann auch die vielfach wissenschaftlich verwerteten und bis dahin unangefochten gebliebenen Entscheidungen des rheingauischen Oberhofs zu Eltville aus anderweitigen Quellen, insbesondere aus Urteilen des Ingelheimer Oberhofes, jedoch z. T. unter Benutzung ganz fremden Materials, wie z. B. einer niederländischen Keure, zurechtgemacht habe. Auch bezüglich einer der von ihm mitgeteilten Ingelheimer Entscheidungen sowie einiger anderer kleinerer Rechtsdenkmäler nahm ich an, daß sie von ihm im Hinblick auf diese rheingauischen Fälschungen zu-

1) Zeitschr. d. Sav.-Stift. f. Rechtsgeschichte 24 (1903) Germ. Abt. 309 ff. Die Ergebnisse des Aufsatzes haben allgemein Aufnahme gefunden, wenn auch Roth in seiner Abhdlg. über Bodmann in den Deutschen Geschichtsblättern 10 (1909) 148 f. noch keine Kenntnis von ihnen hatte. Zeumer, der grundsätzlich zustimmt, bezweifelt doch (Neues Archiv d. Ges. f. ält. d. Geschichtsk. 29, 1904, Nr. 79, S. 537) bei zwei kleinen Sätzchen die Möglichkeit der von mir angenommenen Uebersetzung aus dem Niederdeutschen. M. E. kann man aber Bodmann, dem ausgezeichneten Urkundenkenner, wohl zutrauen, daß ihm dafür Wendungen aus der oberdeutschen mittelalterlichen Rechtssprache im Schatze seines Wissens genügend zu Gebote standen. Er kann sie auch irgend einer Urkunde, die er gerade zur Hand hatte, entnommen haben.

rechtgestutzt worden seien. Z. hat sich nun der von mir als noch ungelöst bezeichneten Aufgabe zu unterziehen gesucht, festzustellen, ob und inwieweit dem von B. mitgeteilten Quellenmaterial echte Urkunden zugrunde liegen. Er gelangt zu dem Ergebnis, daß B. im wesentlichen alles mehr oder weniger frei erfunden habe, und daß alle diese von ihm herausgegebenen Urkunden als völlig apokryph zu verwerfen seien. Leider muß ich — ähnlich wie oben Herr Kollege Hessel auf seinem Felde — feststellen, daß dieses Ergebnis unhaltbar ist. Z. hat sich von seinem Eifer, den Fälscher völlig zu entlarven, fortreißen lassen und auf Grund sehr anfechtbarer subjektiver Urteile über den Inhalt der Quellen auch solche Denkmäler verworfen, die inhaltlich völlig bedenkenfrei sind, ja auch solche, für die die verloren geglaubte Originalniederschrift neuerdings aufgefunden worden ist. Es ist sehr bedauerlich, daß Z. nicht nur die Hinweise auf solche Entdeckungen in der neueren Literatur unbeachtet gelassen, sondern es auch unterlassen hat, die in den in Frage kommenden Archiven inzwischen gemachten Funde zu verwerten. Es ist kaum zu verstehen, wie ein Lokalhistoriker so völlig unmethodisch vorgehen konnte, daß er nicht einmal die in dem Staatsarchiv seines Wohnortes Wiesbaden in den letzten Jahren gemachten Funde heranzog, zumal es sich um Urkunden handelt, die dort als ›Nachlaß Bodmann‹ verwahrt werden.

Was zunächst die Ingelheimer Oberhofsentscheidungen angeht, so kennt Z. (323 ff.), sowohl was die im Original, wie die durch Bodmann überlieferten Stücke betrifft, nur die Erkenntnisse, die Loersch im Jahre 1885 für seinen ›Ingelheimer Oberhof‹ verwerten konnte. Das von Loersch benutzte Protokollbuch der Jahre 1440—51 bezeichnet Z. noch als in Privatbesitz befindlich, während es seit langem als Geschenk von Loersch im Darmstädter Staatsarchiv liegt. Die darin fehlenden Blätter 76, 140, 163, 222 und 224, die Loersch nicht benutzen konnte, sind in dem als ›Nachlaß Bodmann‹ bezeichneten, zwei Nummern umfassenden Bestand des Staatsarchivs Wiesbaden enthalten. Die Archivalien der Gemeinde Ober-Ingelheim sind jetzt mit der Sammlung des Historischen Vereins Ingelheim und zahlreichen früher in Privatbesitz verstreuten Büchern und Urkunden in einem Raume des Rathauses zu Nieder-Ingelheim vereinigt. Besonders dank den Bemühungen von Herrn Andreas Saalwächter in Frankfurt a. M. sind u. a. die sämtlichen, von Loersch vermißten Ingelheimer ›Haderbücher‹ wieder aufgefunden worden. Auch in ihnen befinden sich verstreut einzelne Oberhofsentscheidungen [1]). Das

1) So z. B. Ober-Ingelheim 1383 Bl. 12 a, 1385 Bl. 41 b, 1386 Bl. 75 b, 92 b, 95 a, 96 b, 102 b, 104 b, Nieder-Ingelheim 1386 Bl. 2 b, 1390 Bl. 88 a, Ober-Ingelheim 1426 Bl. 77 a (Frdl. Mitteilung von Herrn Saalwächter).

Bodmannsche Material kennt Z. nur in Gestalt der wenigen Urteile, die in den ›Rheingauischen Alterthümern‹ und auf Grund eines Heftes mit Abschriften, das sich in der Mainzer Stadtbibliothek befindet, von Loersch[1]) veröffentlicht worden sind. Unbekannt geblieben ist ihm die umfangreiche, von Bodmanns eigener Hand herrührende Exzerptensammlung, die aus seinem Nachlaß an das Staatsarchiv Wiesbaden gelangt ist[2]) und die eigenhändige Schlußbemerkung enthält: ›Omnia praemissa descripta sunt ex codice manuscripto papir. qui adservatur in Archivo Oberingelheim sub titulo Fremde Urtelsbuch, in folio, foliis 524 et incipit ab a. 1398, obducto corio rubro turcico, mihique fuit communicatus per Majorem (Maire) Odenheimer in Ingelheim d. $\frac{\text{10. Niv. 10}}{\text{31. Dec. 1801}}$ eumque servavi usque ad $\frac{\text{14. Ven. 10}}{\text{5. Mart. 1802}}$. Bodmann m. pr. S. D. G.‹. Schon der Umfang dieser Sammlung würde Z. in seiner Annahme, daß die Entscheidungen nur Erzeugnisse von Bodmanns Phantasie seien, haben stutzig machen müssen. Vor allem aber hätte Z. bei einiger Aufmerksamkeit nicht entgehen können, daß die Quelle, auf die B. hier und bei den Urteilen des Mainzer Heftes seine Urkundenauszüge zurückführt, das Ingelheimer Fremdenurteilsbuch von 1398 ff., tatsächlich existiert. In demselben Bande der Savigny-Zeitschrift, in dem ich meine Untersuchung über das Rheingauer Landrecht veröffentlichte, hatte ich bereits von der Wiederauffindung des verloren geglaubten Oberhofsbuches berichten können[3]). Z. hat nicht nur diese Mitteilung, sondern auch den Aufsatz von A. Saalwächter, ›Urkunden zur Geschichte des Ingelheimer Grundes‹ im Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, N. F. 3 (1904), übersehen, wo durch einen Lokalhistoriker auf diese Entdeckung hingewiesen wird[4]). Das von Bodmann s. Z. aus Ingelheim entliehene und angeblich dorthin zurückgegebene[5]) Gerichtsbuch ist später über Paris nach

1) Oberhof 483 ff., vgl. VII f., XXIV.

2) Auch die neuerdings durch ihre Verbringung in das Staatsarchiv zu Darmstadt zugänglich gewordene Bodmann-Habelsche Sammlung scheint Z. in dieser Hinsicht nicht durchforscht zu haben, obwohl er dieses Archiv benutzt hat.

3) 24 (1903) G. A. 390 ff. (Miszellen).

4) S. 382 Anm. Vgl. übrigens auch K. Zeumer, Neues Archiv d. Ges. f. ältere deutsche Geschichtskunde 29 (1904), 537 f. Nr. 80, Loersch, Korrespondenzblatt d. Westdeutschen Zeitschr. f. Geschichte u. Kunst 32 Nr. 4, April 1904, 74 ff., Historische Zeitschrift 92 (1904), 536.

5) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er es in Wahrheit widerrechtlich behalten oder weitergegeben hat, hat er doch offenbar aus dem Protokollbuch von 1440 ff. die oben genannten fünf Blätter entwendet, die aus seinem Nachlaß an das Wiesbadener Archiv gelangt sind. Sie liegen noch heute in seiner oben erwähnten Sammlung von Exzerpten aus dem älteren Gerichtsbuch von 1398 ff. (Nachlaß Bodmann Nr. 2). Es ist auffallend, daß gerade diese beiden Bände aus

London in das Britische Museum gelangt[1]), wo es irrtümlich als Fremden-Urteilbuch von Mainz bezeichnet und deshalb zunächst von der deutschen Forschung übersehen wurde[2]). Der gewaltige Folioband[3]) ist, wie ich bei Einsicht an Ort und Stelle feststellen konnte, eines der Original-Protokollbücher des Oberhofes mit etwa 2500 Entscheidungen. Eine Unterstützung der Böhmerstiftung in Frankfurt a. M., die mir zur Herstellung des Manuskripts für die geplante Herausgabe gewährt wurde, ermöglichte mir die Beschaffung des gesamten Textes, zum größeren Teile in von mir hergestellter bezw. kollationierter Abschrift, z. T. in photomechanischer Wiedergabe.

dem Ingelheimer Archiv verschwunden und in Privatbesitz gelangt sind. Vgl. Loersch, Oberhof S. IV. Danach wurde der mit 1440 beginnende Band in den vierziger Jahren zu Köln von Eduard Böcking gekauft, aus dessen Nachlaß ihn dann Loersch erwarb.

1) Der Kodex trägt den Vermerk »Purchased of Edwin Tross of Paris, 12. Jan. a/1856« und die Signatur Addit. manuscr. Nr. 21220. Der Titel lautet: »Fremde Urtell-Buch«.

2) Es ist mir eine Ehrenpflicht, bei dieser Gelegenheit einen, allerdings wohl verzeihlichen Irrtum zu berichtigen, der mir in der oben angeführten Miszelle untergelaufen ist. Loersch S. VIII Anm. 1 berichtet, daß er zunächst die Identität des Londoner Kodex mit dem vermißten Ingelheimer Oberhofsbuch vermutet habe, aber durch nähere Kenntnis des Inhalts eines andern belehrt worden sei. Zur Begründung gibt er den Text des Einganges der ersten Eintragung, die eine Rechtsanfrage des Amtmanns von St. Jakobsberg »uzwendig Mencze gelegen« betrifft, mit dem Hinzufügen, daß er das Stück »der Freundlichkeit des Herrn Kollegen Professor Frensdorff in Göttingen« verdanke. Ich hatte daraus geschlossen, daß F. sich durch den Passus bei Einsicht in das Buch habe täuschen lassen und daß dessen Urteil wieder L. veranlaßt habe, von der richtigen Spur abzugehen. So stellt denn auch Loersch selbst den Verlauf der Sache in der oben (Anm. 4) angeführten Besprechung dar (Sp. 78). Erst vor kurzem habe ich durch unsern verehrten Fakultätssenior erfahren, daß er nie in London gewesen sei, also den Kodex auch nie eingesehen habe. Er habe wohl seiner Zeit nur eine Auskunft von dritter Seite für L. erbeten und übermittelt.

3) Er enthält 456 beiderseits eng beschriebene Blätter, die, wie Herr Saalwächter durch Vergleich mit dem Ingelheimer Material feststellte, von der Hand der Ingelheimer Gerichtsschreiber Johannes von Fritzlar und Heinrich herrühren. Nach der Bodmannschen Notiz soll er ursprünglich 524 Blätter gezählt haben. Da die alte Zählung mit 1 beginnt, so kann der etwaige Verlust nur den Schluß des Bandes betreffen. Ein solcher ist nicht ausgeschlossen, obwohl die letzte Eintragung vollständig erhalten ist, da Heinrich, zwar nicht grundsätzlich wie Johannes, aber doch gelegentlich (z. B. bei Blatt 413) eine neue Lage mit dem Beginn einer neuen Entscheidung eröffnet. Bei Blatt 456 endet eine Lage, die, wie die vorhergehenden, 12 Blatt enthält. Der Verlust einiger weiterer Lagen des Kodex, der in London neu gebunden wurde, würde die Lücke zwischen ihm und Loerschs Kod. I (Ende 1430 bis Anfang 1437) erklären, die zu groß ist, um lediglich dem Abhandenkommen der ersten 34 Blätter des Kodex von Loersch zur Last gelegt zu werden.

Soweit ich die Bodmannschen Abschriften, die ich aber heute zum größten Teile nicht mehr zur Hand habe, mit dem Original verglichen habe, kann ich sie als im allgemeinen zuverlässige Auszüge bezeichnen [1]). Von den in den Rheingauischen Alterthümern abgedruckten ist gleich der erste von Z. (323) beanstandete Spruch (S. 629, auch bei Loersch S. 490 Nr. 26) eine im wesentlichen richtige Wiedergabe einer Entscheidung vom 16. September 1402 (Blatt 66 a des Fremden-Urteilsbuches). Z. stößt sich ohne jeden ersichtlichen Grund daran, daß der Büttel von Wörrstadt den Oberhof in Anspruch nimmt, und behauptet, ›zweifellos‹ habe Bodmann den Fall nur auf Grund der bekannten Notzuchtstelle des Melrichstädter Weistums fingiert. Dabei liegt die Parallele nur in dem Satz, daß Stillschweigen der Betroffenen die Klage um Notzucht ausschließt. Die von Loersch auf Grund des Mainzer Heftes abgedruckten Urteile sind nicht, wie dieser annahm, nach der Zeitfolge geordnet. So sind z. B. Nr. 1 und 2 (S. 483) getreue Abschriften zweier Entscheidungen von 1409 (Bl. 195 b und 205 b des Originals; Fortsetzung von Nr. 1 in den Rheing. Alt. S. 768), Nr. 4 die einer solchen von 1408 (nicht, wie L. annahm, von 1403; Bl. 176 b), Nr. 6 von 1415 (Bl. 279 b). Nr. 15 gehört dagegen zum 8. Oktober 1398 (Bl. 6 a). Auch deren Abschrift ist einwandfrei, während Z. (327) glaubt, sie sei von Bodmann nur erfunden, um den Ausdruck ›ungeschurgt und ungeschalden‹ an den Mann zu bringen; und ebenso sind Nr. 19 (1406, Bl. 141 b), Nr. 21 (Bl. 169 b) und Nr. 23 (1411, Bl. 234 b) richtig, und zwar Nr. 21 auch mit dem richtigen Datum (1408) wiedergegeben. Z. (326) hält diese Entscheidung schon deshalb für verdächtig, weil es doch wirklich nicht notwendig gewesen sei, über die Frage der Erbfähigkeit eines Mönchs einen Oberhof anzugehen. Ist hier die allzu große Einfachheit des Falles für ihn ein Grund zum Argwohn, so erregen ›besonders verwickelte Fälle‹ den ›Verdacht, daß sie nur konstruiert, nicht wirklich vorgekommen sind‹. Eine der Entscheidungen (Nr. 24, Bl. 280 a, 1415) wird von B. nur als Bruchstück mitgeteilt. Nach Z. besteht ›nicht der geringste Zweifel‹, daß er den Fall konstruiert hat, sich aber scheute, das Urteil zu erfinden. In Wahrheit ist es im Original vorhanden. Ein Eingehen auf Z.s Argumente im einzelnen erübrigt sich natürlich. Nur noch ein Fall sei des besonderen Interesses wegen herausgehoben. Er findet sich in dem Original-Protokollbuch auf Blatt 39 b (Entscheidung von 1400, Dez. 11):

1) Eine versehentliche Auslassung in Nr. 16 bei Loersch (S. 487), Bl. 195 b des Kodex (1409 1. August). Verfälschungen hat B. vermutlich im allgemeinen erst beim Abdruck vorgenommen. Die Vorstellung von Z., daß B. ›diese 'Excerpte' sämtlich erdacht‹ und bei dieser Betätigung seiner Phantasie echte Entscheidungen nur mit benutzt habe geht also völlig fehl.

Actum sabb*ato* ante Lucie. Item her Clas Thies von Cube had gefreget, iz we*re* ein frauwe by in zu Cube, die hette eine*n* alunstein in ein halb fudir wins, daz ir we*re*, gehange*n*, und alse die kaufflude darubir queme*n*, so funde*n* sie den stein darin hange*n* und wulden dez wines darumb nit keuffe*n*. Und waz daby ein gesworn ufstoss*er*, der brachte daz for, und ist die frawe darumb gefange*n* und begert an eime urteil, obe die frauwe den lip virwercht habe odir nit.

Dez ist gewiset, man solle den selbin stein neme*n* und den schabin in dez selb*i*n wins ein claß fol und der frauwin drincke*n* geb*i*n, und sal daz geschie*n* mit kuntschafft dez gerichte*s*. Bekom*m*et ir der drang dan wole und ist ir nit schedelich, so had sie darumb nit virbroch*i*n, ist er ir abir schedelich, so neme sie den schade*n*.

Die Entscheidung ist wörtlich so von Bodmann (S. 906) abgedruckt worden, mit dem Hinzufügen, es sei das »eine recht possirliche Art, die Schädlichkeit des Weinverfälschungs-Materials gerichtlich festzustellen, deren sich freylich kein heutiges Gericht ungestraft unterfangen dürfte.« Z. (324) schreibt dazu: »Das Geschichtchen ist ja ohne Frage ganz nett erfunden, aber erfunden ist es. Angenommen, daß der vorliegende Fall wirklich vorgekommen wäre, so würde doch jedem die Unzurechnungsfähigkeit der Frau klar gewesen sein. Eine Befragung des Obergerichts in dieser Sache ist das Unwahrscheinlichste, das sich denken läßt. Verdächtig ist es doch auch, daß ein beliebiger Clas Thies sich hier an das Obergericht wendet. Er wird zwar Herr Clas Thies genannt, aber dies ist an sich schon auffällig. Bodmann fehlte es an einem Weinfälscherprozeß aus dem Mittelalter, mit dessen Mitteilung er seine Rheingauischen Altertümer ausstatten konnte. Bei der Vorspiegelung eines zu diesem Zwecke erdachten Falles ist die Phantasie mit ihm durchgegangen; um ein möglichst drastisches Schöffenurteil zustande zu bringen, ist der Ausgangspunkt für ihn Nebensache geworden. Dadurch ist ein Fall von Weinverfälschung zustande gekommen, der als solcher, wenn er je vorgekommen wäre, sicherlich nie vor einem Obergericht verhandelt worden wäre.«

Daß die angeblichen Eltviller Oberhofsentscheidungen zumeist auf dem von Bodmann gesammelten Ingelheimer Material beruhen, verkennt auch Z. nicht (312 ff.). Da er dessen Hauptbestand, insbesondere die Wiesbadener Abschriften, nicht kennt, so quält er sich freilich mit vergeblichen Versuchen, die Sprüche auf solche, die er bei Loersch findet, zurückzuführen[1]), wobei zufällige Anklänge und

1) So auch bei dem Eid des Schultheißen (Bodmann 641), den er aus drei Formeln, die sich bei Loersch finden, zusammengestoppelt glaubt (317). In Wahr-

oft wiederkehrende juristische Wendungen herhalten müssen[1]). Die Hauptsache bleibt also wieder Bodmanns blühender Phantasie überlassen. In Wahrheit liegt die Sache so, daß B., wenn er Eltviller Entscheidungen bringen wollte, ebenso wie beim Abdruck von Ingelheimer Urteilen, seine Ingelheimer Exzerpte vornahm und diese regelmäßig unverändert, gelegentlich aber auch mit Verfälschung des Textes abdruckte[2]). Schon in meiner Abhandlung von 1903 habe ich darauf aufmerksam gemacht[3]), daß B. gelegentlich selbst nicht weiß, ob er einen Spruch nach Ingelheim oder nach Eltville verlegt hat. Freie Erfindung sind natürlich die Seitenzahlen des angeblichen Eltviller Oberhofsbuches; ebenso sind die Daten geändert, um die Entdeckung zu erschweren. Das erschwert auch die Auffindung unter der großen Zahl von Ingelheimer Sprüchen. Es genügt aber zur Kennzeichnung der Methode des Fälschers, ein charakteristisches Beispiel zu geben. Auf S. 667 gibt Bodmann eine angebliche Eltviller Entscheidung für Castell, die in Wahrheit am 17. August 1398 von Ingelheim nach Kreuznach ergangen ist. Sie lautet In dem Londoner Kodex (Bl. 4a):

Ite*m* die vorgeschr*eben* scheffe*n* hant gefreget, alß maniche*r* vor in vor gerichte uzheisschet und sie deme folgen mussen, und wann sie her gein Ingelnheim von ire*n* mydescheffe*n* gefertiget werde*n* und widdir heim kome*n* und ire urteil offe*n*, obe dann imands spreche, sie wiset*e*n nit uz, alß sie gewiset were*n* zu Ingelnheim und meinte lichte, sie sulde*n* uff ire kost widdir gein Ingelnheim ride*n* und daz baß irfare*n*, waz sie darzu sulden dun?

Des ist gewiset, werez sache, daz dez noit geschee, so sulde*n* sie den jene*n*, die daz spreche*n*, burge*n* heissch*e*n und mit in her vor ger*ichte* kome*n* und offe*n*, wie sie gewiset were*n* und wie sie daheime uzgewiset hette*n*. Und hette*n* die scheffe*n* dann*e* also behalde*n*, alß sie uzgewiset hette*n*, so sulde in der jene darumb karunge dun nach irkentniss dez scheffens.

Ein Vergleich mit der Wiedergabe bei Bodmann zeigt, daß dieser einen völlig korrekten Text hat; nur setzt er jedesmal ›Elteuil‹ für

heit steht die ganze Formel im Fremdenurteilsbuch Bl. 173a; nur hat B. die Worte »unsirm Herrn von Mentze« für das farblose »deme herren« des Originals eingesetzt.

1) Z. B. liegt in dem Falle, S. 315 unten, die einzige Parallele darin, daß die Schöffen etwas auf den Eid nehmen, den sie dem Schöffenstuhl getan haben. Aehnlich S. 316 unten, 317 unten, 318 f.

2) Möglicherweise ist in dieser Absicht das Motiv für das mutmaßliche diebliche Behalten der beiden Ingelheimer Gerichtsbücher zu erblicken. Vielleicht hatte er sie später vernichten wollen, um seine Fälschungen zu verdecken, ist aber aus irgend einem Grunde nicht dazu gekommen.

3) 336.

»Ingelnheim«; ferner fügt er außerhalb des Textes den frei erfundenen Namen des angeblich Recht suchenden Ortes (Castell) und die gleichfalls frei erfundene Seitenzahl des angeblichen Eltviller Gerichtsbuches (S. 68) hinzu. Da der Name des Oberhofes im Text der Sprüche nur selten vorkommt, so ist dieser sogar meist ganz unverändert für den Fälscher brauchbar, so z. B. bei dem Ruprechtsberger Fall vom 14. Mai 1411 (Bl. 227b)[1]. Daß gelegentlich freilich sprachliche Fehler des Textes auf Bodmannsche Erfindung deuten und hie und da auch ganz andere Quellen benutzt sind, habe ich bereits früher gezeigt[2]. Doch das ist die Ausnahme, nicht, wie Z. meint, die Regel.

Welche Vorsicht bei der Beurteilung der Bodmannschen Fälschungen geboten ist, zeigt die überraschende Tatsache, daß der Oberhof zu Eltville selbst, den ich im Jahre 1903 auf Grund der Fälschung seiner Entscheidungen und angesichts des Umstandes, daß unsere gesamte Kenntnis von ihm auf Bodmann zurückging, für ein Erzeugnis von dessen Phantasie erklären zu müssen glaubte, doch wohl bestanden haben dürfte. Ich nahm damals an[3], daß die Erwähnung des Eltviller Gerichts in einem von B. (768) veröffentlichten Ingelheimer Spruch auf dessen Fälschertätigkeit zurückzuführen sei. Das ist aber nicht der Fall. Er lautet im Original (Bl. 193b, 1409 Juni 25):

> Ite*m* Henne Mencze von Wirstad had gefreget, wie man ein widderfellig gud besihin solle?
>
> Sent*entia*: Sind *der* zid sie sprechin, daz iz wing*ertin* sin, die sal man besih*i*n mit deme gerichte in XIIII d*agin* noch sante Joha*n*nes dage. Und irkenne*n* die, daz eins teils da brüchig ist, so sind alle die gude die darzu hore*n*, die in de*n* gerichte*n* ligen, die ir recht hie hole*n*, virfall*i*n; lige*n* abir die wing*ertin* in eime gerichte, daz zu Eltuil sin recht holet und we*re* da brest ane, darumb were*n* die and*ir*n gude nit virfall*i*n.

Diese Entscheidung ist vielmehr für Bodmann offenbar nur die Veranlassung geworden, zu dem so gefundenen rheingauischen Oberhof nun auch die in der Ueberlieferung fehlenden Rechtssprüche zu erfinden, um das allzu dürftige Bild zu beleben. Man sieht: auch ein ganzer Rattenkönig von Fälschungen kann bei Bodmann eine Wahrheit bergen, zu deren Schmuck er dienen soll. Die Lehrbücher der

1) Bodmann, S. 641, hat nur die Jahreszahl in 1401 geändert. Vgl. dazu Zedler S. 316.

2) 334; doch sind einzelne der dort beanstandeten Formen in Wahrheit unbedenklich, wie z. B. »hait dun fregen«, »pail«.

3) 335. Die dort gleichfalls erwähnte Sulzheimer Gerichtsordnung und die von Z. (314) behandelte Sulzheimer Urkunde sind wohl sicher falsch.

deutschen Rechtsgeschichte, die den Eltviller Oberhof neuerdings als apokryph haben fallen lassen, werden ihm wieder ein, wenn auch bescheidenes Plätzchen einräumen müssen.

Auch bezüglich des Kiedricher Gerichtsbuches, aus dem Bodmann eine Anzahl von Einträgen, vorzüglich Einkindschaftsberedungen betreffend, veröffentlicht hat, urteilt Z. (320 ff.), daß es sich hier um eine »nur erfundene Quelle« handele. Auf meine Bemerkung, daß die Ueberlieferung [1]), Bodmann habe das Buch in Kiedrich entwendet, einen Anhaltspunkt für sein früheres Vorhandensein gewähre, erwidert er, eine solche Ueberlieferung sei in Kiedrich gar nicht vorhanden. Als ob ich behauptet hätte, die Tatsache müsse noch heute in Kiedrich in aller Munde sein! Im Zusammenhang damit befremdet bei einer Publikation des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, daß Z. mit keinem Worte auf das im Besitze dieses Vereins befindliche [2]) Kiedricher Gerichtsbuch von 1555—83 eingeht. Das wäre um so mehr am Platze gewesen, als er meine Angabe, die Bodmannschen Einkindschaftsakte seien rechtshistorisch wertvoll und enthielten zweifellos rheingauisches Recht, für eine unbewiesene Behauptung erklärt und seinerseits die kühne Gegenbehauptung aufstellt, die Einkindschaft sei im Rheingau überhaupt nicht üblich gewesen; zum Beweise beruft er sich auf ein Gerichtsbuch von Hattenheim, das nichts darüber enthalte: warum nicht auf das echte Kiedricher Buch? In Wahrheit liegt bei Z. ein gröbliches Mißverständnis der Darstellung von Alberti [3]) vor, wonach im 17. Jh. im Rheingau die gesetzliche Einkindschaft unbekannt gewesen sei [4]). Natürlich handelt es sich bei den Kiedricher Urkunden aber um die weit mehr verbreitete vertragsmäßige Einkindschaft [5]). Daß diese

1) Vgl. darüber Götze, Archiv. Zeitschr. II (1877) 151.

2) Auskunft des Staatsarchivs zu Wiesbaden. Auch ich habe das Buch bisher nicht einsehen können. Bodmann verlegt seine Quelle ins 15. Jh. Doch ist, wie ich Sav.-Ztschr. 24, 337 ausführte, mit Vordatierung zu rechnen. Vgl. aber ebd. 392.

3) W. Alberti, Der Rheingauer Landbrauch von 1643 (1913); vgl. dazu meine Besprechung, Sav.-Ztschr. 35 (1914) GA. 511 ff. Vielleicht ist Z. auch durch die sehr anfechtbare Bemerkung von Roth, D. Geschichtsbl. 10 (1909) 140, beeinflußt worden.

4) 80.

5) Hinsichtlich dieser stellt auch Alberti fest (S. 79 f.), daß sie noch im 17. Jh. auf Grund der für das ganze Erzbistum Mainz geltenden Gerichtsordnung von 1589 in Gebrauch gewesen sei. Uebrigens regelt bekanntlich auch noch das Mainzer Landrecht von 1755 die Einkindschaftsberedungen in Tit. 2 ganz eingehend. Für das 16. Jh. wird uns von sachkundigster Seite, nämlich durch J. Fichard, Consilia II (1590) 183, berichtet, daß der »Landbrauch im Rheingau« die Einkindschaftsberedungen gekannt habe.

auch im Gebiete des Ingelheimer Oberhofes eine große Rolle spielte, hätte Z. durch einen Blick in das Register des Buches von Loersch[1]) feststellen können. Daß es sich nicht nur um einen vereinzelten Fall handelt, wie er behauptet (323), sondern um zahlreiche Urkunden, konnte er aus meiner Dissertation über die Einkindschaft[2]) ersehen, die gerade das mittelrheinisch-fränkische Rechtsgebiet und das 14. und 15. Jh. des näheren behandelt. Endlich enthält auch ein rheingauisches Gerichtsbuch, wie ich auf Grund freundlicher Mitteilung des verdienten Historikers des Rheingaus, Archivrat Dr. Paul Richter in Coblenz, feststellen kann, unter seinen Urkunden Einkindschaftsverträge. Es ist das älteste Rats- und Gerichtsbuch von Erbach von 1527. Vor allem ergibt sich aber die Echtheit der Kiedricher Eintragungen, wie ich schon in der von Z. übersehenen Miszelle von 1903[3]) ausführte, aus ihrer nahen Verwandtschaft mit Einkindschaftsverträgen, die uns in dem Schiersteiner Gerichtsbuch von 1506 überliefert sind[4]). Schierstein gehört zwar nicht zum Mainzer Rheingau-Territorium, sondern zu der nassauischen Herrschaft Wiesbaden, bildete aber immerhin einen Bestandteil des alten größeren Rheingaues und steht zu dem späteren, eigentlichen Rheingau in enger nachbarlicher Beziehung. Da es sich bei der vertragsmäßigen Einkindschaft um gewohnheitsrechtliche Bildungen des Familiengüterrechts handelt, spielen auch die territorialen Grenzen keine erhebliche Rolle. Das zeigen denn auch die Anklänge der Kiedricher Urkunden an solche aus Frankfurt a. M. Z. verwertet sie in dem bei ihm üblichen Sinne als Anzeichen für eine Fälschertätigkeit Bodmanns, der hier einmal mit Frankfurter Material gearbeitet habe[5]). Hätte es der Zufall gefügt, daß Bodmann, der sich auch den Besitz des Schiersteiner Gerichtsbuches irgendwie zu verschaffen gewußt hat[6]), Auszüge aus diesem, statt aus dem Kiedricher, veröffentlicht und es dann vernichtet hätte, so könnte Z. heute mit denselben Gründen, die

1) S. 551.

2) Breslau 1900, z. B. S. 21, 24, 28 usw. Z. hat sie zwar zitiert, aber nicht wirklich benutzt. Sonst hätte er z. B. nicht den von Bodmann, S. 652, mitgeteilten Fall des Widerrufs einer Einkindschaft durch ein mündig gewordenes Kind für unmöglich erklären können. Daß dieser Grundsatz, der allgemeinen deutschen Rechtsgedanken entspricht, auch durch einwandfreie Urkunden aus Frankfurt und Ingelheim für die fränkische Einkindschaft bestätigt wird, zeigt meine Diss. S. 27 f.

3) Sav.-Ztschr. 24, 391 f.

4) Reichsarchiv München Nr. 508.

5) Daneben argumentiert er wieder mit subjektiven Erwägungen über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Inhalts der Urkunden. Ueber ihre geringe Stichhaltigkeit vgl. oben Anm. 2.

6) Es ist aus seinem Nachlaß nach München gekommen.

er gegen die Kiedricher Verträge geltend macht, die Schiersteiner Eintragungen beanstanden. So heißt es z. B. in dem Schiersteiner Kodex p. 8: ›Forter mehe sollent die kinde, die sie itzunt han und forth mehe gewyn mogen mit eyn ander, sin eyne kinde in allen den guttern, die sie itzunt han ader gewyn mogen, und er eyn vatter im gude und sihe eyn mutter sin‹. Dazu vorher: ›als weren sihe von irer beider lieb geboren‹. p. 10 f. (Eintragung des Wortlauts einer Vogturkunde von 1468): ›sollen eyn kinder sin in alle die gutter, syhe han und gewynnen mochten‹. p. 12 f. (1508) ›Hinlich zwyschen Deschen Cleßen sinen kinden‹ erster Ehe und ihrer Stiefmutter ›Grupen Elßen von Kidderich anderstheils‹; es ›sail der obgenant Desche Cles und Grupen Els eyn vatter und eyn mutter in allen den guden sin, die sie han, gewyn adir by ein ander ubirkommen mogen, nichts ußgescheiden.‹ p. 19 (unter den ›verwilligenden‹ Verwandten ›Ruckers Keth von Kiederich‹): ›sal die gnant Clare eyn mutter syn in allen guttern, die Werner und sie han ader gewynnen mogen.‹ Aehnlich p. 20. p. 25 (1511): ›daß die obgnanten zwey elude Hertel eyn vatter und Katherin eyn mutter der kinde, die sie hant und by eynander gewynnen mogen, sin sollen, glicher wiese, als ob sie von ere beider libe kommen und geboren weren, in allen den guden, die sie hant ader gewyn mogen.‹ Das sind fast wörtlich die gleichen Wendungen, wie sie Z. (321 f.) in den Kiedricher Urkunden als Entlehnungen aus den Frankfurter Gerichtsbüchern beanstanden oder, als für die ›sich in Uebertreibungen ergehende Redeweise‹ Bodmanns bezeichnend, verdächtigen will. In Wahrheit handelt es sich um die der Rechtssprache eigenen stehenden Formeln mit ihrer sinnlich anschaulichen Redeweise. Das Vorkommen wörtlicher Anklänge in den Einkindschaftseintragungen benachbarter Rechtsgebiete erklärt sich zudem sehr einfach auch daraus, daß ein und derselbe Vertrag, wenn er Güter betraf, die an verschiedenen Orten lagen, in die Gerichtsbücher sämtlicher in Frage kommenden Bezirke eingetragen werden mußte[1]). Dabei wurde, wie die oben angeführte Eintragung einer Vogturkunde von 1468 in das Schiersteiner Gerichtsbuch von 1506 ff. zeigt, der Wortlaut der Vertragsurkunde in das Buch übertragen. Das wurde in dem genannten Fall von vornherein ins Auge gefaßt. Es heißt in der Urkunde: ›und hiruber sin gemacht zwen ußgeschnittene zcettel, glich ludende, iglicher parthie eyn ubergeben, und wer eß sach, das der parthie eyn ader mit eynander die zettel begerten zu schriben in die gerichtsbucher, so sail eyn dem andern befollig dar zu sin.‹ Es besteht danach nicht der mindeste Anlaß, an der sachlichen Ueberlieferung der Kiedricher Eintragungen zu zweifeln. Ge-

1) Meine ›Einkindschaft‹ 23.

rade ihre nahe Verwandtschaft mit den Frankfurter und Schiersteiner Urkunden beweist die Echtheit des von Bodmann veröffentlichten Textes. Anders steht es um die Frage, inwieweit B. die Daten und Namen verfälscht hat. So ist es z. B. sehr wohl möglich, daß B., um das Vorkommen der Einkindschaft im Adel zu erweisen, den auftretenden Personen adlige Namen oder Prädikate beigelegt hat. Z. B. fällt mir auf, daß Bodmann (650f.) eine Einkindschaftsberedung des ›Jungher Henne von Riffenberg‹ von 1431 bringt, während in Schierstein 1508 (p. 9) eine solche zwischen ›Hen Riffenberg seinen vier kinden‹ aus erster Ehe mit ›Gretha von Rudeßheim‹ und seiner zweiten Frau ›Greten vom Hawe, Schwartzkops tochter‹ vorkommt[1]. Der Gedanke liegt nahe, daß B. hier den Namen, den er aus dem Schiersteiner Buche kannte, verwendet[2] und verschönt, vielleicht auch die Kiedricher Eintragung stark vordatiert habe. Insofern ist gewiß Vorsicht bei der Benutzung der Urkunden geboten. Deren Wert für die Privatrechtsgeschichte wird aber durch solche Entstellungen kaum berührt. Aufgabe der örtlichen Geschichtsforschung ist es, das an sich wertvolle Material von solchen Schlacken zu befreien. Es ist sehr bedauerlich, daß das Werk von Z. diese Aufgabe so völlig verkannt hat.

Göttingen. Herbert Meyer.

Karl Meister, Die homerische Kunstsprache (= Preisschriften gekrönt und herausgegeben von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig, Band XLVIII). Leipzig 1921, Teubner. gr. 8°. VIII und 262 S., geheftet 60 Mk.

Aus der Umänderung einer Preisaufgabe, die den jonischen Anteil an der Sprache Homers herausgearbeitet wünschte, ist Meisters vorliegendes Buch über die homerische Kunstsprache hervorgegangen. Wir haben seit langer Zeit kein Werk mehr über die Sprache Homers erlebt, das so viel Neues brächte wie dieses. Viele Probleme erscheinen in einem neuen Licht, andre sind neu angeschnitten. Im großen ist der Verfasser darauf bedacht, die homerische Ueberlieferung möglichst für den Dichter selber zu retten. Damit wird manche Form, die bisher wegen ihrer fortgeschrittenen Entwicklung kaum dem jüngsten homerischen Dichter zugeschrieben wurde, in viel höheres

1) Vgl. auch 1509 (p. 20) Einkindschaft zwischen ›Clesen von Schwalbach‹ und seinen ersteheIichen Kindern einerseits und seiner Frau, ›Riffenbergs dochter Grethen anderstheils.‹

2) Anderseits ist nach den obigen Ausführungen das Vorkommen der gleichen Personen in den Gerichtsbüchern verschiedener Orte durchaus möglich, wie ja auch in den mitgeteilten Schiersteiner Eintragungen Leute von Kiedrich auftreten.

Alter hinaufdatiert und gar manche altertümliche Form als archaistisch erwiesen. In diesen beiden Nachweisen scheint mir das Hauptverdienst der außerordentlich anregenden Schrift zu stecken.

Bevor Meister an die Sonderung archaischer und moderner Formen herangeht, legt er einen festen Grund durch eine Untersuchung über Vers und Sprache. Die einzelnen Kapitel sind nicht alle gleichwertig. Am wenigsten bietet der Anfang, der sich mit den Cäsuren befaßt und sich meist mit einer Zusammenstellung fremder Resultate begnügt. Darunter befindet sich auch der hohe Prozentsatz für die bukolische Diärese, den Cauer soeben als unrichtig nachweist. Auch was über den spondeischen Wortschluß im 5. Fuß gesagt wird, scheint mir nicht glücklich zu sein.

Die Fälle κρῖ λευκόν, λῖς πέτρῃ hat ebenso wie ἠῶ δῖαν, ἱδρῶ πολλόν usw. Sommer Glotta I 157 schon richtiger behandelt. An die Freiheit der kyklischen Dichter (S. 8), im 5. Fuß spondeischen Wortschluß zuzulassen, die auch bei der Kontraktion S. 182 vorgeholt wird — S. 50 ist der Standpunkt undeutlich — kann ich darum nicht glauben. Auch die Rarität εὐρεῖα χθών findet als syntaktischer Konnex ihre unmittelbare Erklärung.

Sehr beachtlich sind dagegen die Nachweise für Veränderungen der Wortbildung unter dem Zwang des Metrums, so S. 13 πτολιπόρθιος u. a. statt πτολίπορθος vor der bukolischen Cäsur[1]). Zweifelhaft bleibt mir seine Annahme, daß die Vorliebe des 4. Fußes für den Daktylos aus der Häufigkeit der daktylischen Endungen ihre einzige Erklärung findet. — Daß die metrische Dehnung auch vom Dichter gesprochen wurde, wird man zugeben dürfen, auch die Deutung des ἠγάθεος usw. mit metrischer Dehnung des ᾰ- und jonischer Umwandlung zu η. Was ἀθάνατος anlangt (S. 38 Anm. 1), so kann entweder metrische Dehnung oder jonische Ersatzdehnung vorliegen; das äolische Produkt aus *dhṇ* würde wohl anders aussehen. Vor Vokal wird die metrische Dehnung kaum allgemein durch οι für ŏ geschrieben, sondern, wie auch Wackernagel, Sprachl. Unt. Hom. 65 jetzt anzunehmen geneigt scheint, nur vor den hellen Vokalen; falls man βοιος in Erythrai hier mithineinziehen muß, kann man daran denken, daß der Nom. βοιες die Orthographie βοιος beeinflußt haben müßte.

Für die merkwürdige Tatsache, daß die Wortfugenposition nicht ganz gleichberechtigt neben der Naturlänge steht, fehlt auch bei Meister (trotz S. 54 f.) die wirkliche Erklärung. Ich glaube, sie mit der Beobachtung erbringen zu können, daß der wortauslautende Kon-

1) Die Herleitung des Wortes ἀέθλιον von ἀείρω (S. 14, 24) scheint mir recht bedenklich. Soll ρ vor θλ ausgefallen sein?

sonant nicht dieselbe Quantität hatte wie der silbenauslautende im Wortinnern, wie ich in meinem Silbenbuch nachweise.

Sehr wichtig ist die Kritik an den Theorien Jacobsohns im Hermes XLIV und XLV. Die Sonderstellung der äolischen Doppelkonsonanz wird mit Recht ins Land der Fabel verbannt. Die Eigenheiten in der Stellung im Vers werden in viel einfacherer Weise aus der Folge von Länge und Kürze der betr. Wörter erklärt.

Die Kürzung der ausgehenden Langvokale und Diphthonge vor vokalischem Anlaut hat auch bei Meister noch keinen völligen Aufschluß gefunden. Ich sehe die Erklärung darin, daß akuierte *i*-Kurzdiphthonge ihr *i̯* lautgesetzlich verlieren mußten, in der gesprochenen Sprache aber analogisch wieder erhielten. Der Widerspruch zwischen dichterischer Tradition und Alltagssprache führte dazu, auch bei schleiftonigen Kurzdiphthongen so wie bei langen Vokalen und Langdiphthongen Kürzung vor Vokal zuzulassen. Ich werde das in dem genannten Buch über Silbenbildung etwas genauer ausführen. Dort werde ich auch über die Schicksale von *si̯* sprechen, das vor *o* nicht spurlos geschwunden zu sein scheint; daher kann auch *-osi̯o* nicht -οο ergeben haben (S. 54 Anm. 1), während in dem ει von ἐμεῖο, σεῖο der unechte Diphthong steckt.

Das erste Kapitel des zweiten Teils behandelt die Präsenskonjugation der Verba contracta, es berührt sich zu einem Teil mit den neuen Ausführungen Cauers: bei den sog. zerdehnten Formen. Meister hat es sehr wahrscheinlich zu machen verstanden, daß diese vom Dichter selber herrühren, weil Zitate von jeher die Zerdehnung schon kennen und vor allem, weil die ganze epische Dichtung von Homer ab die Zerdehnung genau in denselben Grenzen wie Homer festhält. In seiner täglichen Sprache besaß der Dichter nur kontrahierte Formen, hat aber, um die traditionelle Doppelsilbigkeit beizubehalten, distrahiert. Ich glaube, daß dies die beste Lösung der Streitfrage ist, und lasse meine übrigen Bedenken (KZ. XLVI) fallen. Zum Teil werden diese Bedenken erst jetzt entkräftet. Die eigentümliche Verteilung von unkontrahierten, distrahierten, kontrahierten Formen findet jetzt eine richtige Erklärung; der Dichter hat die distrahierten Formen benutzt, um seiner Sprache einen altertümlichen Anstrich zu geben [1]). Für Wackernagel bedeutet dies das Aufgeben eines Beweisstückes für die attische Redaktion des Homertextes.

Wenngleich ich so Meister bei der Zerdehnung in der Hauptsache recht gebe, kann ich doch nicht finden, daß er überall das Richtige dabei gesehen hat. Um ἡβώοιμι, παραδρώωσι usw. beizukommen, muß er zu dem höchst bedenklichen Ausweg greifen, daß

1) Daß η 114 alle Handschriften τηλεθόωντα haben, ist nicht richtig.

alle seine Verba auf -ᾱω äolisch sind, während er in der Zerdehnung der Verba auf -ᾰω jonisches Sprachgut anerkennen muß. Das kommt ihm allerdings auch selber nicht ganz geheuer vor. Ist es aber nicht sonderbar, daß alle die zerdehnten Formen mit Länge des ersten Vokals nur mit dieser Länge in den Vers passen? Meister will allerdings nicht an metrische Dehnung glauben, weil die Formen sich sofort dem Vers anpassen, falls kontrahiert würde. Der Grund dürfte aber nicht ausschlaggebend sein. Entscheidend ist doch wohl, daß die Formen mit kurzem ersten Vokal sich dem Versmaß nicht fügen würden. Es wird also dabei bleiben dürfen, daß die Länge in diesen zerdehnten Formen als metrische Dehnung aufzufassen ist. Warum in diesem Fall ω vor Vokal Ausdruck der Dehnung ist, nicht wie sonst οι, glaube ich KZ. XLVI 255 f. begreiflich gemacht zu haben.

Als ein weiteres wichtiges Resultat wäre aus diesem Kapitel wie als Resultat des fünften Kapitels die Widerlegung der Schmidtschen Theorie αο > εο (S. 76 f., 126 f.) zu buchen, wenn sie gelungen wäre. Meister zerlegt die Formen in vier Teile: 1. die jonischen Verbalformen, die ihr ε analogisch mit Hilfe des Aorists auf -ησα usw. bezogen haben sollen, 2. die dorisch-nordwestgriechischen, die für die Analogie auf die Konjunktivformen und die Aehnlichkeit von -ῇς : -εῖς usw. verwiesen werden, 3. die Neutra wie κτέρεα, die in die Flexion der ος-Stämme übergingen, weil die Genetive auf -ῶν und -έ͜ων ähnlich klangen, 4. οὔδει, das, weil es viermal als Spondeus belegt ist, für den Dativ eines konsonantischen Stammes mit der Endung -ει ausgegeben wird, zu dem sekundär die Formen auf -εϊ, -εος hinzugebildet wurden; die Verschiedenheit des Stammes wird vielleicht mit Recht an andrer Stelle (S. 229) aus seiner Natur als Fremdwort begründet. Die Erklärungen für 2 und 3 sind mir unannehmbar. Widerlegt wird Schmidt überhaupt nicht, es wird mehr die Meinung als ›falsch‹ beiseite geschoben, weil die Analogie die Regel überwuchert hat. Ich glaube allerdings, daß man mit Hoffmann, Griech. Dial. III 246 die Regel erweitern muß; nicht nur vor *o*, sondern auch vor *a* wurde ᾰ zu ε. Aber dann ist doch wohl alles ganz gut in Ordnung. Zwar sind κραδάων, εἰσελάων, ναιετάουσι nur durch Analogie erklärbar; es ist aber ganz überflüssig zu verlangen, daß von diesen Verben gerade Formen mit αε, αει belegt sein müßten. Wer die Analogie in der Sprache geschaffen hat, brauchte doch dazu keine Belege für αε, αει aus Homer, sondern nur aus seiner Sprache! Aber anders herum! Wie kommt es, daß dieses neue ε in den Verbalformen nur vor -ο auftritt? Wie ist zu erklären, daß bei Herodot vorliegen: κέρεος, τέρεος, κερέων, κέρεα, τέρεα, γέρεα : γήραϊ, κέραϊ (v. l. κέρει)? Darauf müßte Meister jede Antwort schuldig bleiben. Die Schmidt-Hoffmann-

sche Theorie erklärt die Verteilung aufs beste. Daß οὖδας ein Fremdwort ist, will ich nicht bestreiten. Ich möchte nur nicht die vier Fälle des spondeischen Dativs dafür ausschlachten. Verdächtig als Fremdwort ist es auch mir ebenso wie einige andre Wörter, die mit einer höheren Kultur des Bauwesens zusammenhängen, so μέγαρον, θριγκός, πύργος, auch βλῆτρον, γέφυρα, um nur homerische Wörter zu nennen. Meister macht S. 58 und 229 auf Reihen von fremden Wörtern bei Homer aufmerksam. Mit Recht hebt er hervor, daß die Wörter, die mit der Musik in Beziehung stehen, ungriechisches Gepräge tragen, worüber Theander in einer viel zu weit gehenden Sonderuntersuchung sich ausgelassen hat. Auch die dunkeln Beiwörter stellt er vermutlich mit Recht in diesen Zusammenhang. Es wäre aber am Platz gewesen, auch andre Reihen zu nennen, nicht nur Tiere, Pflanzen, Gesteine (σίδηρος, κύανος, κασσίτερος, μόλυβδος, μέταλλον, πέτρα), Gefäße (δέπας, κισσύβιον, λέβης, λήκυθος, σκύφος, φιάλη), sondern auch Ausdrücke des Kults (αἴσυλος, ἠλύσιον, θύσθλα zu θύρσος, ἱερός, καθαρός, λιτή, ταρχύω), solche für Waffen und Schlacht (ἄντυξ, ἀσπίς, καταῖτυξ, λαισήιον, λαοί, λόφος, ξίφος, οἰστός, πρυλέες, συλάω, φάσγανον, φύλοπις), für Spiel (ἀθύρω, δίσκος, νύσσα, πεσσός, σόλος) und andre. Ich will mich hier nicht weiter darüber auslassen. Die genannten Wörter gehören samt und sonders in dieselbe Sphäre, in den Kreis des ritterlichen Lebens. Das Problem des Einflusses der Nachbarn und der Vorbewohner Griechenlands wird von Meister nur gestreift. Ich glaube, daß zu einem richtigen Verständnis Homers in Zufunft den Spuren dieses Einflusses ganz systematisch nachgegangen werden muß.

Sehr hübsche Ergebnisse hat Meister auch im zweiten Kapitel erzielt, das eine ganze Zahl von Präsentien als sekundäre Bildungen aus Aoristen und Futuren herleitet. Nicht einverstanden aber bin ich mit der Art und Weise, wie hier (S. 100) und auch sonst, so S. 168 f., 171, 176, 255, das Verhältnis des jonischen η zu ᾱ behandelt wird. Wenn ich Meister recht verstehe, soll ᾱ z. B. auch in καλός, πᾶς, τιμάς, τάλας nur eine ältere Schreibung sein, während die echt jonische Form überall ein η gehabt habe. Hier wird man ruhig bei der bisherigen Anschauung bleiben dürfen. ἦρι und ἄριστον (S. 38, 171) werden doch wohl auf verschiedener Ablautstufe beruhen. Könnte übrigens das von Brugmann erfundene häßliche Wort Univerbierung (S. 106) nicht allmählich wieder in der Versenkung verschwinden?

Zu der Untersuchung über das Imperfektum von εἶναι im dritten Kapitel möchte ich bemerken, daß mir der Schluß (S. 109/10) aus der Verteilung der Formen auf ältere und jüngere Partien kein Vertrauen einflößt. S. 248 äußert sich Meister über derartige Experimente selber recht skeptisch, ja S. 246 lehnt er sie als völlig aussichtslos ab.

Das vierte Kapitel umfaßt zwei verschiedene Probleme, den Passivaorist und das ϰ-Perfektum. In dem ersten Teil scheint mir der Verf. zu schnell Wackernagels bekannte Herleitung aus der Medialform der 2. Person Singularis abzulehnen. Es ist ja richtig, die Basis ist etwas schmal. Auch sind Meisters Beobachtungen über die Verteilung der Aoriste, die Häufigkeit der Formen auf -θην von Denominativen, sehr wertvoll. Daß Formen des Aorists von τίθημι, in erster Linie das Partizip, mit im Spiele sind, halte ich nicht für unwahrscheinlich. Gerade, daß beim Aorist auf -θην die Kontraktion durchgeführt ist, läßt sich im besondern noch dafür geltend machen, wenn man sich auf die Ausführungen Horns (Sprachkörper und Sprachfunktion) beruft. Ich glaube aber nicht, daß man mit Meisters Vorschlag allein auskommt. Wenn die Formenbildung gar so jung wäre (S. 163), würde doch vielleicht die passive Bedeutung bei Homer nicht überwiegen. Wenn man aber das einst mediale ἐδόθης usw., das auch schon passiv geworden war, mit zum Ausgangspunkt der Formen auf -θην nimmt, wird das Vorwiegen der passiven Bedeutung erklärlich. So wird man Wackernagels Theorie mit der neuen Meisters vereinigen dürfen.

Die Untersuchung über das Perfektum enthält manche hübsche Beobachtung. Was S. 118 über die Einreihung des Perfekts in die Genera verbi seitens der Alten gesagt wird, scheint mir aber nicht ganz korrekt zu sein. Ein Perfektum wie πέπηγα, διέφθορα wenigstens galt Dionysios Thrax (ed. Uhlig p. 49, 2) als Medialform.

Von den Ausführungen über -φιν im sechsten Kapitel bin ich weniger befriedigt. Der Nachweis dafür, daß das Suffix ursprünglich nur dem Plural eignete, scheint mir nicht gelungen zu sein; hier ist das Armenische über Gebühr beiseite geschoben. Nicht ganz klar ist mir geworden, ob der Gebrauch zunächst nur auf den Instrumental-Ablativ beschränkt oder auch auf den Dativ ausgedehnt gewesen sein soll.

Das siebente Kapitel, das die quantitative Metathesis behandelt, ist entschieden förderlich, obwohl das eine Resultat verfehlt sein dürfte (S. 165): εια, ειο, ειω sollen nur da zu finden sein, wo in der jüngern, jonischen Sprache eine durch Metathesis umgestaltete Form lebte, die, von dem *e*-Laut abgesehen, metrisch gleichwertig war. Mit der Form εἵως weiß daher Meister nicht fertig zu werden. Die scheinbar attische Form παρειαί (S. 158 Anm. 1) wird wohl am einfachsten damit zu erklären sein, daß das Gesetz αια > εια auch für das Jonische gilt. Die Ausführungen über die Deklination von Ἀτρεύς sind recht unwahrscheinlich. Es liegt nahe, mit Debrunner GGA 1916, 741 bei den Namen und Wörtern auf -εύς an das Vorgriechische anzuknüpfen, ein Gedanke, der auch Meister S. 228 nicht fremd ist. Unregelmäßig-

keiten in der Deklination fremder Wörter sind nichts Merkwürdiges. Die Erklärung von Ἑρμείας aus *Ἑρμάϝας (S. 155) muß ich ablehnen; daß im Griechischen die Endsilben Lautveränderungen besser widerstehen als Binnensilben (S. 85, 175), kommt mir wenig geheuer vor; wie soll wohl ᾱ in jonischer Endsilbe geblieben sein, während es in der Binnensilbe zu η wurde! Sollte übrigens das ει in Ἑρμείας, Αἰνείας, Αὐγείας nicht doch bloß auf metrischer Dehnung beruhen? Bezüglich des angeblich isolierten Ἕρμαος S. 254 ist jetzt auf Bechtel, Die griechischen Dialekte I 64 und 266 hinzuweisen. Wegen der Formen von λαός braucht man sich wohl nicht allzuviel Kopfschmerzen zu machen (S. 168), da auch dieses Wort vermutlich Lehnwort aus dem Vorgriechischen ist. Recht beachtenswert sind zwei Beobachtungen, die auf frühzeitige Aussprache des υ als ü im Jonischen hinweisen: S. 147 Erhalten des η vor υ, und S. 182 frühzeitige Kontraktion von υι.

Auch das achte Kapitel (Kontraktion) bezeichnet ganz entschieden einen Fortschritt. Nicht unwichtig ist neben der Deutung des Genetivs Plur. Fem. der jonischen Adjektiva auf -ος die Anmerkung S. 186, in der festgestellt wird, daß im Attischen -εων der Kontraktion nicht unterlag, daß also τιμάων > τιμέων nicht lautgesetzlich, sondern analogisch zu τιμῶν wurde, während die Wörter auf -ρα, -ια lautgesetzlich kontrahierten. Sollte aber beim Artikel τᾶν im Böot. nicht die Bedeutungs- und Tonlosigkeit frühzeitige Kontraktion bewirkt haben? Wenn S. 190 ἠώς neben ἑωσφόρος als selbstverständlich jonisch hingenommen wird, so möchte ich fragen, warum es auch dann, wenn es nicht die Göttin bedeutet, nie nach der Regel S. 165 εἰώς heißt. Daß der Versschluß Κρόνου πάϊς ἀγκυλομήτεω sicher älter ist als die ältesten Gedichte (S. 191), möchte ich nicht unterschreiben. Das Hauptresultat dagegen, daß quantitativ gleiche Vokale und einige Paare unmittelbar benachbarter Vokale unkontrahiert nur unter besonderen Bedingungen (Analogiebildungen) noch erreichbar sind, halte ich für richtig und für einen wesentlichen Fortschritt.

Im neunten Kapitel (Das Vau) ist Verf. ebenfalls ein hübsches Stückchen vorangekommen. Ich denke dabei weniger an die beiden ersten Abschnittchen, die Vau als Vokal und im Anlaut behandeln. Für den Anlaut hält er wie die meisten Forscher der jüngeren Zeit Digamma als Laut bei Homer für völlig ausgeschlossen. Wichtiger sind seine Betrachtungen über Vau hinter Konsonant. Er macht S. 205 die Beobachtung, daß in den jonischen Inschriften wie bei den jonischen Schriftstellern Ersatzdehnung fast ausnahmslos nur da zu finden ist, wo bei Homer Länge gemessen wird, daß daneben in denselben Wörtern wie außerdem regelmäßig in den bei Homer nicht belegten

ϝ spurlos geschwunden ist. Daraus zieht er S. 208 den Schluß, daß postkonsonantisches Digamma im Jonischen — entgegen der allgemeinen Annahme — ohne Ersatzdehnung gefallen sei. Dieses Ziel sei schon zu Homers Zeiten erreicht gewesen; so erklärt er die Kürzen in ξενίη, μονωθείς, ἐρίοιο usw. und entzieht damit Wackernagel ein Beweisstück für die Attizismen bei Homer. Die meistens gebrauchte Länge (wie in ξεῖνος) deutet er so, daß im alten Epos Vau Position bildete und daß der Vers auch nach Schwund des Vau die alte Länge bewahrte; die jüngeren Dichter hätten also langen Vokal zum Ersatz eingesetzt und damit Formen gebildet, die es weder im Aeolischen noch im Jonischen jemals gegeben hat. Ja, diese Kunstprodukte sollen sich auch in der Prosa, sogar in den Inschriften durchgesetzt haben. Hier kann ich dem verehrten Verfasser nicht mehr folgen. Daß die Ersatzdehnung aus Konsonant + ϝ im Jonischen nur epischer Einfluß sein soll, kann ich nicht glauben; in solchem Umfang hat sich die epische Sprache doch sonst in der Prosa der Inschriften nicht durchgesetzt. Ueberhaupt ist es mir nicht recht behaglich bei dem Gedanken, daß diese Ersatzdehnung im Epos weder äolisch noch jonisch, sondern nur eine archaistische dichterische Form sein soll. Mit der Behauptung, daß im Jonischen ϝ spurlos geschwunden sei, wird Meister recht haben. Darum braucht aber Ersatzdehnung nicht unjonisch zu sein. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß in einer früheren Stufe des Jonischen, als ϝ noch gesprochen wurde, das Vau, je nachdem ob man langsam oder schnell sprach, Position bildete oder nicht; daraus werden sich zwei Formen entwickelt haben: eine mit und eine ohne Ersatzdehnung. Letztere wird in der jüngeren Zeit das Uebergewicht bekommen haben. Was οὐρανός anlangt (S. 208 Anm. 3), so scheint M. die Deutung Wackernagels, Sprachl. Unt. Hom. 136 Anm. übersehen zu haben. Ich halte also daran fest, daß Ersatzdehnung aus Konsonant echt jonisch ist.

Tief in die bisherigen Anschauungen greift auch das zehnte Kapitel über Hauchlaut und Hauchzeichen ein. Meister stellt hier die ganz neue Hypothese auf, daß zur Zeit der homerischen Dichtung ebenso wohl Aeolier wie Jonier den Asper noch sprachen, daß er aber in der Fuge hinter Tenuis in der älteren Zeit nicht zum schriftlichen Ausdruck (mit Hilfe der Aspirata) gekommen sei; in alter Zeit habe H nicht nur *h*, sondern auch η bezeichnet, eine Verwirrung, welche die Jonier dadurch beseitigten, daß sie H für das bei ihnen so häufige η einsetzten und das prosodisch belanglose *h* unberücksichtigt ließen. Seinen Beweis stützt M. vor allem mit darauf, daß die Aspirata in der Fuge nichts anderes als eine gewöhnliche Sandhierscheinung sei. Da der Grieche meist ἐκβάλλω schrieb, obwohl er ἐγβάλλω

sprach, so dürfe man sich nicht wundern, wenn ἀπ' οὗ statt ἀφ' οὗ geschrieben wird, obwohl die Aussprache ein φ verlangt. Ja, es sei töricht, in diesem Fall ausnahmslos phonetische Schreibung zu erwarten, während bei der Assimilation der Tenuis an folgende Media usw. die etymologische Schreibung als etwas Selbstverständliches hingenommen werde (S. 218). Letzteres Argument kann ich nicht anerkennen. Die Schreibung der Aspirata in der Fuge nimmt im Lauf der Zeiten bei Homer wie auch sonst zu (S. 211, 217, 226); in den Homerpapyri ist sie in der Fuge zwischen zwei Wörtern seltener als in den Homerhandschriften; der Sandhi wird aber im übrigen gerade in der jüngeren Zeit nicht mehr so häufig ausgedrückt, weil die etymologische Schreibung beliebter wird (S. 221, 248); demnach wird die Aspirata in der Fuge nicht ganz genau so wie sonst Sandhi behandelt. In der Tat liegt es hier doch wirklich etwas anders. Meister stellt Schreibungen wie διχοντ· ἧις eines Homer-Londinensis (S. 211), ποκ' εἱρώων usw. aus Korinna (S. 213), lokr. αἴτ' hόρϙον (S. 214) zu den sog. psilotischen. Das ist nicht richtig. Hier verfällt er selbst einem Fehler — nur vom Standpunkt späterer Schreibung aus. Wenn der Asper geschrieben ist, ist genug geschehen; κ + *h* ist ja nichts anderes als χ. Wir sind allerdings gewohnt, in solcher Fuge zweier Wörter den Asper doppelt zu schreiben, wir schreiben ποχ' εἱρώων. Das ist dasselbe Verfahren, wie wenn man auf Thera für *th* in Θhαρύμαϙhος die Verbindung ϑh schreibt. Meister übersieht also, daß er für den Asper in der Fuge hinter Tenuis pleonastische Schreibung fordert. Außerdem ist vor allem auch nicht zu vergessen, daß in diesem Fall die Sache grundsätzlich etwas anders steht als sonst beim Sandhi. Sonst wird bei etymologischer Schreibung das erste Wort (oder Wortstück) unphonetisch geschrieben; wenn man aber bei anlautendem Asper den Auslaut des vorausgehenden Wortes mit Tenuis beläßt, so ist das erste Wort (oder Wortstück) phonetisch richtig geschrieben; dagegen das zweite Wort (oder Wortstück) kommt zu kurz, wenn der Asper in der Schrift gar nicht ausgedrückt wird. Man kann es sich also wohl vorstellen, daß der Sandhi bei anlautendem Asper anders konsequent durchgeführt wurde als sonstiger Sandhi. Damit fällt Meisters hieraus entnommenes Argument in sich zusammen. Auch ein andres Argument braucht man nicht gelten zu lassen. Formen wie κάϑημαι dürfe man darum nicht als Ueberlebsel aus einer älteren Periode ansehen, in der das Jonische noch den Hauch hatte, weil das Kompositum jünger als Homer sei (S. 219). Belegt ist κάϑημαι allerdings bei Homer noch nicht, darum braucht aber das Kompositum nicht jünger zu sein. Es ist ja auch möglich, daß der Dichter das Simplex als etwas Altertümlicheres in der poetischen Sprache lieber

anwandte als das moderne Kompositum des Alltags. Nachdruck legt Meister S. 219 ja auch darauf, daß kleinasiatische Namen wie *Herodot*, *Homer*, *Halys* usw. mit einem *h* weiterlebten. Auch da kann ein Trugschluß vorliegen. Die Einwohner der Stadt Ἄσσος erscheinen auf attischen Tributlisten als HEϟϟIOI; das beweist, daß die Athener den Namen in attische Laute umsetzten; daher schrieben sie ē (E) für ᾱ und dem anlautenden Vokal setzten sie vielleicht einen Asper vor. So können sie es oft gemacht haben. Ein Wort wie *Halikarnaß* könnten sie volksetymologisch mit ἅλς verbunden haben; bei solcher Umwandlung brauchten sie nun nicht gleich auch für σσ ihr ττ eingesetzt zu haben; Konsequenz gibt es in derartigen Dingen nicht. So kann man Meister einen Beweisgrund nach dem andern entziehen. Auch, was er über den Gebrauch des Buchstaben H sagt, braucht nicht richtig zu sein. Die Unsicherheit in der Anwendung des H für *h*, η, *he* kann gerade so gut auch damit zusammenhängen, daß der Asper da und dort geschwunden war. Und so wie man später allgemein das jonische Alphabet annahm, so kann auch früher schon der Gebrauch des H für η und *he* in Gegenden getragen worden sein, die ihren Asper noch sprachen. Notwendig ist also die Auffassung Meisters über den Spiritus in Jonien, Aeolien usw. keineswegs; nur die Möglichkeit kann ich zugeben. Die Psilose in Zentralkreta, für die ich I. F. XXXV 167 f. eingetreten bin, ist durch Meister also nicht widerlegt. Daß überhaupt kein alter Dialekt psilotisch gewesen sei (S. 220), ist meiner Ueberzeugung nach unrichtig. Der Schreiber des lokrischen Vertrags von Oiantheia und Chaleion (GDI 1479) z. B. kann den Asper kaum mehr gesprochen haben, er schreibt ihn ja zweimal bei hάγēν, das nie einen Asper besessen hat. Ueber den Artikel denke ich jetzt etwas anders als IF XXXV 169. In einem im Satz so zurücktretenden Wort, wie es der Artikel ist, können andre Lautgesetze herrschen als bei andern Wörtern; das legen die Untersuchungen Horns über Sprachkörper und Sprachfunktion nahe. Mit der Bemerkung, daß im hellenistischen Griechisch der Asper noch nicht erloschen war (S. 211), wird Meister gewiß recht haben. Auch die Deutung der Namen mit ἵππος usw. (S. 215 f.) leuchtet mir wohl ein. Es ist sehr wohl möglich, daß man in den nichtpsilotischen Mundarten, wie im Attischen, in älterer Zeit die Tenuis der Fuge vor *h* nicht oder nicht immer schrieb — Meister hat das für das gesamte Griechisch verallgemeinert — diese Orthographie behielt man bei, als man sonst längst zur Aspirata übergegangen war; Namen sind in der Orthographie allenthalben konservativ.

Für Wackernagels Hypothese über den Asper in der homerischen Ueberlieferung ist es an sich gleichgiltig, ob die vorgetragene neue

Anschauung Meisters richtig ist oder nicht. Meister hat sich aber S. 210 mit einer kurzen Bemerkung gegen Wackernagels Hypothese gewandt, ohne Wackernagels Namen zu nennen. Er zählt diejenigen homerischen Wörter auf, die den Asper tragen, ohne attisch zu sein. Er scheint also anzunehmen, daß der Asper aus der hellenistischen Koine in den Homertext, der ihn früher nicht schrieb, hineingetragen worden ist. Das ist richtig, der Asper muß nicht aus Athen stammen. Vielleicht ließe sich ἅμαξα und anderes für hellenistischen Ursprung des Asper im Homertext ausbeuten. Die Beweisführung Meisters ist an dieser Stelle etwas zu knapp gehalten wie überhaupt da, wo seine Ergebnisse mit Wackernagels Hypothese einer attischen Redaktion und der Attizismen der homerischen Dichter in Widerspruch gerät.

Die ganze Hypothese Wackernagels wird mehrfach (S. 169, 191 Anm. 1, S. 249) als unrichtig bezeichnet. Meister wird vermutlich diese alte Streitfrage nicht erneut in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen haben stellen wollen, das ist begreiflich. Ich habe aber das Gefühl, daß die gar so knappe Ablehnung nicht am Platze war. Eine ausführlichere Rechtfertigung des Standpunkts war um so nötiger, als Meister selber in auffälligem Widerspruch dazu S. 188 in θαρσῶν mit Bestimmtheit, in ὦσι mit gewisser Zurückhaltung einen Attizismus sieht. Widerlegt ist Wackernagel also durch Meister noch nicht, wenngleich ihm zweifellos einige wichtige Argumente entzogen sind. Gegen die μεταγραφάμμενοι an sich hat Meister nichts einzuwenden. Er tritt selber für eine ältere Niederschrift ein, aber er sucht sie in Jonien S. 85, 250 f. Die hierfür vorgebrachten Gründe sind vorläufig noch nicht beweiskräftig genug.

Das Schlußkapitel gibt eine wertvolle Uebersicht über die Entwicklung der homerischen Kunstsprache. Hier gibt Meister eine Fülle von Anregungen. Ich greife einen Gedanken heraus, weil er mir eine grundsätzliche Unrichtigkeit zu enthalten scheint. Vor Homer soll es noch kein Jonisch gegeben haben (S. 245). Gestützt wird dieser Satz innerlichst mit auf die oben berührte unwahrscheinliche Annahme, daß wir die Umbildung des ᾱ zu η im Jonischen noch in der Entstehung beobachten könnten. Gewiß kann der Gedanke richtig sein, daß das Jonische Kleinasiens ebenso wie andere Mundarten erst im Lauf der Zeiten einheitlicher geworden ist. Aber es ist doch nicht zu übersehen, daß auch das nicht einmal nötig ist; man braucht nur an die einheitliche Sprache Nordamerikas gegenüber England zu denken, um zu begreifen, daß es bei Kolonisation auch anders sein kann. Daß es in vorhomerischer Zeit kein irgendwie gestaltetes — auch mundart-

lich zerklüftetes — Jonisch gegeben haben soll, halte ich für völlig ausgeschlossen.

Noch einen anderen Punkt greife ich heraus, weil ich hier für Ablehnung einer Hypothese Wackernagels ausreichende Gründe vermisse. Aus der Barytonese einer nicht kleinen Zahl von Wörtern hatte dieser NGG 1914, 97 f. geschlossen, daß hinter der homerischen Betonung zum Teil äolische Ueberlieferung stecke. Meister glaubt dies S. 101, 227, 251 damit abtun zu können, daß er zwei Wörter anders erklärt, einige zweifellos äolische Oxytona bei Homer aufzählt und sich darauf beruft, daß ihm äolische Barytonese bei Homer aus allgemeinen Gründen wenig glaublich sei. Mir scheint das nicht die richtige Art zu sein, eine wohlbegründete Theorie beiseite zu schieben. An Meister war es, die zahlreichen Fälle auffälliger Barytonese bei Homer im einzelnen anders zu erklären. So lange das nicht geschehen ist, wird Wackernagels Ansicht weiter als richtig gelten dürfen; die allgemeinen Gründe, die dagegen sprechen, werden aber ebenso lange als zweifelhaft zu gelten haben. Daß manche äolischen Wörter bei Homer wie ἀργεννός nicht äolisch betont sind, läßt sich auf keinen Fall als Argument gegen Wackernagel benutzen. Da die Jonier die Vollender des Epos sind, ist es doch keineswegs wunderbar, wenn sie die Betonung in manchen Fällen umgeändert haben. Bei einigen dieser Wörter ließen sich auch wohl leicht plausible Gründe für die Umänderung anführen.

Alles in allem stellt das Homerbuch Meisters eine höchst respektable Leistung dar, zu der man dem Verfasser nur gratulieren kann. Wenn es auch nicht überall gleichmäßig befriedigt, so hat es doch die sprachlich-metrischen Probleme, die sich an Homer anschließen, ganz wesentlich gefördert. Ueberall verrät es ungewöhnlichen Scharfblick und reiche Kombinationsgabe, ruhige Besonnenheit und starke Selbständigkeit des Verfassers. Vor allem aber gibt es Anregung in weitestem Umfang. Wir danken daher der Jablonowski-Gesellschaft, daß sie in richtiger Beurteilung es dem Verfasser ermöglicht hat, die Schrift in der vorliegenden Form auszubauen.

Göttingen, Januar 1922. Eduard Hermann.

Paul Cauer, Grundfragen der Homerkritik. 3. umgearbeitete und erweiterte Auflage, 1. Hälfte. Leipzig 1921, Hirzel. 8°. 406 S., geheftet 66 Mk.

Zum dritten Male legt Cauer seine Grundfragen der Homerkritik vor. Mit nie rastendem Fleiß hat er an seinem Liebling gearbeitet: der erste Band ist jetzt umfangreicher als die ganze Schrift in ihrer ersten Auflage. Leider hat der Verfasser, ehe er das Ganze in dritter

Auflage gedruckt vor sich liegen sah, die Feder für immer aus der Hand legen müssen.

Längst hat sich das Cauersche Werk in der Gelehrtenwelt seinen Ehrenplatz erworben; ich brauche daher auf seinen Gesamtinhalt nicht einzugehen, sondern habe nur auf die Neuerungen hinzuweisen. Verändert ist die dritte Auflage gegenüber der zweiten nicht wenig. Aeußerlich ist sie in der bisher vorliegenden ersten Hälfte von 360 auf 406 Seiten angewachsen. Umgearbeitet ist sie aber allenthalben: manches ist gestrichen, besonders Bekämpfungen von erledigten Theorien, dafür sind neuaufgetauchte Ideen erörtert; überall aber hat Cauer wie auch früher verstanden, seinen eigenen Standpunkt zu wahren. Um den Umfang zu verkürzen, hätte er jedoch wohl noch manche nicht mehr aktuelle Frage stärker zusammenstreichen können.

Neuhinzugekommen ist in dem ersten Buch (Textkritik und Sprachwissenschaft) ein ganzes Kapitel, das sich mit dem Hexameter befaßt. Es hat seine Stellung am Ende des ersten Buches erhalten; diese Stellung ist für Cauer etwas Wesentliches. Seine Grundfragen sind nach einem einheitlichen Plan disponiert und zeichnen sich durch das Ebenmaß des Aufbaus aus. Indem jedesmal vom Näherliegenden zum Ferneren und Fernsten emporgestiegen wird, erhält jedes Kapitel seine Stellung mit innerer Notwendigkeit. Erst nachdem die Beteiligung der Mundarten und Stämme an der homerischen Dichtung erörtert ist, kann daher zum Schluß die Frage erörtert werden, wie der Hexameter, der die beiden Mundarten in sich schließt, selber entstanden ist. Damit hat Cauer den umgekehrten Weg eingeschlagen wie Meister, der in seinem nicht der Darstellung sondern der Forschung gewidmeten Homerbuch als Grundlage für das Folgende eine Erörterung des Versmaßes an den Anfang stellt. Eine stärkere Umbildung hat sich auch das sechste Kapitel des ersten Buches gefallen lassen müssen, das bisher den Titel ›Dialektmischung‹ trug und nun als Abschnitt über ›Die Sprachform‹ seinen Inhalt ausgedehnt hat, ohne dabei an äußerem Umfang zu wachsen.

Im zweiten Buch, das der Analysis des Inhalts gewidmet ist, finden wir die Zahl der Kapitel ebenfalls um eines erhöht. Hier sind die beiden ersten Kapitel stark umgestaltet worden. Das zweite, ›Die Heimat des Odysseus‹, eröffnet jetzt den Reigen; das erste, das bisher aus drei Teilen bestand, ist in zwei Kapitel zerlegt worden und hat dabei auch noch Umstellungen erfahren. So behandelt nunmehr das zweite Kapitel den historischen Hintergrund der Ilias (I. Der Kampf um die Stadt, II. Mutterländisches), das dritte bringt Umbildungen und Neubildungen der Sage (I. Troisierung älterer Stoffe, II. Fürstensitze und Stämme). Man wird ohne weiteres zugeben können,

daß damit der ganze Aufbau an innerlicher Straffheit gewonnen hat. Die Vorausstellung des früheren zweiten Kapitels war durch die ganze Anlage geboten, das Jüngere gehörte vor das Aeltere, die Odyssee vor die Ilias. So zeigt auch schon ein Blick auf die Disposition, daß die neue Auflage einen hübschen Fortschritt bezeichnet. Fast ein Drittel ist neugeschrieben.

Zu einigen Kapiteln des ersten Buches möchte ich mir hier noch ein paar Bemerkungen erlauben. Ueber die Handschriften sagt Cauer sicher das, was zu sagen ist. Aber gerade daraus geht hervor, wie weit wir hier noch von einer zuverlässigen Anordnung der Handschriften entfernt sind. Was wir vorläufig wissen, sind immer erst Brocken. In der Darstellung der Vulgata fällt mir auf, daß an zwei Stellen S. 38 und 49 der Beweisgang zu stark auf ein Einzelmoment zugespitzt ist. Die gemeinsame Quelle von *A* und der Klasse *h* wird geradezu von der Beurteilung von Γ 453 ἐκεύθανον abhängig gemacht, wie der Beweis für die gemeinsame Abkunft eines Papyrus und *A*, *h* schließlich auf der Echtheit oder Unechtheit von Σ 381 ruht. Derselbe methodische Fehler kehrt S. 93 bei Behandlung der epischen Zerdehnung wieder, wo eine einzige Form (ἀλόω) die Entscheidung bringt. Wenn man einen Beweis so aufbaut, kann man allerdings die Bedeutung eines Momentes besonders stärken; der Beweis selber verliert aber für den ruhigen Beobachter durchaus an Kraft und Vertrauen. Ich habe den Eindruck, daß gerade in einem Buch wie dem vorliegenden, das auf weitere Kreise berechnet ist, eine derartige Pointierung vermieden werden mußte.

Zu den Betrachtungen S. 44 über die Abhängigkeit des Apollohymnus 503—508 von A ist nachzutragen, was Debrunner IF XXXIX 202 von sprachlicher Seite aus über dasselbe Problem sagt. Die beiden Ergebnisse stützen sich gegenseitig.

Aus der voralexandrinischen Textgeschichte greife ich drei Punkte heraus; das Partizip Perfekti auf -ων, die Flickwörter und die epische Zerdehnung. S. 74 wird für überliefertes κεκμηῶτι, τεθνηῶτος die äolische Form κεκμήοντι, τεθνήοντος für den Text verlangt und mit der Lesart κεκλήγοντες, die neben κεκληγῶτες steht, begründet. Hier wird der Sprachforscher Cauer nicht folgen können. Gewiß, die Lesart κεκλήγοντες wird man als das echte einzusetzen haben, so auch κεκόπων und vielleicht τετρίγοντας. Aber an κεκμηῶτι, τεθνηῶτος zu ändern, liegt gar kein Anlaß vor, zumal kret. προστακῶτος belegt ist, vgl. Bechtel, Festschr. Bezzenberger, 7. Die Handschriften wissen nichts von präsentischer Endung, und die beiden langen Vokale finden leicht ihre Erklärung, die bei κεκληγῶτες doch schon etwas weiter hergeholt werden müßte, da bei diesem Partizip das Jonische auch in jüngerer

Gestalt nur kurzen Vokal vor dem τ kannte. — S. 84 nehme ich daran Anstoß, daß die Flickwörtchen γ', ῥ', τ' vor einstigem Digamma des Anlauts erst in der Zeit der schriftlichen Ueberlieferung eingedrungen sein sollen; S. 86 ist ganz richtig darauf hingewiesen, daß die epischen Dichter selber schon an dieser Entartung beteiligt sind. Flickwörter gibt es auch im lettischen Volkslied (Endzelin KZ, L 14), in der russischen Byline u. a. — In der Beurteilung der zerdehnten Formen stellt sich Cauer auf den Standpunkt Wackernagels; nur will er die Verderbnis bei der ersten Niederschrift entstanden sein lassen. Ich kann mich von der Richtigkeit letzterer Ansicht immer noch nicht überzeugen. Ich kann mir gar nicht denken, daß diese merkwürdigen Formen samt und sonders erst im Augenblick des ersten Niederschreibens entstanden sein sollen. Hauptzweck der Seiten 95—98 ist es, meine entgegengesetzten Aeußerungen darüber KZ XXXXVI 241 f. zu widerlegen. Ich kann nicht zugeben, daß C. das gelungen ist. Der Haupteinwurf gegen mich, daß ω sonst nie einen kurzen Laut bezeichne, ist tatsächlich nicht haltbar. -ω ist nicht nur kurz in Versen wie A 196 ἄμφω ὁμῶς θυμῷ φιλέουσά τε κηδομένη τε, sondern auch im Wortinnern in pind. ἥρωα, ἥρωες, ἥρωας. Ferner wird mir entgegengehalten, daß die an der Distractio nicht teilnehmenden Formen keineswegs altertümliches äolisches Gepräge tragen wie ἀοιδιάει, ὁμοστιχάει. Das ist richtig, es sind allerdings keine alten äolischen Wörter, aber sie ahmen das Alte nach, das ist auch die Meinung Meisters. Die Form ἀλόω, auf die sich Cauer in erster Linie stützt, um daran die Distraktion durch attische Schreiber zu erweisen, findet auch bei meiner Erklärung (S. 254) ihr Plätzchen. Zugeben muß mir übrigens Cauer, daß bei der Wackernagelschen Theorie nicht klar wird, warum die Formen der Verba auf -εω, z. B. solche auf -εῦσι, -εῦντες niemals zerdehnt erscheinen [1]).

Wackernagel selber, der sich Sprachl. Unt. Hom. 66 f. auch noch einmal mit der Zerdehnung befaßt hat, meint zwar, ein φιλεῦντα hätte nur in φιλέοντα zerdehnt werden können. Wieso νηπιάας aber für die Zerdehnung sprechen soll, verstehe ich nicht recht. Wenn Wackernagels etymologische Erklärung richtig ist, bleibt die Zerdehnung völlig unverständlich; denn jetzt ist nicht nur νηπιάας, sondern auch νηπιέῃ, νηπιέῃσι(ν) als distrahiert aufzufassen. Nach welchem Vorbild hätte der Dichter auf eine so absonderliche Form verfallen sollen, es wäre doch ῑ in ιε, ια zerdehnt! So glaube ich, daß meine Hypothese nicht widerlegt ist. Sie ist aber nicht mehr notwendig. Das ist das

1) Was ich KZ XXXXVI 263 über Δημοφάων gesagt habe, ist zwar nicht wörtlich das, was Cauer in der 2. Auflage ausgeführt hat; den Sinn scheint es mir aber auch jetzt noch zu treffen.

Verdienst Meisters, der die ›Zerdehnung‹ der jüngeren homerischen Dichtung selber zuschreibt.

Im fünften Kapitel (erste Niederschrift) tritt Cauer wie früher für die Ueberlieferung von Peisistratos und die attische Redaktion ein. In der Bekämpfung des Einwurfs von Wilamowitz hat er, wie ich meine, sicherlich recht. Ob in der Frage der attischen Redaktion ebenfalls, ist eine andere Frage. Zugeben muß ich, daß die Verteidigung der Ueberlieferung sowie die einer älteren Niederschrift im allgemeinen recht geschickt ist. Nur hätte ich den Beweisgang für eine ältere Niederschrift und eine attische Niederschrift gern getrennt gesehen. So sind beide Argumente erst zusammengeworfen, um am Schluß S. 126 getrennt zu werden. Die Nummern (S. 105 f.) 1, 2, 3, 4, 9, 13 lassen sich ebensogut für eine ältere jonische Niederschrift anführen. Auch 5, 7, 8 sind damit schließlich vereinbar. Nr. 6 περιώσιος, das auch bei Pindar, Isthm. V 3 belegt ist, hat ebenso wie Nr. 12 ὠμηστής auszuscheiden, in beiden Fällen ist die Form ganz in Ordnung. Es bleiben also nur noch Nr. 10 und 11 übrig. Das ist etwas mager. Warum aber hat sich Cauer δηχνύμενος entgehen lassen? Auch in der Frage der Attizismen stellt sich Cauer auf Wackernagels Seite. Ich verstehe nur nicht recht, warum er sich bei dieser Sachlage nicht noch stärker auf Wackernagels Buch ›Sprachliche Untersuchungen zu Homer‹ stützt. Hat er den nicht erwähnten Argumenten nicht getraut? Die schärfsten Einwendungen gegen Wackernagel hat m. E. bisher Meister gemacht. Wenn ich diesem auch nicht überall recht geben kann, so bin ich doch in dem Glauben an die beiden Wackernagelschen Theorien erschüttert worden. Beide Fragen verdienen weitere eingehende Erörterung.

Das sechste Kapitel, das die Sprachform behandelt, gibt mir zu allerlei Bemerkungen Anlaß. Gleich die an den Anfang gestellten Theorien von Witte lassen dem Zweifel Raum. Wenn ich den poetischen Plural usw. auch nicht ganz über den Haufen werfen will, so scheint mir doch z. B. Meister gegen die auch hier angeführte Form (ἐνὶ) στήθεσσι mit Recht einzuwerfen, daß an dem Singular (ἐνὶ) στήθει die Dichter metrisch keinen Anstoß nehmen konnten. Daß Wittes Anschauungen der Kritik nicht immer stand halten, hat Cauer S. 142 selber ausgeführt. — Was die Formen auf -οιο, -ου anlangt, so möchte ich hier nur kurz aussprechen, daß man -ου nicht auf *-osi̯o* zurückführen kann, wenn man die Geschichte des intervokalischen *si̯* überschaut. Wenn S. 149 gesagt wird, daß Thessalisch so gut wie gleichbedeutend mit Lesbisch sei, so ist das eine nicht ganz zweckmäßige Uebertreibung.

In der Digammafrage hat Cauer seinen früheren Standpunkt bei-

10*

behalten, daß ϝ nirgends in einen jonischen Homertext gehöre. Daher kann die Behauptung, in einer älteren Niederschrift habe ϝέπεσσι gestanden, nur eine Entgleisung sein. Wenn S. 152 gesagt wird, daß im Jonischen überhaupt keine Spur mehr von Vau vorhanden sei, so kann sich das nur auf die Schrift beziehen. In der Sprache macht sich ϝ noch bemerkbar; denn abgesehen von der Ersatzdehnung ist doch auch der Hiatus geblieben in οὔ οἱ, οὐδέ οἱ. Zu einer eigentümlichen Schlußfolgerung veranlaßt attisches αϝυταρ S. 153/4. Zur Bezeichnung des Gleitlautes (vgl. NGG 1918, 146 und 148) brauchte ϝ doch nicht erst damals herabzusinken, als altes Vau geschwunden war. Ins Attische war ϝ wohl von auswärts übernommen. Kretschmer (Glotta XI 239) gegenüber möchte ich daran festhalten, daß mit dem ϝ ein *o*-artiger Gleitlaut gemeint ist; der neugriechische Spirant kann nicht gut in betracht kommen, da der Spirant nicht Gleitlaut zwischen α und υ ein- und derselben Silbe sein könnte, mit ϝυ, also mit zwei Zeichen, der Spirant aber kaum bezeichnet sein wird. — Ueber lesb. εὔιδε (S. 155) möchte ich bemerken, daß ich darin eine Form mit Fugengeminata sehe, die aber nur noch das erste Stück der Geminata besitzt, weil ϝ zwischen Vokalen geschwunden war. — Daß ἀπηύρα sein η erst sekundär empfangen haben soll (S. 156), ist recht unwahrscheinlich; hier lag vielmehr Augment η vor ϝ vor.

Ueber das äolische ᾱ gibt Cauer S. 157 f. eine hübsche Orientierung. Nicht ganz korrekt ist es aber, wenn er meint, 'Ατρεΐδαο könne an sich auch altjonisch sein. Altjonisch ist ausgeschlossen, weil die Aufzeichnungen des Homertextes nicht in so hohes Alter zurückreichen, als die Jonier Kleinasiens noch ᾱ für späteres η sprachen. Als aber die Sprache *ā* > *ǟ* gewandelt hatte, mußte eben jedes alte *ā* im Munde der Dichter zu *ǟ* werden. Die Umwandlung bedeutet ja gerade, daß die Artikulation eines *ā* unmöglich geworden war. Aus der Tatsache, daß bei Homer urgriechisches *ā* doch in manchen Wörtern vorhanden ist, kann man also nur den altbekannten Schluß ziehen, daß die Jonier durch Ersatzdehnung usw. ein neues *ā* wiedergewonnen hatten und darum imstande waren, äolische Wörter mit ᾱ aufzunehmen. Kretschmers Hypothese (Glotta I 31 f.), daß die Verwandlung des urgriechischen *ā* in η auf karischem Einfluß beruhe, hätte Cauer nicht als wahrscheinlich hinstellen sollen. Diese Hypothese schwebt ganz in der Luft. Sie stützt sich darauf, daß die lykische Sprache mit dem Karischen verwandt ist und daß im Lykischen für *ā* vielleicht *ǟ* eingetreten sei. Ob letzteres richtig ist oder nicht, will ich nicht untersuchen; aber die Richtigkeit vorausgesetzt, müßten doch am ehesten die asiatischen Dorier, die den Lykiern am nächsten wohnen, von dem Hetazismus zuerst ergriffen worden sein.

Bei dem Nebeneinander von ἄν und κεν wird S. 159 auch des Arkadischen gedacht, über das Kretschmer Glotta I 24 abschließend geurteilt habe. Das wird nicht die Ansicht aller Sprachforscher sein, wie schon aus Bechtel, Die Griech. Dialekte I 372 f. zu ersehen ist. Ich muß allerdings gestehen, daß mich Bechtel nicht überzeugt hat. Mit εἰ verband sich die Modalpartikel viel häufiger als mit einem bestimmten vokalisch auslautenden Kasus von ὅς, darum konnte sich an εἰ das κ' leichter ansetzen. Ich möchte auch zur Erwägung geben, ob nicht der Wechsel von οὐ, οὐκ, den Schulze nur für sich allein heranzieht, mit dem κ' zusammengewirkt hat und ferner, ob nicht auch οὐκ selber in ganz früher Zeit mit κ(ε) zusammengewachsen ist. Man darf nicht vergessen, daß dem κε (ebenso wie ἄν) die Stellung hinter οὐ zukam. Daß nicht auch μή (trotz μηκέτι) auch ein κ' bekam (Kretschmer, Glotta I 25), ist selbstverständlich, weil es ganz selten mit κε zusammenstand. Der Hinblick auf μη ohne -κ läßt die doppelte Quelle des -κ in arkad. εἰκ erst so recht wahrscheinlich werden. — S. 174 hätte auch auf die jonischen Inschriften mit äolischem Einschlag, die Wilamowitz in den Nordjonischen Steinen veröffentlicht hat, hingewiesen werden sollen; S. 177 erfahren die sprachlichen Beziehungen der Arkadier zu den Joniern durch Bechtel, Griech. Dial. I 374 eine willkommene Ergänzung.

Das neue Kapitel über den Hexameter umfaßt 18 Seiten (S. 180 bis 197), es untersucht die Entstehung des Hexameters. Hier knüpft Cauer an seine eigenen Gedanken BphW 1887, 584 an und kommt unter Prüfung der Arbeiten von Usener, Wilamowitz, O. Schroeder, Witte u. a. zu einem vierfachen Ergebnis: einst kürzere Lieder — später zusammenhängende Erzählung, einst Gesang — später Rezitation, einst kurze Verse — später Hexameter, einst äolisch — später jonisch. Dabei bemüht er sich am meisten um das dritte Resultat: die drei andern sind ihm gelungen, bei diesem hat er sich versehen. Sein Beweis hat ein Loch. Meister wägt denselben Gedanken ab, er entscheidet sich richtiger: hier wissen wir nichts. Trotz der vielen feinen Gedanken, die dieses Kapitel wie die ganzen Grundfragen durchziehen, muß ich die Schlußfolgerung, der Hexameter müsse aus zwei selbständigen Stücken zusammengewachsen sein, ablehnen.

Aber ein wichtiges negatives Resultat hat dieses Kapitel gezeitigt, den Nachweis, daß die bukolische Diärese keineswegs, wie Hartel ausrechnete, in 60 Prozent der Verse den Hexameter in eine Tetrapodie und eine Dipodie zerlegt. Mit Hilfe einer Statistik, die an den Gesängen Ε Κ Π Χ vorgenommen worden ist, wird gezeigt, daß allerdings in 53—56 Prozent der Verse vor der fünften Hebung ein Wortende steht, daß aber noch nicht einmal entfernt in der Hälfte der Fälle

der Sinn der Worte eine Pause ermöglicht. Dagegen rückt die weibliche Hauptzäsur an die erste Stelle; die beiden männlichen (Penthemimeres und Hephthemimeres) sind leider nicht getrennt, sie erreichen zusammen etwa die Zahl der weiblichen Hauptzäsur. Das ist ein Ergebnis, das sich hübsch in die Untersuchungen Meisters einordnet. Wenn wirklich die bukolische Diärese mehr als die Hälfte aller Homerverse in zwei Teile zerlegte, hätte man übrigens an dieser Stelle besonders häufiges Auftreten eines Trochäus statt eines Spondeus erwarten sollen; hier müßte eine unversiegliche Quelle für die στίχοι λαγαροί sein. Die tatsächlichen Verhältnisse erfahren also erst durch Cauers Aufstellung ihre richtige Beleuchtung.

Ueber Inhalt des zweiten Buches kann ich als Sprachforscher nur ganz kurz referieren. Als Heimat des Odysseus hält Cauer, Dörpfelds Hypothese folgend, weiter an Leukas fest. Wenn ich mich zu ein paar Kleinigkeiten äußern darf, so wundere ich mich, daß S. 225 Anm. 1 in Deutung der Namen gerade an Aßmann angeknüpft wird, Kretschmer und Fick aber beiseite gesetzt werden. S. 226 vermisse ich für den Mischcharakter des Böotischen einen Hinweis auf die Spezialschrift von Sadée oder doch auf die Uebersicht in Thumbs Handbuch der griechischen Dialekte, besonders S. 219.

Das zweite Kapitel (Der historische Hintergrund der Ilias) ist stärker umgearbeitet, hat aber ebenfalls die Grundgedanken der früheren Auflage beibehalten. Der Kampf gegen Troja-Hissarlik beruht schließlich auf der Kolonisation durch die Aeolier. Thessalisch ist der Urgrund der Dichtung; aber schon nach Asien mitgebracht war darin der thebanische Sagenkreis sowie die Sage von Herakles.

Die weitere Umbildung behandelt das dritte Kapitel, das Helena als einstige Göttin, Hektor und Paris als frühere thebanische bez. thessalische Helden, die beiden Ajas als Fortsetzung eines einzigen Ajas erkennt. Achills Groll wird aus dem Vorbild des Meleagros, der Schlaf des Zeus aus einer Nachahmung der Heraklessage gedeutet, beides nach Mülder. Hier ist die Forschung seit der zweiten Auflage ein hübsches Stück vorangekommen. Das zweite Stück dieses Kapitels ist im wesentlichen der Abschnitt Achäer, Danaer, Argeer der zweiten Auflage. Wegen des äolischen Namens Νηλεύς sei an Debrunners hübsche Vermutung GGA 1916, 741 erinnert, wonach die undurchsichtigen Namen der Väter der Helden ungriechisch sind.

In den drei folgenden Kapiteln, die wie die vorausgehenden vielerlei Umgestaltungen auf Grund neuerer Forschung im einzelnen erfahren haben, habe ich als Sprachforscher den Eindruck, daß der in der Sprachwissenschaft mit elementarer Gewalt sich durchsetzende Gedanke des Einflusses der Vorbewohner Griechenlands und der griechi-

schen Küste auf die Sprache der Griechen auch für die ganze Beurteilung der Kulturstufen wie des Götterglaubens von höchster Wichtigkeit werden muß. Vorläufig ist dieser Gedanke meist nur mehr oder weniger nebenher ausgesprochen worden. Man kann aber an den beiden Aufsätzen Theanders im Eranos, so sehr sie über das Ziel hinausschießen mögen, erkennen, daß uns da noch allerlei Ueberraschungen bevorstehen. Es wird darauf ankommen, in den nächsten Jahren hier gründliche Arbeit zu leisten. Für die Cauerschen Auseinandersetzungen erinnere ich beispielsweise nur daran, daß der Ausdruck ταρχύω vermutlich ein Fremdwort ist. Darf man mehr als einen Zufall darin erblicken, daß das ταρχύειν gerade von dem Lykier Sarpedon gebraucht wird? Außerdem kommt ταρχύειν nur noch H 85 vor. Ungriechisch sind die Metallnamen, ungriechisch außer Ζεύς die Götternamen, was S. 376 beachtet, aber S. 371 für Poseidon vergessen ist, ungriechisch viele Ausdrücke des Kultus sowie der Bewaffnung usw., auch λαός, vielleicht auch νηός (S. 346). In meiner Besprechung des Meisterschen Buches komme ich ebenfalls kurz hierauf zu sprechen und brauche hier nichts weiter hinzuzufügen. Noch ein paar Kleinigkeiten! S. 333 scheint mir die Sitte des Brautkaufs nicht gerade mit den geeigneten Belegen bewiesen, vgl. Zur Geschichte des Brautkaufs, Progr. Hansaschule Bergedorf 1904, S. 15. — Die Etymologie von γαιήοχος S. 370 kann kaum richtig sein. Das Wort bildet mit αἰγίοχος ein Paar, s. Fick BB XX 150.

Im ganzen habe ich von dem Buch einen äußerst günstigen Eindruck. Cauer ist mit großem Verständnis der Entwicklung der Homerprobleme gefolgt und war so in den Stand gesetzt, die Fortschritte der Wissenschaft deutlich zu erkennen. Die Aufgabe, die er sich in der neuen Auflage gestellt hat, ist glänzend gelöst. Daß nicht meist gleich Abschließendes vorliegt, ist selbstverständlich, ebenso wie, daß für viele Zweifel noch Raum bleibt, z. B. S. 370 f. Als Hauptfortschritt tritt deutlich hervor das Streben, die scheinbaren Widersprüche als einen Prozeß der Entwicklung zu verstehen, wobei sich oft herausstellt, daß Altes keineswegs nur in den alten Partien zu finden ist.

Wenn man die Forschung bei Cauer Revue passieren läßt, kann man als Deutscher mit Stolz feststellen, daß vor allem deutsche Arbeit am Werke war; nach den Deutschen kommen in größerem Abstand die Engländer; die anderen größeren Kulturnationen treten (wie selbstverständlich die kleineren) dem gegenüber stark zurück.

Göttingen, Januar 1922. Eduard Hermann.

Dr. **Paul Karge,** Rephaim. Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens. Archäologische und religionsgeschichtliche Studien. Mit 67 Abbildungen und einer Karte. (Collectanea Hierosolymitana. Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Station der Görresgesellschaft in Jerusalem I. Band). Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1918. XV u. 755 Seiten. Mk. 36.—.

Aus der Erforschung einer prähistorischen Höhle und eines Dolmenfeldes im nördlichen Palästina ist eine Gesamtdarstellung der vorgeschichtlichen Kultur Palästinas geworden. Der Verf. war längere Zeit mit archäologischen Studien in Palästina beschäftigt. Während seiner Reisen im Lande traten ihm ›die vorgeschichtlichen Denkmäler so lebhaft und zwingend vor Augen, daß er die Beschäftigung mit diesen ehrwürdigen Resten als wissenschaftliche Pflicht betrachtete‹. Er selbst entdeckte bei Dibl in Galilaea, südöstlich von Tyrus, eine Höhle, die Mughârit il-'Abed genannt wird; sie soll ihren Namen ›Höhle des schwarzen Sklaven‹ nach einem Schwarzen erhalten haben, der vor nicht langer Zeit einige Jahre darin gehaust habe, aber vielleicht knüpft sich auch noch eine andere Legende daran, wie z. B. an das Ḳaṣr il-'Abd in 'Arâḳ il-Emîr, die ich in den Publ. of the Princeton Univ. Archaeol. Exped. Div. III, Sect. A, Part. 1 veröffentlicht habe. In dieser Höhle fand der Verf. eine ›jungpaläolithische Werkstätte‹ mit einer sehr großen Anzahl von Feuersteinwerkzeugen. Ferner fand er eine Anzahl von bisher unbekannten Dolmen, hauptsächlich bei Chirbet Kerâzije, nicht weit vom Nordende des Sees von Tiberias. Diese seine Funde hat er sehr genau untersucht und ausführlich beschrieben. Aber um sie in den rechten Zusammenhang zu stellen, hat er sämtliche bisher bekannt gewordenen prähistorischen Denkmäler Palästinas und Phöniziens teils an Ort und Stelle, teils nach der Literatur studiert und in diesem Buche mehr oder weniger eingehend geschildert. So enthält denn der 1. Teil des Buches, der bis S. 378 reicht, folgende Kapitel: Steinzeitliche Erinnerungen im Alten Testament. Ueberblick über den bisherigen Gang der prähistorischen Forschung in Palästina. — Das älteste Auftreten des Menschen in Vorderasien und seine geologische Voraussetzung. — Das Altpaläolithicum. — Das Jungpaläolithicum. — Die jüngere Steinzeit (Neolithicum). — Die Lage der phönizischen und galiläischen prähistorischen Siedlungen. — Die neolithische Kultur Palästinas nach dem Ergebnis der Ausgrabungen. — Die älteste Keramik. — Prähistorische Denkmäler am Westufer des Gennesaretsees (Höhlen, Dolmen, Megalithische Bauten, die prähistorische Burg Ḳurûn Ḥaṭṭîn). Der 2. Teil (S. 379—715), der erst während des Krieges entstand, nachdem der 1. Teil bereits 1914 in Druck gegeben war, ist betitelt ›Die palästi-

nische Megalithkultur‹. In ihm werden zunächst die megalithischen Denkmäler des West- und Ostjordanlandes beschrieben, dann werden die Entstehung, Entwicklung und die Bedeutung der palästinischen Dolmen untersucht, zuletzt werden ›die palästinischen Dolmenerbauer und ihre Zeit‹ geschildert. Aus dieser Uebersicht ergibt sich der außergewöhnlich reiche Inhalt des Buches. Eine genauere Inhaltsangabe ist hier wegen Platzmangels nicht möglich; eine solche findet sich jedoch in der Orientalistischen Literaturzeitung, 1919, Sp. 163 bis 175.

Ueber den 1. Teil des Buches steht mir kein eigenes Urteil zu, das ist Sache der Prähistoriker. Der Nichtfachmann gewinnt beim Lesen den Eindruck, daß hier mit großem Fleiße und sorgfältiger Mühe gearbeitet ist. Stets werden die palästinischen Denkmäler in Parallele zu den gleichartigen Denkmälern in Europa und Afrika gesetzt, und durch kurze, klare Orientierung wird der Leser der Mühe überhoben, sich selbst in der Literatur danach umzusehen. Ich habe nur den Hinweis auf die wahrscheinlich prähistorische Burg bei iṣ-Ṣâfije im Ḥaurân-Gebirge und auf die großen Höhlen bei ʻArâḳ il-Emîr vermißt; erstere ist in den oben genannten *Publications*, Div. II, Sect. A, Part. 2, S. 123 ff. beschrieben, über letztere existiert eine umfangreiche Literatur, vgl. u. a. *ebendort*, 1, S. 24 f. Ob im Nahr iz-Zerḳā, südlich vom Karmel, wirklich bis in die jüngste Zeit Krokodile vorgekommen sind, wie der Verf. S. 26 mit manchen Anderen annimmt, ist mir doch recht zweifelhaft. Die Nachrichten darüber, soweit ich sie habe verfolgen können, widersprechen einander; und ich glaube fast, daß durch die an und für sich richtige Gleichsetzung des Nahr iz-Zerḳā mit dem Krokodilflusse die Sage entstanden ist, man habe dort noch in neuester Zeit ein Krokodil erlegt. Auf S. 292 stellt der Verf. es als sicher hin, daß die Buchstabenschrift von den Phöniziern aus Kreta übernommen sei. Das ist es aber durchaus nicht. Gerade in letzter Zeit ist durch die altsinaitischen Inschriften die Untersuchung darüber wieder aufgenommen; ich verweise hier nur auf die Arbeiten von A. Gardiner und K. Sethe und das Buch von R. Eisler.

Im 2. Teile erbringt der Verf. nunmehr wohl den endgültigen Nachweis, daß die Dolmen wirklich Gräber gewesen sind; das ist auch früher schon öfters angenommen, aber auch manchmal bestritten worden. Auch daß die ›Napflöcher‹ oder ›Schalenvertiefungen‹, die sich oft bei den Dolmen finden, für den Totenkult gedient haben, weist er m. E. einwandfrei nach; er übersieht natürlich durchaus nicht, daß diese Schalen in anderen Fällen zu anderen Zwecken gedient haben mögen. Dabei hätte erwähnt werden können, daß sich in

Petra sogar eine nabatäische ›Schaleninschrift‹ gefunden hat, die das einheimische Wort für diese ›Schalen‹ (אגנא) enthält, wie ich in der *Zeitschr. f. Assyr.*, Bd. 28, S. 268 f. nachgewiesen zu haben glaube. Vor allem aber wären auch die ›Opferschalen‹ vor den großen Stelen in Aksum zu nennen, die eine sehr erwünschte Stütze für den Verf. gewesen wären; über sie vergleiche man Bd. II des Werkes der Deutschen Aksum-Expedition. Mit Recht weist der Verf. auch darauf hin, daß die Auffassung, die Dolmen seien Altäre, insofern gelten könne, als in der Tat dort Totenopfer dargebracht wurden. So heißt auch ein zweifelloses Dolmengrab in der Ahlhorner Heide südlich von Oldenburg noch heute im Volksmunde der ›Heidenopfertisch‹ [1]). Sehr eingehend erörtert der Verf. die Totengebräuche der Semiten, ihre Vorstellungen von den Totengeistern, dem Seelenvogel usw. Auch hier hätte Abessinien wiederum sehr viele Parallelen zu bieten, die vielleicht hie und da zur weiteren Klärung dienen könnten; die betreffenden Abschnitte in Bd. I und II meiner Publications of the Princet. Exped. enthalten mancherlei hierher gehörendes Material, und auch aus den Liedern in Bd. III und IV ließe sich einiges zusammenstellen. Für die Steinhaufen der Beduinengräber und die Sitte, Steine auf die Gräber zu legen, wäre auch an die Ṣafâ-Inschriften zu erinnern; ferner an Wrede, Reise in Hadhramaut, S. 266 f., an Burton, First Footsteps in East-Africa S. 316 u. a. m.

Hinsichtlich der Erbauer der Dolmen kommt Karge zu dem Schlusse, sie seien die ›spätneolithischen Steppenbewohner des Ostjordanlandes und der gleichartigen Gebiete des Westens‹, ›in der Hauptmasse Semiten‹, sicher keine Indogermanen gewesen. Er hält die ›Dolmenkultur‹ für bodenständig in Palästina und verwirft die Annahme ihrer Entlehnung aus Europa. Für diese Behauptungen führt er viele Gründe an. Ob das alles so völlig sicher ist, wie der Verf. annimmt, bleibe dahingestellt. Doch ich gebe zu, daß seine Annahmen wohl am meisten für sich haben. Die Israeliten sahen in den Erbauern der Dolmen entschwundene Riesengeschlechter. Bertholet wirft in seiner ›Kulturgeschichte Israels‹, S. 19, die Frage auf, ob es ein Zufall sei, daß die sagenhaften Riesengeschlechter gerade in den Gegenden gelebt haben sollen, denen die prähistorischen Funde entstammen; Karge nimmt, wohl mit Recht, an, daß es kein Zufall sei. Er geht ausführlich auf die Sagen über Riesen bei verschiedenen Völkern ein, besonders auch auf die aus Genesis 6 bekannte Sage,

1) Große Schwierigkeit hat den Erklärern von jeher das »eiserne Bett des Königs Og« gemacht; wie das »eisern« nur in der Volkssage existiert, sieht man z. B. an dem »eisernen Ring« am »Galgen des Ṣafâ«, Wetzstein, Reisebericht über Hauran und die Trachonen, S. 11.

daß die Riesen den Ehen der Engel mit Menschentöchtern entstammten. Bei den Nordabessiniern heißen die sagenhaften Riesen *Rōm*; ein *Rōm*-Grab ist in meinen Publ. Princet. Exp. to Abyss. II, S. 94 abgebildet; ebendort, S. 89—94, findet sich die Sage über die Riesen. Zu den Engel-Ehen darf ich vielleicht auch auf meinen Aufsatz über Hārūt und Mārūt (in der Festschrift für F. C. Andreas) verweisen. Im Alten Testamente werden verschiedene untergegangene Riesenvölker genannt, die Emiter, Zamzummiter und die Enakskinder[1]; ein zusammenfassender Name für alle Riesen scheint *Rĕphā'īm* zu sein. Nun heißen aber auch die Totengeister *Rĕphā'īm*. Karge hält beide Namen für identisch. Es ist m. E. nicht unmöglich, daß sie homonym sind. Zu der Bedeutung ›Totengeister‹ ist vielleicht das arabische *rufāt* ›tote Vorfahren‹ zu vergleichen. Da nun die Emiter usw. als Eigennamen zu fassen sind, deren etymologische Erklärung ja immer mit Schwierigkeiten verbunden ist, so könnte *Rĕphā'īm* in der Bedeutung ›Riesen‹ auch ursprünglich ein Volksname sein. Karge führt selbst (S. 616) an, daß ›Hüne‹ wahrscheinlich auf ›Heune, Hunne‹ zurückgeht, slavisch *obr* ›Riese‹ auf Avare. Die Wörter für Riesen sind in fast allen Sprachen schwer zu etymologisieren; so das Wort ›Riese‹ im Deutschen, *jättę* im Skandinavischen, ›Giganten‹ im Griechischen, *järbeḥ* im Aethiopischen usw. Dagegen ist *Rōm* ›Riesenvolk‹ im Tigrē klar; es bedeutet ursprünglich ›Römer‹.

Daß sich auch der Volkswitz mit den Hünensteinen beschäftigt, sehen wir aus Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2. Aufl., II, S. 303. Dort wird von einem alten Stein erzählt, der in alten Buchstaben die Inschrift trug: ›O Wunner, o Wunner — Wat liggt hier wohl unner?‹ Und als man ihn endlich mit großer Mühe umgewendet hatte, fand man auf der anderen Seite nur die Worte: ›Et weer ok doch mal Tied, — Dat ick keem up de annere Sied‹.

In den Schreibungen arabischer Namen sind mir einige kleine Unstimmigkeiten oder Druckfehler aufgefallen. Die meisten davon sind wohl vom Verf. selbst in den vortrefflichen Indices oder in den Nachträgen und Berichtigungen verbessert; nur auf der Karte am Schlusse des Buches sind einige solche Kleinigkeiten stehen geblieben. Die Schreibung Neg̈eb, die ein paar Mal vorkommt, könnte leicht Unheil anrichten. Den Arabern ist der Name Negeb, der noch auf unseren Karten erscheint, ganz unbekannt, wie mehrere deutsche Offi-

1) Die kleine Stadt im Süd-Ḥaurân, deren Namen der Verf. S. 644, Anm. 3 zum Vergleiche heranzieht, heißt aber *'Inâk* oder *I'nâk*, mit *k*, nicht mit *ḳ*; heute spricht man dort zu Lande meist *I'nât*.

ziere, die an Ort und Stelle während des Weltkrieges danach fragten, zu ihrem Leidwesen erfuhren.

Karge's Buch ist ein schönes Beispiel deutscher gelehrter Arbeit im Orient. Möge die deutsche Arbeit auch dort bald wieder aufgenommen werden, damit noch manche solche Bücher erscheinen können!

Bonn, Herbst 1920. E. Littmann.

A. Fischer, Das Liederbuch eines marokkanischen Sängers. Nach einer in seinem Besitz befindlichen Handschrift herausgegeben, übersetzt und erläutert. I. Lieder in marokkanisch-arabischer Volkssprache. 1. Photolithographische Wiedergabe des Textes. (Morgenländische Texte und Forschungen. Herausgegeben von A. Fischer I, 1). Leipzig, B. G. Teubner. 1918. XXII und 159 Seiten. Mk. 12.—.

Seit der Zeit, da Fischer am Berliner Seminar für orientalische Sprachen das Neuarabische lehrte, hat er sich besonders die Erforschung der arabischen Mundarten des Westens angelegen sein lassen. Er unternahm drei Studienreisen nach Marokko (1898, 1906 und 1914) und sammelte auf ihnen viel wissenschaftlich wertvolles Material, über das er auf S. VII seiner Schrift ›Zur Lautlehre des Marokkanisch-Arabischen‹ (Leipzig 1917) eine kurze Uebersicht gibt. Der dort unter Nr. 2 genannte Band bildet den Grundstock zu dem Werke, von dem uns jetzt das 1. Heft des I. Bandes vorliegt. Es enthält, wie der Titel besagt, die photolithographische Wiedergabe von Liedern in marokkanisch-arabischer Volkssprache. Aber es enthält noch mehr, als der Titel besagt. Denn erstens befinden sich unter den photolithographisch wiedergegebenen Liedern auch manche in hocharabischer Sprache sowie einzelne in der bei den Arabern auch sonst oft beliebten Mischsprache aus Dialekt und Schriftsprache, und zweitens hat der Verf. auf S. 155—159 noch zwanzig kleine Lieder in arabischer Druckschrift hinzugefügt. Diese letzteren Lieder hat er 1898 und 1906 in Tanger, Rabat, Casablanca und Mogador aus dem Munde des Volks aufgezeichnet; sie sind daher auch in der Volkssprache gedichtet. Aber das ursprüngliche ›Liederbuch‹ enthält noch viele andere hocharabische und gemischtsprachige Gedichte; die ›nach Form und Inhalt wertvollsten‹ von diesen soll Heft 2 von Band I bringen. Band II soll eine phonetische Umschrift der mundartlichen Lieder sowie eine Uebersetzung und Erläuterung sämtlicher Lieder und Gedichte des I. Bandes enthalten.

Wirkliche Kenner der westlichen Dialekte des Arabischen sind in Deutschland nicht zahlreich. Die meisten Fachgenossen werden, wie

der Ref., die Lektüre der hier von Fischer veröffentlichten Lieder erst beginnen, wenn der verheißene Band II im Drucke vorliegt. Alle, besonders aber auch die Franzosen, die sich zwar aus politischen Gründen viel mit Marokko beschäftigen, von denen bisher aber nur Wenige so philologisch arbeiten, wie es die deutsche Orientalistik für ihre Pflicht hält oder wie es der große Franzose Silvestre de Sacy tat, werden aus diesem Bande reiche Belehrung schöpfen. Möge er nicht lange auf sich warten lassen!

Hier sei nach Fischer's Angaben (S. VIII) nur angedeutet, welchen Inhalt die Lieder haben. Es sind Liebeslieder, Gedichte religiösen (besonders religiös-mystischen), moralischen und paränetischen Inhalts, Verherrlichungen der Freundschaft, des Weins und des Geldes, Kriegs-, Jagd- und Gewitterschilderungen, Heimwehklagen, kurze Sinngedichte, Spottverse, gereimte Wortspiele und Rätsel. Gerade diese unmittelbaren Aeußerungen in der heimischen Sprache lassen uns oft einen viel tieferen Blick in die Seele des Volkes tun als manche Beschreibungen europäischer Reisenden; sie sind für Philologie und Volkskunde gewissermaßen das, was Inschriften für die historischen Erforschungen vergangener Zeiten sind. Man wird dem Verf. daher um so größeren Dank wissen, daß er uns dies reiche Material in so gründlicher und wissenschaftlicher Weise teils bereits zugänglich gemacht hat, teils noch zugänglich machen wird. Es war ein glücklicher Gedanke von ihm, daß er die ursprüngliche Handschrift, die ihm in die Hände fiel, die aber teilweise nur schwer lesbar ist und eine ganze Menge unsauberer und verblaßter Stellen enthält, durch einen einheimischen Schönschreiber noch einmal abschreiben ließ und nun eine photolithographische Wiedergabe dieser Abschrift veröffentlicht. Dadurch wird jedem Leser des II. Bandes eine einwandfreie Kontrolle ermöglicht. Daß die Abweichungen zwischen Originalhandschrift und Abschrift genau erkannt, gebucht und mitgeteilt werden, dafür bürgt der Name des Verf.

In Zeiten, in denen durch verblendeten Feindeswillen den Deutschen nicht nur politische und wirtschaftliche, sondern sogar auch wissenschaftliche Tätigkeit im Orient unmöglich gemacht werden soll, sind Bücher wie das vorliegende besonders willkommen. Sei es auch ein Herold einer besseren Zukunft, die an eine bessere Vergangenheit anknüpft!

Bonn, Herbst 1920. E. Littmann.

Zigeuner-Arabisch. Wortschatz und Grammatik der arabischen Bestandteile in den morgenländischen Zigeunersprachen nebst einer Einleitung über das arabische Rotwälsch und die Namen der morgenländischen Zigeuner von **Enno Littmann.** Gedruckt mit Unterstützung der Kön. Ges. der Wiss. zu Göttingen. Kurt Schroeder Verlag, Bonn-Leipzig 1920. II + 147 S. 16 Mark + Sort.-Zuschlag.

Wenn wieder einmal eine gründliche Darstellung des Gesamtzigeunerischen zustande kommen soll[1]), so wird es unerläßlich sein, daß vorher die morgenländischen Zigeunermundarten umfassender, als es bisher geschehen ist, aufgenommen und untersucht werden. Für das, soweit ich es beurteilen kann, immer noch nicht restlos geklärte Zigeunerproblem ist gerade eine Klärung der Sprachverhältnisse der südwestasiatischen Zigeunerdialekte eine wesentliche Voraussetzung. Hier klafft noch eine Lücke zwischen dem indischen und dem europäischen Zigeunerischen, da das sogenannte armenische Zigeunerisch anscheinend überhaupt auszuscheiden hat[2]). Es muß nun aber eine vorsichtige Siebung des Stoffes stattfinden wie überall, wo Zigeunermundarten erforscht werden sollen. Es muß nämlich erstens vermieden werden, daß gewöhnliche Gaunersprachen, weil sie ein paar Zigeunerworte enthalten, mitverarbeitet werden, und zweitens müssen in den wirklichen Zigeunermundarten die fremden Bestandteile, deren die Zigeunermundarten eine überreiche Fracht zu führen pflegen[3]), festgestellt werden.

Nach beiden Richtungen hat sich Littmann durch vorliegendes Buch Verdienste erworben. Der Hauptteil des Buches enthält, anschließend hauptsächlich an eine größere Veröffentlichung Macalisters[4]), eine mit überlegener Sachkenntnis und Kritik geführte

1) Fincks Darstellung, die in den Plan des Grundrisses der arischen Philologie aufgenommen war, mußte in Folge von Fincks Tode wegbleiben.

2) In dem Untertitel des Buches ist von den arabischen Bestandteilen in den morgenländischen Zigeunersprachen die Rede; allein es handelt sich bloß um Zigeunerisch in einem Teile Syriens.

3) In dem im vorliegenden Buch in Frage kommenden Zigeunerisch Syriens ist nahezu die Hälfte des Wortschatzes unzigeunerisch. — Soweit es sich um arab. Worte handelt, vermerkt L. stets, wenn das Wort im Arab. seinerseits Lehnwort ist. Grundsätzlich ist hiergegen einzuwenden, daß das nicht berechtigter ist, als wenn in solchem Zusammenhange die Etymologie echtsemit. Wörter angegeben würde.

4) R. A. Stewart Macalister, the Language of the Nawar or Zutt. Gypsy Lore Society, Monographs Nr. 3 (1914). Diese Arbeit war vorher im Journal der Gypsy Lore Society, New Series Bd. III, V und VI (1909—1913) erschienen, wo ich sie benutzt habe; das selbständige Buch soll jedoch ein unveränderter Abdruck hiervon sein. — Das Zigeunerische in M.s Buch ist in der gehaltvollen Besprechung Littmanns, Gött. gel. Anz. 1920, 1—45 behandelt. Die beiden

Untersuchung der arabischen Bestandteile eines palästinischen Zigeunerdialekts. Ihm geht die Prüfung eines in Aegypten gesprochenen Dialekts voran, der früher als Zigeunerisch galt, nunmehr aber von L. als Gaunersprache erwiesen ist, die einige zigeunerische Beimengungen enthält, sich aber im übrigen, und zwar, was wesentlich ist, in den Formbestandteilen, als unzweideutiges Arabisch zu erkennen gibt, das allerdings seinerseits aus verschiedenen Quellen (z. B. Persisch) gespeist ist. Letzterer Dialekt (›Halebi‹) gibt, da er natürlich viele verschleierte Ausdrücke enthält, reizvolle Rätsel auf; man ist hier nämlich tatsächlich öfters aufs Raten angewiesen. Der aramäische Einschlag im Halebi scheint mir etwas größer zu sein, als er bei L. hervortritt: In *koddẹ* (S. 7 Nr. 4) ist die Bedeutung ›Mutter‹ die ursprüngliche; es ist ܩܘܕܝܬܐ ›Wöchnerin‹. *El-annāwi* ›der Christ‹ (S. 14 Nr. 60) ist ܥܢܘܝܐ ›Asket‹, ›Einsiedler‹. Und so wird auch *āb* (S. 6 Nr. 3) geradezu Entlehnung aus dem Syr. sein. Sonstiges zum Halebi: Das dem Wort *ʿadwāne* ›Fleisch‹ (S. 9 Nr. 14) zugrunde liegende عِضْو kommt geradezu in der Bedeutung ›Fleischportion‹ vor (Kumait, Hāš. 2,50). In dem *-ā-* S. 25 Mitte wird der Charaktervokal von *mifʿāl* (S. 24 unten, S. 25 unten) nachgeahmt sein. Die Vorsatzsilbe *ma-* ist nicht ganz so willkürlich angewendet, wie L. S. 24 annimmt; *ma-anwāra* ›Hölle‹ (S. 10 Nr. 18) ist ›Ort des Feuers‹, *ma-ahli* (Nr. 19) ›Dattel‹ eig. ›Substrat des Süßen‹, *ma-asfarr* ›Gold‹ (Nr. 20) eig. ›Substrat des Gelben‹. Zu S. 28 vgl. noch die persische *-ze*-Sprache bei Brugsch, Reise I 339.

Was nun den wirklichen Zigeunerdialekt, das *Nūrī*, anlangt, so galt es da zunächst, das lautliche Ausgangsmaterial einigermaßen zu säubern, da nicht einmal M.s lautliche Angaben ohne weiteres verwendbar waren. Die Aufgabe war insofern undankbar, als es sich auch jetzt noch nicht als möglich erwies, einen allseitigen, organischen und strengen Aufriß der Lautverhältnisse zu geben. Bemerkenswert ist die Schmiegsamkeit der zigeunerischen Artikulationsorgane, vermöge deren die Zigeuner bei der Entlehnung arabischer Worte arabische Laute, die ihrem eigenen Lautsystem fremd sind, beibehalten. Laute, die in anderen Sprachgemeinschaften gewöhnlich unnachahmbar sind und einem Ersatz durch ähnlich artikulierte zu unterliegen pflegen, sind mit gewissen Ausnahmen bewahrt, sogar *ḍ*, *ʿ*. Das dem Zigeune-

sorgfältigen und streng methodischen Untersuchungen L.s sind bei Benutzung des mit Naivität und Nachlässigkeit gearbeiteten und gedruckten M.schen Buchs unentbehrlich. Das unleugbare Verdienst M.s besteht eben darin, diese Texte aufgezeichnet und sie mit Unterstützung von Eingeborenen durch eine kaum von jemand anderem herstellbare Uebersetzung dem Verständnis eröffnet zu haben.

rischen von seiner indischen Heimat her fremde *f* findet sich wie in anderen Zigeunermundarten so auch hier als Bestandteil von Fremdwörtern. Die Anwendung der zig. Flexion auf die arab. Substantive ist regellos und verwildert. In der Tempusbildung scheint ein gewisser Einfluß des Arab. auf die Auslese der zig. Tempusformen stattgefunden zu haben; an sich ist jedoch die starke Reduktion des altind. Tempussystems keine Eigentümlichkeit des arab. Zigeunerisch. In den Wortstellungsverhältnissen und in der Behandlung der Nebensätze macht sich arab. Einfluß bemerkbar. Relativpron. und unterordnende Konjunktionen sind arabisch. Allein der Verf. drückt sich so aus (S. 134 C. S. 138 Nr. 5), als habe das Nūrī von Hause aus nur Beiordnung gekannt und sei erst durch das Vorbild des Arabischen zu Nebensätzen gelangt. Es muß jedoch ehedem vom Indischen her eigene Nebensätze und deren Anknüpfungsmittel besessen haben, was durch den Befund in den andern Zigeunermundarten bestätigt wird. (Hat doch das Nūrī auch den größeren Teil seiner ererbten idg. Präpositionen durch arabische ersetzt). In *ta* (S. 55) ›bis‹ ›auf daß‹ könnte sich sogar, wiewohl vielleicht nur unter dem Schutze der gleichlautenden vulgärarab. Konjunktion, das bedeutungsgleiche zig. *te* erhalten haben und ebenso in *kân* (neben *íza kân*) ›wenn‹ das zig. *kanna*. Andererseits ist die Konstruktion ›das er tötete und nahm, was in seinem Fuße war‹, für die sich der Verf. nur auf das Analogon des Lat. beruft, im Altarab. nicht ungewöhnlich. *Ba'dēn* (S. 55 Mitte) ist wohl Analogie zu *matēn* (s. zu letzterem Nöld., Beitr. z. sem. Sprachw. S. 14 Anm. 10). Unter den von L. vorgeschlagenen Erklärungen des bei Seetzen hinter Zehnerzahlen erscheinenden *phiemenn* gebe ich der von L. verworfenen ›auf Arabisch‹ den Vorzug und zwar deswegen, weil im Nūrī die Zahlwörter sonst nicht auf Arabisch gebildet werden. Wenn der Zusatz auch hinter dem echtzigeunerischen *sai* (< *śatam*) ›100‹ steht, während er bei der ersten der arab. Zehnerzahlen *tlatēn* ›30‹ fehlt, so wird ein Versehen Seetzens vorliegen. Aber auch in andere Zahlwörter ist ein arab. Bestandteil eingedrungen: Die Zahlen 19 sowie 90—99 (29 usw. nicht) werden nämlich nach dem Typus ›20 minus 1‹ gebildet; obwohl nun hier ein bereits altindisches Zählverfahren vorliegt, wird doch das ›minus‹ mit einem arab. Worte gebildet.

Freiburg i. B., November 1920. H. Reckendorf.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Joachim in Göttingen.

Karl Reinhardt, Poseidonios. München 1921, Beck. 475 S. 8°.
J. Heinemann, Poseidonios' metaphysische Schriften. I. Band. Breslau 1921, M. und H. Marcus. 218 S. 8°. 28 Mk. Auslandspreis 80 Mk.
Hans Strache, Der Eklektizismus des Antiochos von Askalon (Philol. Untersuchungen, herausg. von A. Kießling und U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Heft 26). Berlin 1921, Weidmannsche Buchhandlung. VIII und 96 S. 8°. 15 Mk.

Die Modekrankheit, alles auf Poseidonios zurückzuführen und dann womöglich seine Weltanschauung in Philos wirrem Synkretismus wiederzufinden, hat schon längst Bedenken hervorgerufen[1]) und gewiß bei vielen den Wunsch rege gemacht, es möge einmal das, was wir sicher über den Mann wissen, zusammengefaßt und daraufhin ein vielleicht nicht so farbenreiches, aber dafür schärferes Bild von ihm entworfen werden. Insofern liegt Reinhardts Buch in der Richtung, die notwendig die Forschung nehmen mußte. Aber der Charakter des Werkes wird doch durch ein anderes Moment bestimmt. Seit einiger Zeit macht sich eine Strömung bemerkbar, die, letztlich von Stefan George und seinem Kreise ausgehend, sich von dem bisherigen analysierenden und historisierenden Betriebe der Philologie abwendet, ausschließlich den Geist, der in einem Werke, einer Persönlichkeit lebt, wieder lebendig machen will und dabei vor allem nach der ›immer gleichen Mitte‹ fragt, von der aus ›wie in einer Kugel‹ alle Lebensäußerungen ›ausstrahlen‹.

Schon das Aufkommen einer solchen Bewegung gibt zu denken, und wer die Entwicklung unserer Wissenschaft unbefangen überschaut, wird ihr eine innere Berechtigung nicht versagen. Bei den Arbeiten, die uns in der klassischen Philologie zunächst vorgelegt wurden, stand freilich der Ton, in dem die νεώτεροι redeten, nicht immer im Einklang mit der Neuheit oder Richtigkeit der Ergebnisse. Um so erfreulicher ist es, daß jetzt ein in jeder Beziehung gerüsteter Philologe

1) Vgl. z. B. meine Rezension von M. Apelt, De rationibus quibusdam quae Philoni Alexandrino cum Posidonio intercedunt, Berl. phil. Woch. 1909, 935.

an einer großen Aufgabe zeigt, was die neue Richtung zu leisten vermag. Und wir wollen uns diese Freude nicht dadurch vergällen lassen, daß auch R. es für notwendig hält, mit ermüdender Einförmigkeit alle paar Seiten der gesamten bisherigen Forschung ihre Verständnislosigkeit zu bescheinigen [1]), wollen auch z. B. nicht verdrießlich werden, wenn ihm offenbar seine innere Form genaue Zitate unsympathisch macht, so daß der Leser etwa die sämtlichen Reste der Κόρη κόσμου durchsehen muß, bis er die von R. gemeinte Stelle findet. Sollte dieser Raubbau an der Zeit der Mitforscher Schule machen, würde ja R. selbst bald davon zurückkommen.

Schon nach der negativen Seite begrüße ich es nach dem Gesagten sehr, daß hier das νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν in der Poseidoniosforschung zur vollen Geltung kommt. Wir mußten einmal daran erinnert werden, daß wir vom Protreptikos so gut wie nichts durch direkte Ueberlieferung wissen [2]), daß für Tusc. I Poseidonios' Autorschaft nur durch Indizienbeweis erschlossen ist. Und wenn Sextus VII 93 in einem Zusammenhange, der auf Poseidonios' Schrift über das Kriterium weist, eine Stelle mit den Worten einflicht: φησὶν ὁ Ποσειδώνιος τὸν Πλάτωνος Τίμαιον ἐξηγούμενος, so bestreitet R. gewiß mit Recht, daß daraus ein Timaioskommentar zu erschließen ist, und ich gebe ohne weiteres zu, daß dieser auch durch Poseidonios' sonst bezeugte und von R. nicht gewürdigte Beschäftigung mit dem Timaios nicht unbedingt gesichert wird.

Der Feinhörigkeit moderner Forscher, die bei Philo und den Kirchenvätern die rauschenden Perioden des Poseidonios vernehmen, stellt R. (12) den Befund der wörtlichen Fragmente entgegen, die vorlesungsmäßige Gedankenentwicklung von περὶ παθῶν (das freilich trotz R. eine Sonderstellung einnimmt), die mit Sarkasmus und Ironie gewürzten Historienstellen, in denen ebenso wie in den naturwissenschaftlichen Stücken eine bildhafte Anschaulichkeit erscheint, die er selber gewiß richtig als das eigentlich Charakteristische für den ›Augendenker‹ betrachtet. Wenn Strabo III 147 von der ῥητορεία und dem enthusiastischen Stil des Poseidonios spricht, zeigt R. hübsch, daß die beigebrachten Proben eher ein Streben nach Pointe und Spiel

1) Besonders wuchtig fallen die Hiebe auf selbstgezimmerte Phantome, so gegen den »Glaubenssatz der Philologen, daß Cicero die Schriften älterer Stoiker nicht in die Hand genommen haben könne« (427). Dabei rechnet er dort selbst mit mittelbarer Kenntnis und trägt die in seinen Augen offenbar ganz neue Entdeckung vor, Cicero werde literarische Handlanger gehabt haben, die ihm wie Athenodor Exzerpte lieferten.

2) Unmöglich kann aber Poseidonios in seinen Protreptikoi die Erziehungslehre behandelt haben. Da unterschätzt R. (317) doch die Bedeutung des literarischen Genos.

als nach Pathos verraten. Immerhin stehen seine Hyperbeln denen aus Herodot und Thukydides nicht so ganz fern, die der Verfasser von π. ὕψους 38 mit der Begründung lobt: οὐ γὰρ τὸ πρᾶγμα ἕνεκα τῆς ὑπερβολῆς παραλαμβάνεσθαι δοκεῖ, ἡ ὑπερβολὴ δ' εὐλόγως γεννᾶσθαι πρὸς τοῦ πράγματος. In dem ἀέναοι φύσεως θησαυροί schwingt doch auch ein Ton mit, der mit Pointenhascherei nichts zu tun hat, und man möchte glauben, daß ein Mann, bei dem sich der Inhalt stets die passende Form schafft, an geeigneter Stelle auch pathetische Klänge anzuschlagen wußte. Aber verfehlt ist es sicher, den blühenden, bildhaften Stil des Poseidonios schlechtweg unter die Rubrik des πάθος zu bringen.

Doch damit sind wir schon zu den positiven Ergebnissen gekommen, an denen R. allein liegt. Auch er will die ›tiefere Mitte‹ zeigen, ›von der aus das Wort der alten Philosophen erst zu uns redend wird‹, ›die innere Form, die ganz etwas anderes ist als die Persönlichkeit, der Mensch als Gegenüber seines Werks, was doch nur wieder ein anderer, ebenso oberflächenhafter Inhalt wäre ..., starr wie das Modell eines verschwundenen Tieres‹, während die innere Form auch für uns noch die Lebenskraft darstellt. Ich verbinde mit dem Worte Persönlichkeit einen andern Begriff, habe auch Bedenken, ob der Ausdruck ›innere Form‹ ganz glücklich ist, da als Gegensatz nicht so sehr die äußere Form wie die Inhalte vorschweben. Jedenfalls ist aber diese Frage nach der inneren Einstellung der Menschen gegenüber der Welt und ihren Problemen zwar nicht völlig neu, erweist sich aber in der Art, wie sie hier zum ersten Male systematisch gestellt wird, als ein außerordentlich fruchtbares Forschungsprinzip.

Zunächst ergibt sich freilich eine Begrenzung des Themas. Nicht bloß die äußeren Lebensdaten, sondern auch die ›Inhalte‹ verlieren ihre Bedeutung. In dem Kapitel über den Geschichtschreiber charakterisiert R. scharf die verschiedenen Formen der Ethnographie, um ihnen dann die des Poseidonios gegenüberzustellen, der erst die Volksindividualität als eine Einheit schaut und alle Lebensäußerungen als Auswirkungen einer ›inneren, gerade so sich ausformenden Lebenskraft‹ erfaßt. Dann folgen ein paar Bemerkungen über die Art, wie Poseidonios bei der Behandlung der Ereignisse das Verhältnis von Masse und Führern darstellt, überall nach Schuld und Verantwortung fragt. Wieweit er aber hiermit oder überhaupt die Geschichtschreibung beeinflußt hat, solche Fragen scheiden ebenso aus wie die nach den politischen und sozialen Interessen des Autors, nach Gestalt und Umfang des Werkes, nach seiner Stellung innerhalb der Historiographie. Auch in der Philosophie schiebt R. die rein inhaltlichen doxographischen Notizen beiseite. Darin geht er im einzelnen zu weit (vgl. z. B.

unten S. 172), weil sie für die ›innere Form‹ nichts ausgeben. Aber grundsätzlich kann man natürlich gegen das Recht des Autors auf Begrenzung des Themas nichts einwenden.

Sehr bedauerlich ist dagegen etwas, was wohl damit zusammenhängt, das Fehlen der Fragmentsammlung[1]). Die wäre nicht, wie R. sagt, eine ›wünschenswerte Beigabe‹ gewesen; sie war die Pflichtaufgabe eines Mannes, der die Poseidoniosforschung auf neue Basis stellen will und grade durch sein Buch sonst dieses Postulat der Wissenschaft in weite Ferne rückt.

Man empfindet dieses Fehlen um so schmerzlicher, als R. die Texte nur in deutscher Uebersetzung gibt. An sich vortrefflich. Aber wenn er z. B. S. 371 Katrarios' Worte (II 2 p. 35, 23) übersetzt: ›denn sie können einander verstehen‹ und darauf Schlüsse über den Parallelismus von Triebbewegung und Sinnesorganen baut, ist es doch für den Leser nicht unwichtig, daß es griechisch heißt: συνιέναι γὰρ ἀλλήλοις δύνανται. Und wenn er die wundervolle Stelle, wo Poseidonios als Ziel aufstellt, den Weltlauf theoretisch zu erkennen und praktisch an unserm Teile an ihm mitzuarbeiten (ζῆν θεωροῦντα τὴν τῶν ὅλων ἀλήθειαν καὶ τάξιν καὶ συγκατασκευάζοντα αὐτὴν κατὰ τὸ δυνατόν Klem. Strom. II 129), so wiedergibt (329): ›Ziel sei zugleich, zu leben in der Schau der Wahrheit und Ordnung des Alls, mit aller Kraft sich nach ihm hin bereitend‹, so mußte er doch wenigstens ausdrücklich sagen, daß er am Schluß Sylburgs völlig unnötiger und sprachlich bedenklicher Konjektur αὐτόν für αὐτήν folgt. Wichtiger ist natürlich noch, daß jede Uebersetzung doch eine Umsetzung in eigne Denkform bedeutet und grade bei philosophischen Gedanken moderne Umfärbung nahe liegt.

Um die innere Form festzustellen, geht R. natürlich von Fragmenten aus, die eine bestimmte Einstellung zu den wissenschaftlichen Problemen zeigen, und benutzt die dort gewonnene Erkenntnis als Kriterium, um anderweit Poseidonios' Einfluß aufzudecken. Das führt zu einem scharfen Gegensatz zu der äußerlichen Methode, wie sie vielfach, aber doch keineswegs überall, in den Quellenuntersuchungen üblich war. Scharf wendet er sich gegen die Neigung, Benutzer und Vorlage zu identifizieren und zeigt z. B. bei Seneca mit feinem Gefühl, wie dieser Poseidonios' Form in die eigene umgießt. Mit Recht verwirft er die mechanische Verwendung sachlicher Parallelen, mit weniger Grund die Folgerungen, die man aus dem Gedankengang des Benutzers zu ziehen pflegte. Ihm ist wesentlich nur, ob die ›innere Form‹ eines Abschnitts zu Poseidonios stimmt. Zweifellos ist das ein

1) Nicht einmal ein Index der auf Poseidonios zurückgeführten Stellen wird gegeben.

bisher zu wenig gewertetes Moment, und R. hat bisweilen mit überraschendem Scharfblick Partien abgegrenzt, die Poseidonios' Geist verspüren lassen. Aber die Gefahr ist hier, daß der Forscher sich zu sehr auf sein Gefühl verläßt und über der Schau die Interpretation vernachlässigt, wohl gar den Text vergewaltigt. Daß R. ihr nicht entgangen ist, habe ich NGG 1921, 170ff. an krassen Beispielen gezeigt. Andre werden wir noch sehen.

Den Schlüssel zum Verständnis von Poseidonios' Form gibt ihm Strabos Urteil (II 104): πολὺ γάρ ἐστι τὸ αἰτιολογικὸν παρ' αὐτῷ καὶ τὸ Ἀριστοτελίζον. Poseidonios ist der Aetiologiker, der überall nach dem Warum, dem Kausalnexus fragt, mag es sich um Makro- oder Mikrokosmos, um physikalische oder ethische Fragen handeln. Dabei denkt er dynamisch, ist Vitalist. Ueberall findet er Bewegung und wirkende Kräfte, in Meer und Luft, im Knochen so gut wie in der Seele. Von der ζωτικὴ δύναμις ist ihm das All durchdrungen, seine wissenschaftliche Aufgabe sieht er darin, die Differenzierung der einen Urkraft bis in die Einzelerscheinungen, die sein scharfes Beobachterauge wahrnimmt, zu verfolgen. Diese ›innere Form‹ scheidet ihn ebenso von der alten Stoa, die nur ein Interesse hat die als ethisches Postulat feststehende Vernünftigkeit der Welt nachzuweisen, wie von Aristoteles, dem es bei seiner Welterklärung auf metaphysische Kategorien ankommt. Sie befähigt ihn im Verein mit seiner Beherrschung der exakten Wissenschaften zu einer Welterklärung, die durchaus seines eigenen Geistes ist.

Nicht alle Züge sind hier neu, aber neu ist das Gesamtbild, und wer schon bisher in Poseidonios mehr als einen Eklektiker gesehen hat, wird es freudig begrüßen, daß dieser Mann jetzt ein ganz anderes Leben gewinnt. Fruchtbar ist vor allem die Energie, mit der R. betont, daß Poseidonios mit seinem Begriff der Lebenskraft ein neues Moment in die Philosophie hineinträgt. Hier werden weitere Untersuchungen anzusetzen haben[1]). Mir scheint — und das deutet R. selbst an —, daß im Gegensatz zur platonisch-aristotelischen Problemstellung, die nur die zur Erklärung der Erscheinungen anzunehmenden Faktoren feststellen will (GGA 1921, 26), hier ein Denkelement der alten Naturphilosophie wieder hervorbricht.

Leider hat R. seiner Grundauffassung dadurch geschadet, daß er sie nicht ohne Einseitigkeit und Vergewaltigung der Ueberlieferung durchführt. Viel zu gering schätzt er Platos Einfluß ein, den Poseidonios selber freudig bekennt. Gar nicht gewertet wird der des Pa-

1) Zu beachten ist freilich, daß Cic. N. D. II 81 den Kraftbegriff nicht neu einführt, sondern nur gegen die Auffassung der Natur als einer *vis sine ratione* die eigene Anschauung verficht.

naitios, dem sein Schüler nicht nur in der Psychologie Anregungen verdankt. Weil Poseidonios auch in der Affektenlehre der Aetiologiker sein soll, darf Chrysipp die Frage nach der Ursache der Affekte gar nicht aufgeworfen haben (dagegen NGG 173 ff.). Weil es Poseidonios' Form ist, die Einheit in der Vielheit zu sehen, muß erst er die Einteilung der Körper in solche ἐκ διεστώτων (z. B. Chor, Heer), ἐκ συναπτομένων (Schiff, Kette) und ἡνωμένα (Organismen) in die Stoa eingeführt haben, um dadurch die alten »Mischungsstufen der Vernunft« ἕξις φύσις ψυχή zu ersetzen, obwohl jene Einteilung ausdrücklich für Chrysipp bezeugt[1]) und zu Boethos' Zeit anerkannt ist (Philo aet. mundi 80, vgl. Heinemann S. 186) und obwohl die Gliederung nach den Spannungsgraden des Pneumas in ἕξις φύσις ψυχή[2]) nur die ἡνωμένα angeht, für die sie Poseidonios selbst als Untereinteilung (Sext. IX 81) beibehalten hat.

Dem Welterklärer Poseidonios darf nichts vom Scholasticus anhaften. Deshalb zeigt R. hübsch an Sen. ep. 87, 31 ff., daß sich bei ihm in diesem Falle in der Dialektik doch ein ätiologisches Interesse birgt; aber er ignoriert, daß gleich darauf § 38 Seneca berichtet, wie Poseidonios Antipaters Widerlegung eines *sophisma per omnes dialecticorum scholas iactatum* weitergibt (vgl. auch z. B. ep. 83, 10). Und der ganze Aufbau von περὶ παθῶν ist durch den Charakter der stoischen Schulvorlesung bestimmt (NGG 172).

Poseidonios hat in den Einleitungen seiner Schriften mehrfach auf den sachlichen Zusammenhang der einzelnen Disziplinen (Geographie, Physik, Astronomie usw.) aufmerksam gemacht. Das zeigt R. gut. Aber wenn er daraufhin alle Werke des Welterklärers trotz berühmter Muster auch schriftstellerisch in das Prokrustesbett eines Systems zwängen möchte, so geschieht das jedenfalls bei den ethischen Schriften auf Kosten der Interpretation (NGG 171) und ist auch

1) Plut. def. or. 426 a (St. fr. II 367; v. Arnim hat mit Recht auch 366. 368 Chrysipp gegeben): οὐ γὰρ ἐνταῦθα μὲν ἓν συνίσταται σῶμα πολλάκις ἐκ διεστώτων σωμάτων, οἷον ἐκκλησία καὶ στράτευμα καὶ χορός, ... ὡς οἴεται Χρύσιππος, ἐν δὲ τῷ παντὶ δέκα κόσμους ... ἑνὶ χρῆσθαι λόγῳ ... ἀδύνανόν ἐστιν. Wie R. 347[2] behaupten kann, an dieser Stelle werde »Chrysipp nicht die Einteilung der Körper, sondern seine Lehre von der Beseeltheit der Abstrakta (!) zugeschrieben«, ist mir unerfindlich, ebenso unverständlich der Verweis auf de comm. not. 45, wo es sich um die offenbar von R. völlig mißverstandene stoische Auffassung handelt, daß die Affekte und Tugenden als ἡγεμονικὰ πὼς ἔχοντα körperlich seien.

Ebenso unberechtigt ist es, die Definition des Kosmos D. L. VII 138 auf Poseidonios zu beschränken (125), obwohl sie Stobaios ausdrücklich Chrysipp beilegt (St. fr. II 527).

2) Die Tonoslehre beurteilt R. auch S. 140 ff. nicht richtig.

sonst unerwiesen, ganz zu schweigen von Monographien wie περὶ λέξεως oder über die Größe der Sonne[1]).

Auch ob R. recht hat, wenn er dem Werke περὶ ὠκεανοῦ den deskriptiven Charakter ganz abstreitet, ist mir angesichts mancher Fragmente, die R. nicht berücksichtigt, z. B. der zahlreichen Messungsangaben zweifelhaft. Aber daß das Hauptinteresse auf die Aetiologie gerichtet war, ist gewiß richtig, und vortrefflich hat hier R. aus den verstreuten Fragmenten die ›innere Form‹ lebendig gemacht. Wir sehen, wie bei Poseidonios Geographie, Meteorologie, Kosmologie, Mathematik, Physik, Optik zusammenarbeiten, um die Welt als Einheit zu fassen und zu erklären. Ueberall sind Kräfte wirksam. Sie strömen der Erde von den Gestirnen, besonders der wärmenden Sonne zu, bedingen im Verein mit der Erdgestalt die klimatischen Verschiedenheiten, wirken anch in Erde, Luft und Meer, und so erklären sich wie die meteorologischen Erscheinungen auch die Erdveränderungen, die zur jetzigen Oberflächengestalt geführt haben, aber auch die Eigenart von Boden, Pflanzen, Tier- und Menschenwelt. Landschaft und Lebewesen bilden eine organische Einheit.

Es tut dem Ganzen keinen Eintrag, daß auch hier manches unsicher bleibt[2]) oder sich als falsch erweisen läßt. Nur eins sei hervorgehoben. Aus des Byzantiners Katrarios Dialog Hermippos sondert R. 365 hübsch eine Theorie der Urzeugung und der Entstehung der Artunterschiede aus[3]). Aber die Zurückführung auf Poseidonios überzeugt nicht. Denn Katrarios stimmt hier mit seinem Zeitgenossen Tzetzes (Komm. zu Erga p. 58 G) bei aller Verschiedenheit der Einstellung so wörtlich überein, daß man notwendig nach der altbewährten Methode eine gemeinsame Vorlage rekonstruieren muß, die wieder durch wörtliche Uebereinstimmungen mit Diodor I 7. 8 (aus dem keiner der beiden Byzantiner stammt) als demokriteisch erwiesen wird[4]). Wer trotzdem Poseidonios hier findet, muß ihm zutrauen, daß er Demokrit wörtlich abgeschrieben und von jedem Walten eines ver-

1) Wenn Kleomedes am Schluß des ersten Buches eine knappe Abhandlung über die Größe der Sonne ankündigt, ἴδιά τινων περὶ μόνου τούτου συντάγματα πεποιηκότων, ὧν ἐστι καὶ Ποσειδώνιος, so gehört etwas Mut zu der positiven Folgerung (R. 185): »Kleomedes kennt wohl eine besondere Schrift über die Größe der Sonne, doch nicht als Werk des Poseidonios«.

2) Interessant ist Reinhardts Behandlung des Geminosproblems (178). Geminos hat nach ihm um 70 v. Chr. seine Isagoge unabhängig von Poseidonios verfaßt; der Kommentar zu Poseidonios' Meteorologie ist ein Pseudepigraph.

3) Daß Katrarios ein wirkliches Exzerpt gibt, zeigt das beziehungslose 16, 16 ἐν τούτῳ, 21 ἐκεῖνο, wo nach 27 sicher τὸ πῦρ gemeint ist.

4) Das Problem schon behandelt von Norden, Jahrb. Suppl. XIX 411, der an einen Epikureer dachte.

nünftigen Prinzips bewußt abgesehen [1]), auch die Kultur ausschließlich durch die ἀνάγκη erklärt hat (Tzetzes 68, 14 = χρεία Diod. I 8) [2]). Es mag Poseidonianisches darin stecken. Dann ist es nachträglich in die demokriteische Darstellung eingearbeitet worden.

Wie verhält sich nun aber zu den Anschauungen, wie wir sie bisher an Poseidonios kennen gelernt haben, seine Theologie und Anthropologie? Für die Theologie müssen wir natürlich von Cicero nat. deor. II ausgehen. Ich stimme hier ganz mit R. überein, daß die aus einem auch bei Sextus benützten Handbuch stammenden Syllogismen Poseidonios nichts angehen. Richtig setzt er, wie schon Frühere, den Hebel bei 57. 8 ein, wo Cicero selbst den Beginn einer Abhandlung περὶ προνοίας markiert und zeigen will, daß die von Zeno als πῦρ τεχνικὸν bestimmte, vernunftbegabte Natur dafür sorgt, *primum ut mundus quam aptissimus sit ad permanendum, deinde ut nulla re egeat, maxume autem ut in eo eximia pulchritudo sit*, statt einer Ausführung der Disposition aber alles Mögliche bringt, um erst von 98 an die Schönheit der Welt zu schildern und dann 115 zu dem neuen Teile überzugehen, der als Thema hat: *ita stabilis est mundus atque ita cohaeret ad permanendum, ut nihil ne excogitari quidem possit aptius.* Hier schildert er die immanente Zweckmäßigkeit der Welt, zunächst des ganzen Weltgebäudes, dann der Pflanzen und Tiere, und geht 134 zum Menschen über, bespricht Ernährung usw., dann die Sinne, endlich den Geist, der ihn zu mannigfachen Künsten befähigt und ihm mit Hilfe des spezifisch menschlichen Organes der Hand alle Güter der Welt nutzbar macht [3]). Bei den Künsten beschränkt sich die Darstellung ausdrücklich auf die dem Nutzen und dem Vergnügen dienenden (148. 150). Kann damit ein Stoiker schließen? Was wir bei dem erwarten, folgt 153: die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt und der Gottheit und die Sittlichkeit, insbesondere die Gerechtigkeit, die hier besonders erwähnt werden mußte, weil ohne sie ein Zusammenleben und die Erhaltung des Menschengeschlechts unmöglich wäre. Cicero hat hier freier gestaltet; aber wer wie R. diesen Gedanken ablöst, schlägt dem ganzen Abschnitt den Kopf ab.

Aber in 153 finden wir den Satz, daß dem Menschen zur Seligkeit die Unsterblichkeit fehlt. Das konnte Poseidonios nicht sagen; um so eher sein Lehrer Panaitios. Und auf den weist uns noch an-

1) Ganz anders Dio Olympikos 27 ff.

2) Vgl. Meyer, Laudes inopiae, Göttingen 1915, 26 ff.

3) Wenn 140 der aufrechte Gang des Menschen allein mit seiner Bestimmung zur Betrachtung des Himmels begründet wird, so hören wir wohl Cicero, aber erwähnt war er sicher, da der Vorrang der menschlichen Sinne (145) darauf beruht, daß sie *altissimum locum obtinent* (140. 1).

deres. Cicero beginnt 115 damit, daß alles in der Welt, ihre ganze Konstruktion wie ihre Teile, Erde, Meer, Luft und Aether auf dauernden Zusammenhalt angelegt sind. Im Aether bewegen sich die feurigen Gestirne, nähren sich von den irdischen Ausdünstungen und geben diese in ständigem Kreislauf zurück, *nihil ut fere intereat aut admodum paululum, quod astrorum ignis et aetheris flamma consumit.* Nach festem Sprachgebrauch liegt bei *nihil aut paulum* der Ton auf dem *nihil*[1]), und hier wird er noch durch *admodum* verstärkt. So paßt es wie die Faust aufs Auge, wenn Cicero fortfährt: ›Infolgedessen wird allmählich alle Feuchtigkeit verzehrt und die Ekpyrosis tritt ein‹. Wollte er die Ekpyrosis bekennen, so durfte er nur fortfahren ›Immerhin ist das soviel, daß‹. Aber auch das würde der ganzen Tendenz des Abschnitts widersprechen, der sofort mit dem Nachweis fortfährt, daß alles auf die *incolumitas mundi* abzielt. Ein ›infolgedessen‹ konnte nur Zweifel an der Ekpyrosis einleiten. Und wenn wir nun lesen: *Ex quo eventurum nostri putant id de quo Panaetium addubitare dicebant, ut ad extremum omnis mundus ignesceret,* so scheint mir der Schluß geboten, daß Cicero in seiner Vorlage fand: ›infolgedessen ist mir die Lehre von der Ekpyrosis bedenklich‹ und daß erst er die Heterodoxie beseitigte[2]).

Und nun erinnern wir uns, daß Cicero bei der Abfassung seines Buches Panaitios περὶ προνοίας zur Hand hatte (Att. XIII 8). Bei diesem schwebt uns ja in erster Linie der Vertreter des Humanitätsideals vor. Aber die Schüler rühmten die Vielseitigkeit seiner Interessen und Kenntnisse (Ind. Stoic. 66). Seneca zitiert seine Ansicht über die Kometen, und wenn wir fr. 33 (Comm. in Arat. ed. Maass p. 97, 1) lesen, daß er die Bewohnbarkeit der heißen Zone mit Hilfe der Etesien erklärte, so stimmt dazu wohl nicht zufällig der merkwürdige Preis der Etesien, *quorum flatu nimii temperantur calores*, bei Cicero 131[3]). Außer π. προνοίας kennen wir kein Werk, wo Panaitios dieses Thema behandeln konnte. Und jedenfalls paßt die immanente Zweckmäßigkeit und Tendenz zur ewigen Erhaltung, die bei Cicero 115—154 als das Wesen der Vorsehung angesehen wird, zu niemand so gut wie zu Panaitios.

Dann scheidet dieser Abschnitt als unmittelbare Quelle für die Erkenntnis von Poseidonios' Theologie aus. Wir glauben gern, daß

1) Darauf macht mich freundlich Reitzenstein aufmerksam und verweist auf Catull 68, 131 *aut nihil aut paulo cui tum concedere digna lux mea* etc. Andere Beispiele Th. l. l. II 1568, 78 ff.

2) Aehnlich schon Schmekel 187².

3) Bei Poseidonios haben wir kein Anzeichen, daß er den Etesien diese Bedeutung beigelegt hat. In der heißen Zone nimmt er die Entstehung eigener abkühlender Winde an (Kleomedes p. 58, 20 Z.).

Poseidonios, der von seinem Lehrer die Anerkennung der irrationalen Seelenvermögen (Cic. Off. I 101 = Tu. II 47), die physiologische Bedingtheit des Seelenlebens übernahm (Pan. fr. 32), auch in dieser Hinsicht Panaitios auf sich wirken ließ[1]). Aber wenn wir seine eigene Auffassung der Vorsehung bestimmen wollen, werden wir doch wohl davon ausgehen müssen, daß er den Kosmos definiert hat als σύστημα ἐκ θεῶν καὶ ἀνθρώπων καὶ τῶν ἕνεκα τούτων γεγονότων (D. L. VII 138).

Die Anschauung, die sich R. hier von der Theologie des Poseidonios gebildet hat, wirkt auch auf seine Auffassung des ersten Teiles zurück. Gut schält er aus 23—44 und 81—7 Gedankengänge des Poseidonios heraus, rückt sie aber zu sehr in eigene Beleuchtung. ›Die Wärme ist die Trägerin der *vis vitalis* in den einzelnen Organismen wie den Elementen, besonders im Aether, dem ἡγεμονικὸν der Welt[2]). Dieser hat die reinste Wärme, muß deren Wirkungen auch in höherer und reinerer Weise zeigen, besonders Sinneswahrnehmung und Selbstbewegung, die Kennzeichen des Lebewesens. Und wie von der Welt, so gilt von den Gestirnen, *ut ea quoque rectissime et animantia esse et sentire atque intellegere dicantur* (39). Ja, sie müssen die höchste Intelligenz haben, da schon auf Erden die Reinheit der Luft deren Entwicklung begünstigt. Dafür spricht auch die Gesetzmäßigkeit ihrer Bewegungen, die nur freiwillig gedacht werden kann‹. ›Alles durchwaltet die Natur, die wir uns nur als eine *vis particeps rationis atque ordinis*, eine künstlerisch gestaltende Kraft denken können. Nur eine solche kann aus dem Samen die zweckmäßigen Organismen der Tiere und Pflanzen hervorbringen. Diese selber sind ja aber abhängig von den Elementen, die untereinander in Wechselwirkung stehen und zusammen den großen Organismus der Welt bilden. Undenkbar, daß dieser nicht von derselben vernünftigen Kraft geleitet sein sollte, deren Wirken wir in den einzelnen Lebewesen spüren‹. R. rückt die zweite Stelle vor die erste und nimmt an, Poseidonios habe zunächst die Natur als vitale Kraft erwiesen, dann die stoffliche Seite, die Lebenswärme betrachtet und dann beides zusammengefaßt (57.8 und 115—153), um zum Innern, zum Willen, zur

1) So hat er wohl auch die Einzelheit übernommen, die R. 475 anführt.

2) 29. 30 a gehören in dieser Form wohl Cicero (R. 226); aber notwendig war auch für Poseidonios eine Ueberleitung von 27. 28, wo der Aether ein bloßer Teil der Welt ist und die Wärme die ganze Welt durchzieht, zu 30 b, wo speziell von der Wärme des Aethers die Rede ist und aus dessen Eigenschaften die Beseeltheit der Welt abgeleitet wird. Wenn die Wärme des Aethers dabei einfach als *mundi fervor* bezeichnet wird, so bot die Ueberleitung nur der Begriff des ἡγεμονικόν. Zu 29 vgl. z. B. Katrarios p. 35, 6 (ἡγεμονικὸν der Pflanzen in der Wurzel).

Vorsehung vorzudringen. Diese Rekonstruktion verliert natürlich einen Grundpfeiler, wenn der letzte Abschnitt garnicht Poseidonios gehört. Aber auch die beiden anderen sind nicht tragfähig. Denn in beiden ist nicht die Betrachtung von Kraft und Stoff Selbstzweck, sondern mit ihrer Hilfe wird der Beweis geführt, daß die Welt von einem geistigen Prinzip beherrscht wird. So zeigt der zweite Abschnitt, daß die φύσις, die alles durchwaltet, eine λογικὴ δύναμις ist, die mit größerer Kunst als jede menschliche Intelligenz schafft[1]), und den ersten läßt sicher nicht erst Cicero in dem Nachweis der Intelligenz und Göttlichkeit von Welt und Gestirnen gipfeln[2]).

Dann ist aber die Tendenz nicht, die Göttlichkeit der Welt zu erweisen, sondern innerhalb der Welt das Göttliche aufzuzeigen und ihm seine Sonderstellung zu wahren[3]). Gewiß, die Gottheit spüren wir überall, wo Wärme und die mit ihr verbundene Lebenskraft ist; der νοῦς erstreckt sich in alle Teile der Welt καθάπερ ἐφ' ἡμῶν ἡ ψυχή, aber wesentlich ist auch die Bestimmung ἀλλ' ἤδη δι' ὧν μὲν μᾶλλον δι' ὧν δὲ ἧττον (D. L. VII 138). Und wie im Mikrokosmos die Seele vom Leibe wesenhaft verschieden ist und ihr eigenes Wesen im ἡγεμονικὸν am reinsten erscheint, so hat auch die Welt, wie Poseidonios im ersten Buche von περὶ θεῶν ausgeführt hat (D. L. VII 139), ihr ἡγεμονικὸν im Himmel, wo der reinste Stoff die reine Entfaltung der Vernunft ermöglicht und die dort lebenden Einzelwesen, die Gestirne, geradezu als Götter bezeichnet werden müssen. Das ist nicht nur eine andere theoretische Auffassung, es spricht daraus auch ein anderes religiöses Gefühl als R. für Poseidonios annimmt.

Und damit kommen wir zum Hauptproblem: erschöpft sich wirklich Poseidonios Religiosität in einer ›natürlichen Theologie‹? Und werden wir seinem Weltgefühl gerecht, wenn wir in ihm den folgerichtigen Vertreter eines wissenschaftlichen Monismus sehen, der nur

1) Das bleibt die Tendenz des Abschnittes, selbst wenn wir von 87. 8 absehen, wo, wie ich nicht zweifle, nach Poseidonios die durch menschliche Kunst hergestellte σφαῖρα mit ihrem Urbild in Vergleich gestellt wird. Bezeichnend ist, wie 83 hervorgehoben wird, daß selbst die Luft an αἴσθησις, φωνή, καθ' ὁρμὴν κίνησις Anteil hat.

2) Schon Kleanthes Schluß (40) erweist die Gestirne als Lebewesen, die mit αἴσθησις begabt sind. Das Folgende ist — ganz sicher in Poseidonios' Sinn, vgl. bes. 42. 3 — auf den Nachweis ihrer *intelligentia* zugespitzt. Dasselbe mußte vorher für die Welt gezeigt werden und wird 32 angekündigt. Aber daß 33—39a in dieser Form nicht aus Poseidonios stammen, weist R. überzeugend nach.

Der Abschnitt über die Planeten 51—5 hängt nicht mit dem Vorigen zusammen, und der Inhalt spricht gegen Poseidonios. Vgl. außer meiner Bemerkung BphW. 1907, 163 besonders Bousset, Jüdisch-christl. Schulbetrieb 32 ff.

3) Gegen den Unfug Poseidonios Verwechslung von Immanenz und Transzendenz der Gottheit zuzutrauen schon BphW. 1909, 939.

eine ununterbrochene Stufenfolge kennt, die in allmählichen, gleichmäßigen Uebergängen vom Anorganischen zum Organischen, Animalischen, Vernünftigen aufsteigt? Ich mußte schon bei der Psychologie des Poseidonios auf diese Frage eingehen (NGG 184 ff.) und fasse hier kurz zusammen.

Mitten in dem Abschnitt, wo Nemesios die poseidonianische Lehre von der Stufenfolge entwickelt, finden wir p. 14 den Satz, daß der Mensch ἐν μεθορίοις τῆς ἀλόγου καὶ λογικῆς φύσεως ἐτάχθη und sich für eine von beiden Seiten entscheiden muß.

Ist dieser Satz und der damit verbundene Gedanke, daß der Mensch das Band (σύνδεσμος) zwischen beiden Welten bildet, wie R. 343 ff. im Gegensatz zu Werner Jäger, Nemesios v. Emesa 102 meint, eine christliche Zutat, die mit der Gesamtauffassung, mit dem Weltgefühl des Poseidonios unvereinbar ist? Schließt für diesen die ›Stufe‹ den ›Gegensatz‹ zwischen Vernunft und Unvernünftigem aus (131)? Schon die eine kurze, von R. freilich als doxographische Notiz ignorierte Nachricht, daß Poseidonios mit der alten Stoa zwischen Mensch und Tier kein δίκαιον anerkannte (D. L. VII 129), zeigt uns, daß auch er einen scharfen Schnitt zwischen dem bloß Animalischen und der Welt der Vernunft und Sittlichkeit zieht. Die Welt ist ihm ein System von Göttern und Menschen und der Dinge, die um ihretwillen geworden sind (D. L. VII 138). So unbedingt er die einheitliche Substanz der Seele annimmt, so scharf scheidet er die irrationalen Vermögen vom Logos und wie Nemesios stellt auch er (Galen de Hipp. et Plat. 449) die Menschen vor die Entscheidung. Sie können entweder κατὰ πᾶν ἕπεσθαι τῷ ἐν αὐτοῖς δαίμονι συγγενεῖ τε ὄντι καὶ τὴν ὁμοίαν φύσιν ἔχοντι τῷ τὸν ὅλον κόσμον διοικοῦντι oder aber τῷ χείρονι καὶ ζῳώδει συνεκκλίνεσθαι. Aber sein Lebensziel kann der Mensch nur erreichen κατὰ μηδὲν ἀγόμενος ὑπὸ τοῦ ἀλόγου μέρους[1]) τῆς ψυχῆς (Klem. Strom. II.129 p. 183 St.). Das Wichtigste für das Lebensglück ist, wie es im Buche über die Affekte noch schroffer formuliert wird, τὸ κατὰ μηδὲν ἄγεσθαι ὑπὸ τοῦ ἀλόγου τε καὶ κακοδαίμονος καὶ ἀθέου τῆς ψυχῆς. Nur der Logos ist also gottverwandt, dafür ist er fähig in Schlaf und Ekstase, wo das ἄλογον und die Sinne schlummern, mit Gott selbst und den körperfreien Geistern, die die Luft erfüllen, in Verkehr zu treten (Cic. div. I 64). So wenig wie diese ist er an die körperliche Existenz gebunden und wird nach der Trennung vom Leibe in die reinen Regionen unterhalb des Mondes zurückkehren (Sext. IX 73). Die Seele ist also unsterblich; denn ihr wahres Wesen ist eben der Logos, der nur während seiner Verbindung mit dem Leibe die animalischen Funktionen übernimmt und die irrationalen Vermögen ent-

1) Dieses Wort gehört natürlich Klemens.

wickelt, um sie bei der Rückkehr in die himmlische Heimat wieder zu verlieren.

Selbst der letzte Zug begegnet uns an einer Stelle, wo auch R. poseidonianischen Einfluß annimmt (Cic. Tu. I 44); alle übrigen sind direkt für Poseidonios bezeugt oder mit völliger Sicherheit zu erschließen. Trotzdem hat sie R., um ein einheitliches Bild des Aetiologikers zu erhalten, teils ignoriert, teils wegzudeuten versucht[1]). Aber wenn z. B. auch in der Mantik (wie in der Astrologie) Poseidonios nicht den Aetiologiker verleugnet, so ist doch die Frage nach den Ursachen hier zweifellos das Sekundäre. Das Primäre ist der Glaube an die Mantik selber, und der ist nicht aus dem wissenschaftlichen Streben nach dem Kausalnexus erwachsen. Er zeigt uns, daß in Poseidonios' Seele noch ein anderes Element wirksam ist, dasselbe, das für diesen weltumfassenden Geist die Frage des heliozentrischen Systems garnicht zur Diskussion kommen läßt. Daß Poseidonios an ein Fortleben der Seele nach dem Tode, an ihren Aufenthalt in der Mondregion glaubt, stellt auch R. nicht in Abrede. Aber auf diese Frage verwendet er ganze drei von den 475 Seiten seines Buches. Er ›kann mit den Zeugnissen hier nichts anfangen‹. Sollte das nicht vielleicht an seiner eigenen inneren Form liegen? ›Aus den späteren Eschatologien irgend etwas wahrhaft Wesentliches ausfindig zu machen, ist uns nicht gelungen, möchten auch nicht wünschen, daß es gelänge‹ (473). Aber schließlich fragt die Wissenschaft doch nicht nach unseren Wünschen. Und wenn R. mit der gleichen Liebe wie dem Aetiologiker Poseidonios auch dieser andern Seite seines Wesens nachgespürt hätte, so wäre er vielleicht zu dem Ergebnis gekommen, — daß die bisherige Auffassung des Poseidonios doch nicht so völlig verfehlt war, wie es jetzt nach seinem Buche scheint[2]).

1) Sehr bezeichnend ist auch die Art, wie R. 320 ff. über die Erziehungslehre bei Sen. de ira II 19—21 urteilt. Daß 19. 20 aus Poseidonios stammt, gibt er mir zu. Aber 21 soll eine intellektualistische Lehre enthalten, die in 19. 20 ›bekämpft und abgeschafft‹ wird. Am unzweideutigsten soll sich dieser Intellektualismus 21, 6 ff. in der Berücksichtigung des Milieus zeigen. Aber gerade hier fällt kein Wort von verstandesmäßiger Beeinflussung. Alles wird von irrationalen Momenten, Gewöhnung, Assimilierung erwartet, ganz wie bei Plato, der Legg. 793 e gewiß kein intellektualistisches Erziehungssystem entwickelt, und bei Poseidonios selber (Galen. Hipp. et Plat. 446, 12). Bei *dare debemus operam, ne aut iram in illis nutriamus aut indolem retundamus* (1) ist, wie auch nachher, nur an das selbständige irrationale Vermögen zu denken. 21, 6 ff. stimmt genau zu 19, 4. Die Kapitel ergänzen sich. 19. 20 geben eine psychophysische Erziehungslehre, die Körper und Seele gleichzeitig beeinflußt. 21 zeigt die rein psychische Einwirkung, und daß Poseidonios eine solche für unmöglich gehalten haben sollte, müßte R. erst beweisen.

2) Das erste Buch der Tuskulanen habe ich absichtlich aus dem Spiel ge-

Die an sich bestechende Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Bildes, das R. entwirft, ist auf Kosten der Ueberlieferung erreicht. Poseidonios ist eine komplizierte Natur. Gewiß ist er Aetiologiker, scharfer Denker; aber ebenso stark war sein religiöses Gefühl. Und so bewußt er bestrebt ist, die monistische Grundlage für Makro- und Mikrokosmos festzuhalten, so ist er doch auch darin echter Stoiker, daß für ihn der Vorrang der Vernunft und die Hoheit der vernünftigen Menschenseele Ausgangs- und Zielpunkt ist. Chrysipp braucht den Vernunftcharakter der Menschenseele, um dem Menschen hier auf Erden sein Ziel zu weisen und die Eudämonie zu sichern. Poseidonios' Religiösität fühlt den Gott in der Brust, der ganz gewiß im Diesseits seine Aufgabe zu erfüllen hat, aber nicht an dieses gebunden ist und sein Wesen erst rein entfalten wird, wenn er von den Bedingtheiten des irdischen individuellen Lebens befreit ist. Aber ebenso deutlich fühlt er, daß der Mensch nicht nur Gott ist, sondern zwei verschiedenen Welten angehört. Gerade darauf beruht seine Bedeutung für das Weltganze. Es ist das Band, das λογικά und ἄλογα zusammenhält und bewirkt, daß der Makrokosmos so gut wie der Mikrokosmos ein einheitlicher Organismus ist [1]). So urteilt der Welterklärer.

Für das religiöse und ethische Empfinden ist es aber das Entscheidende, daß die beiden Seiten des menschlichen Wesens nicht gleichwertig sind, daß der Mensch nach seinem wahren Wesen zu Gott gehört. Und wenn Poseidonios die Moral auf die Rangordnung: Außendinge, Körper, animalische Kräfte, ἄλογον, λογικόν gründet, so verfehlt er nicht zugleich die Scheidung zwischen den *inutilis caro et fluida, receptandis tantum cibis habilis* und der *divina virtus* aufs schärfste einzuprägen (Sen. ep. 92, 1. 10). So wundern wir uns auch nicht, wenn er seine Zielbestimmung in Formeln gibt, die vollkommen dualistisch klingen. Aber mag Poseidonios auch dem δαίμων im Menschen das κακόδαιμον καὶ ἄθεον entgegensetzen, so ist doch sein Weltgefühl himmelweit entfernt von der orientalischen Anschauung, die Gott und Teufel einander gegenüberstellt, seine Uebung und Erziehung zur Vorherrschaft der Vernunft vollkommen verschieden von einer Askese, die das sündhafte Fleisch ertöten will.

Was R. bietet, ist ein expressionistisches Porträt, entworfen von einem Künstler, dem alles Aeußere, Gegenständliche gleichgiltig ist

lassen. Poseidonios wird als Autor von vornherein für den ausscheiden, der in diesem nur den systematischen, für Gelehrte schreibenden Welterklärer sieht und sich überhaupt nicht denken kann, daß Poseidonios psychische Probleme rein psychisch behandelte. Aber das hat R. auch an anderer Stelle irregeführt (vor. Anm.).

1) W. Jäger, Nemesios 102.

und der nur seelische Eigenart bloßlegen will, der grade dadurch nicht bloß manche bisher ganz übersehene Züge in voller Plastik herausarbeitet, sondern dem ganzen Bilde eine ungeahnte Lebendigkeit verleiht, der aber freilich nur die Züge schaut und zur Anschauung bringt, die ihm selber kongenial sind, und nicht wenig von der eignen, starken Eigenart hineinlegt. Zweifellos kann das Buch unsrer ganzen Wissenschaft starke Anregungen geben und zu ihrer Verinnerlichung beitragen. Aber vergessen dürfen wir nicht, daß der Expressionismus seinem Wesen nach auf ›Richtigkeit‹ verzichtet, ein objektives Spiegelbild nicht geben will noch kann.

Der Zufall hat es gewollt, daß gleichzeitig ein zweites Poseidoniosbuch erschienen ist, das eine diametral entgegengesetzte Orientierung zeigt. Während R. nur den Aetiologiker und Physiker Poseidonios sieht, interessiert sich Heinemann, der von Philo und dem jüdischen Hellenismus herkommt, nur für den Metaphysiker. Im Gegensatz zu R. geht er dabei historisierend vor, indem er vor der Darstellung von Poseidonios' Lebensanschauung die der verwandten Denker und Vorläufer bespricht. Er will ›den Entwicklungsprozeß innerhalb der Stoa schildern, der sich dann geradlinig über die Stoa hinaus zu Neuplatonismus und Christentum fortsetzt‹ und die Triebkräfte darlegen, die bei diesem Prozesse wirksam sind. Entscheidend war, daß ›einerseits das Leben selbst über den wirklichkeitsfremden Zug der alten Stoa hinausführte, andrerseits der religiöse Idealismus, der von vornherein einen sehr wesentlichen Bestandteil ihrer Anschauung bildete, sich durchzusetzen suchen mußte‹. Hier ist gleich zu bemerken, daß schon Zeno mit seiner Lehre von den προηγμένα ganz bewußt die Brücke zum realen Leben geschlagen hat und sein ›wirklichkeitsfremdes‹ Weisenideal vorwiegend pädagogischen Charakter trug, daß ferner jedenfalls Chrysipp seinen ethischen Idealismus ganz auf die alte griechische Anschauung gründete, wonach die Entfaltung des eignen Wesens zur ἀρετή und Glückseligkeit genüge, und daß er dabei in seinem Fühlen ein durchaus irreligiöser Diesseitsmensch war.

Wie der Grundpfeiler des ethischen Idealismus, die Koinzidenz von Tugend und Glück, durch Karneades erschüttert wird und grade dadurch die Stoa darauf geführt wird, gegenüber seinem Probabilismus auf Plato selbst zurückzugreifen und den gemeinsamen ethisch-idealistischen Unterbau der sokratischen Systeme herauszustellen, schildert H. richtig und hebt gebührend hervor, daß schon Antipater den Satz ὅτι κατὰ Πλάτωνα μόνον τὸ καλὸν ἀγαθόν in einer Monographie zu erweisen suchte. Sehr wenig leuchtete diese Lehre natürlich dem

Praktiker Polybios ein, den man vollkommen mit Unrecht zum Stoiker hat machen wollen (vgl. Reitzenstein, NGG 1917, 405 ff.).

Während diesen H. ganz richtig beurteilt, wird er Panaitios nicht gerecht, zumal er auch nicht versucht, seine Persönlichkeit von einem Zentrum her zu fassen. Er sieht in ihm den Erzieher, der die Römer an das allgemeingiltige Denken gewöhnt und für das Humanitätsideal gewinnt, aber selber erst in der Berührung mit dem fremden Volke sich voll entwickelt, wirklichkeitsfreundlicher wird und sich nicht mit Hilfe neuer Ideen, sondern durch die Anschauung vom Bilde des römischen Adligen her sein Ideal schafft (27. 39). Aber den weltfrohen Wirklichkeitssinn hat der vornehme, praktisch tätige Rhodier längst gehabt, ehe er als angesehener Philosoph nach Rom kam. Und wenn er die geschlossene Persönlichkeit als Ziel aufstellt und die ὁμολογία des Charakters in Poesie und Leben mit gleicher Liebe studiert und verlangt, so entspringt das seinem innersten Wesen, mag auch das Ideal der übernationalen Humanität seine volle Ausprägung erst in Rom erfahren haben.

Gegenüber dem Erzieher Panaitios wertet H. den Denker sehr gering, da es ihm nicht gelungen sei, die verschiedenen Denkelemente zu verschmelzen. Er behaupte wohl als Stoiker die Koinzidenz von καλὸν und συμφέρον (Cic. O. II 9), könne aber den ethischen Idealismus nicht durchführen, weil er nicht den Mut habe zu erklären, daß der Schmerz kein Uebel ist. Den hat auch Plato nicht gehabt, und im Kollisionsfalle mit der sittlichen Aufgabe hat Panaitios die Meidung des Schmerzes (oder auch den Ruhm) als berechtigtes Motiv für unser Handeln nicht gelten lassen (Cic. Tusc. II). In der Auffassung von Recht und Staat soll Panaitios ›Polybios und seinen skeptischen Vorbildern‹ folgen. Aber wenn Off. I 21 als gegenwärtige Aufgabe der Gerechtigkeit die Achtung des Privatbesitzes eingeschärft wird, so hat das mit der Frage nach dem Ursprung des Rechts nichts zu tun, und mindestens durfte H. nicht ignorieren, daß die Gerechtigkeit dort viel weiter gefaßt wird (*ut ne cui quis noceat nisi lacessitus iniuria*). Vom Staate wird I 54 in unmittelbarem Anschluß an Aristoteles erwiesen, daß er φύσει ist so gut wie die Familie, ohne Rücksicht darauf, daß er das εὖ ζῆν ermöglicht. Auch II 37 (*etsi duce natura congregabantur homines, tamen spe custodiae rerum suarum urbium praesidia quaerebant*) wird nur als Motiv für die Anlage der festen πόλις oder höchstens für die konkrete Organisation [1]) die Hoffnung auf den Nutzen angegeben, die eigentliche Ursache der Staatenbildung ist auch hier der natürliche Gemeinschaftstrieb. Nach Cic. Rep. I 39 (*prima causa coeundi est non tam imbecillitas quam naturalis quaedam hominum*

1) Falls der vorhergehende Satz Panaitios' Ansicht genau wiedergibt.

congregatio) hat er Polybios' Standpunkt sogar scharf bekämpft (Reitzenstein, NGG 1917, 409). Die Umwandlung der naturgemäßen Handlung zur Pflicht ist sein Werk.

In dem klar durchgeführten psychologischen Dualismus des Panaitios (Off. I 101, Tu. II 47) möchte H. 58 nur das ›Zugeständnis an das volkstümliche Reden‹ sehen, ›daß das Triebleben nicht immer vom Verstande abhängig ist‹, um so die Kluft zwischen ihm und Poseidonios möglichst zu erweitern. Das ist eine ganz unbegründete Abschwächung. Dabei bleibt die Abweichung des Poseidonios auch ohne diese groß genug. Die alte Stoa, insbesondre Chrysipp, hatte die idealistische Ethik auf den Vernunftcharakter der Menschenseele (sekundär auf den Selbsterhaltungstrieb) begründet. Dieses Fundament geriet ins Wanken, als Panaitios der Wirklichkeit Rechnung trug und ein selbständiges ἄλογον anerkannte. Poseidonios legte es neu, indem er die unvernünftigen Triebe als accidentiell ansah und das wahre Wesen der Seele, das wahre Ich des Menschen im Logos suchte. Das konnte er aber nur, weil er nicht bloß Stoiker war, weil ihn im Gegensatz zu Panaitios wie zu Chrysipp ein tiefes religiöses Empfinden mit Plato und der Mystik verband. Man darf also nicht sagen, daß diese religiöse Wendung eine geradlinige Fortsetzung des altstoischen ethischen Idealismus bedeutete. Aber das vermerkt H. richtig, daß die bei Poseidonios zum Durchbruch kommende Spannung zwischen seinen ethischen Tendenzen und seinem physikalischen Monismus schon durch die alte Stoa vorbereitet ist.

Grade im Hinblick auf Reinhardt ist es sehr willkommen, daß hier der religiöse Denker und Metaphysiker in Poseidonios zu seinem Rechte kommt. Leider geht aber H. ebenso einseitig seinen Weg, und so richtig er über Poseidonios' religiösen und wissenschaftlichen Idealismus spricht, verzeichnet er doch den ganzen Menschen, wenn er aus dem mitten im Leben stehenden Manne, der in seiner Zielbestimmung grade für das Diesseits die Mitarbeit am Weltlauf verlangt (s. o. S. 164, verkannt von H. 67), den Mystiker macht, dem sich die Sittlichkeit erst durch den Gedanken an das Jenseits rechtfertigt, wenn Reinhardts Aetiologiker hier zu einem Manne wird, dem die Wissenschaft (trotz Cic. Div. I 111) nur Vorstufe der Ekstase ist (73). Wie eine Rechtfertigung Reinhardtscher Polemik mutet es an, wenn H. Poseidonios' Anschauung von der Eudämonie nicht sowohl aus seinem innersten Wesen entwickelt, sondern lieber davon redet, was P. aus Orphik, Demokrit, Platon und Aristoteles übernimmt. Aber auch in der Verwertung der Quellen treten die Uebereilungen, die sich die bisherige Poseidoniosforschung vielfach zu schulden kommen ließ, nur zu stark hervor. Wenn z. B. der Verfasser der Schrift von

der Welt so selbständig ist, daß er den Immanenzgedanken als unwürdige Vorstellung ausdrücklich verwirft (398a 1 ff.), geht es doch wirklich nicht an, ihn im übrigen mit Poseidonios gleichzusetzen und nur an ein paar Stellen ›peripatetische Ueberarbeitung‹ anzunehmen. So ist der dort folgende, auf orientalischem Boden erwachsene[1]) Vergleich der überirdischen Hierarchie mit dem Perserkönig und seinem Beamtenstab doch so deutlich auf den transzendenten Gott und die Mittelwesen gemünzt, daß man ihn nur aus zwingenden Gründen auf Poseidonios zurückführen dürfte. Und so ist es auch sonst oft ein schwankender Grund, auf dem H. seine Darstellung von Poseidonios' System aufbaut.

Außer dessen Lehre vom Selbst und von der Eudämonie bespricht H. ›Ursprung und Entwicklung der Kultur und Religion und Religionen‹. Im Thema berührt er sich hier ganz mit Reinhardt. Während dieser aber wieder vor allem darauf ausgeht, die ›innere Form‹ des Poseidonios zu verstehen und zu zeigen, wie dieser seine Kenntnis der Naturvölker verwertet, um sich ein Bild der Urzeit zu machen, wie er — das ist sehr fein gedacht — in den praktisch und theoretisch gleich tätigen Weisen der Vorzeit Exponenten seines eignen Lebensideales schafft, wie die mit der Urzeugung in den Menschen eingegangene (?) Gotteserkenntnis sich zu den konkreten Religionen differenziert hat, will H. an der Hand der sachlichen Angaben die Entwicklung zeichnen, die nach Poseidonios der ›unmittelbar aus Gottes Hand stammende‹, ursprünglich vollkommene Mensch genommen hat. Sie führt zivilisatorisch in aufsteigender, sittlich aber in absteigender Linie, sodaß schließlich die bewußte Arbeit der Philosophie zur sittlichen Erneuerung einsetzen muß. Das ist im ganzen richtig geschildert, wenn auch manches z. B. schon von Meyer, Laudes inopiae, Gött. 1915 schärfer gefaßt ist. Der Abschnitt über die Religionen bringt sehr viel Unsicheres, läßt dagegen merkwürdigerweise grade das außer acht, was am ehesten für Poseidonios in Anspruch genommen werden kann, die ethnographisch und historisch begründete Auffassung, daß der Bilderkult eine nachträgliche Verfälschung der ursprünglich reinen Gottesverehrung darstelle (v. Borries, Quid veteres philosophi de idololatria senserint, Gött. 1918, 50 ff.).

In den dann folgenden Quellenstudien beschäftigt sich H. zuerst mit der Weisheit Salomos. Er vermutet, daß der Verfasser seine Kenntnisse einem ›eklektischen System‹ zu danken hat, meint zu zeigen, daß als Vermittler Poseidonios ›durchaus denkbar‹ sei (143), und eine Spezialuntersuchung über die ›Polemik gegen den Götzendienst‹ 13—15 gibt ihm für das Ganze die Gewißheit, daß Poseidonios'

1) Vgl. Smend, Alttestamentl. Religionsgeschichte² 446 ff.

Protreptikos und zwar mit wörtlichem Anschluß benutzt ist. Tatsächlich folgt der Autor 13—15 einer bestimmten Vorlage. Diese bahnte sich mit ein paar kurzen Bemerkungen gegen die Toren, die statt des Schöpfers die Geschöpfe verehren (13, 1—9), den Weg zum eigentlichen Thema, einer Polemik gegen den noch größeren Irrwahn, der nicht einmal ἔργα θεοῦ, sondern ἔργα χειρῶν ἀνθρώπων verehrt, gegen den Bilderkult, und erweist dessen Sinnlosigkeit (13, 10—14, 11), seinen historischen Ursprung (14, 12—21), seine unsittlichen Folgen (14, 22—31). Kap. 15 ist offenbar Eigentum des Autors, der die in 13.4 übernommenen Gedanken zu erbaulichen Variationen benützt. Genau den gleichen Charakter trägt aber schon der Anfang von 14, der namentlich wie 15 eine Apostrophe an Gott bringt, die den Zusammenhang unterbricht (bes. 1—7)[1]. Daraus folgt, daß der vorhergehende, auch an sich unentbehrliche Beweis für die Sinnlosigkeit des Bilderkultes schon in der Vorlage stand. Dieser ist aber, wie längst erkannt (Geffcken, Zwei Apologeten XXIV), nach Jesaias 44 und Jerem. 10 gearbeitet. Also war die Vorlage jüdisch-hellenistisch. Sie verwertete schon griechische Gedanken; aber was über den Ursprung des Bilderdienstes gebracht wird, stammt aus euhemeristischem Gedankenkreis (v. Borries, a. a. O. 35)[2] und hat mit Poseidonios nichts zu tun. Abgesehen von diesem Abschnitt finden wir aber in dem Buche nur vereinzelte platonisierende oder stoisierende Wendungen oder Lesefrüchte, wie sie jeder leidlich Gebildete anbringen konnte. Mittelbar kann natürlich manches aus Poseidonios stammen. Aber daß 8, 19 f. nicht notwendig die Präexistenz der Seele voraussetzt, legt H. selbst gut dar (142), und wenn 7, 22—4 von der Weisheit gesagt wird, daß sie διήκει καὶ χωρεῖ διὰ πάντων διὰ τὴν καθαρότητα, so versteht das jedenfalls der Verfasser so wenig von der stoischen Immanenz wie die Schrift von der Welt. Von einer philosophischen Gesamtanschauung ist keine Rede.

Beim vierten Makkabäerbuch will H. selber nur mittelbaren Einfluß des Poseidonios annehmen. Aber von einem stoischen Charakter der Schrift kann überhaupt nur reden, wer vergißt, daß auch die andern Schulen die Herrschaft der Vernunft gefordert haben. Die Affektenlehre der Schrift ist in dieser Form sonst nirgends bezeugt. Aber wenn 1, 20 die Affekte aus ἡδονή und πόνος, also aus den einfachen sinnlichen Gefühlen, abgeleitet werden, die »auch« die Seele

1) Aehnlich schon Focke, Entst. d. Weisheit Salomonis, 1913, 9.

2) Genauer war zu sagen, daß in der Weisheit der Bilderkult letztlich abgeleitet wird aus der rein menschlichen Liebe, die sich das Bild eines Verstorbenen anfertigt. Dieses wird später »wie ein Gott verehrt«, und diese Gewohnheit greifen die Herrscher für ihre Zwecke auf.

angehen, so steht dazu im schärfsten (nicht etwa nur terminologischen) Gegensatz die stoische Lehre, die von den höheren psychischen Vorgängen, von der Vorstellung eines Gutes oder Uebels ausgeht und von da zu den vier Hauptaffekten kommt. Näher stehen die peripatetischen Erörterungen bei Aspasios zur Nik. Ethik p. 49, 27 ff., und dort finden wir auch 44, 8 eine Parallele zu der Auffassung des Zornes in 1, 24 *θυμὸς κοινὸν πάθος ἐστὶν ἡδονῆς καὶ πόνου*, die Poseidonios wie den andern Stoikern ganz fremd ist[1]). Und wenn 2, 21 die Affekte als angeboren bezeichnet werden und deshalb 3, 5 die Aufgabe der Vernunft so bestimmt wird: *οὐκ ἐκριζωτής τῶν παθῶν ὁ λογισμός ἐστιν ἀλλ' ἀνταγωνιστής*, so ist auch das peripatetisch, wie z. B. Plut. virt. mor. 451 C zeigt[2]).

Ein sehr interessantes Problem stellt Seneca in seiner Briefsammlung. Daß dieser nicht etwa Poseidonios gleichzusetzen ist, erkennt H. grundsätzlich so gut wie Reinhardt an, denkt aber dabei nicht an die ›innere Form‹ sondern an die Lebensanschauung. Das gibt tatsächlich auch Fingerzeige. Aber H. läßt sich praktisch doch leicht durch sachliche Einzelheiten verführen, einen ganzen Brief als poseidonianisch anzusehen. Wieviel tiefer R. die Probleme faßt, spürt man, wenn man etwa Heinemanns Besprechung von ep. 87, nach der der ganze Brief von § 12 an aus Poseidonios stammt, mit Reinhardts Analyse (336) vergleicht. Einen Vorzug vor diesem bedeutet es, wenn H. nicht nur die einzelnen Briefe ins Auge faßt, sondern den ganzen Komplex, in dem Poseidonios' Name fortwährend erscheint (von 78 an). So bieten ep. 94. 95 tatsächlich einen einheitlichen Gedankengang: ›trotz Ariston ist ein ermahnender Teil der Ethik nicht zu entbehren, muß aber eine theoretische Begründung haben‹, und aus 94, 38 darf man schließen, daß schon Poseidonios sich mit Ariston auseinandergesetzt hat[3]). Aber wieweit Seneca ihm in der Komposition des Doppelbriefes folgt, bleibt unsicher, da die Nennung des Poseidonios in ep. 95 nur in einem Teile erfolgt, der sich mit seiner Unterteilung des *παραινετικὸς λόγος* als bloßen Anhang zu dem in 64 (*sed utrum-*

1) Aehnlich dagegen auch die eklektischen Platoniker, vgl. Albinos Js. 32.

2) Die vom Landbau übertragenen Bilder wie *ἐξημεροῦν, ἐπάρδειν, ἐκκόπτειν* (1, 29, 3, 3 u. ö.) sind für die Peripatetiker typisch, vgl. außer Plutarch a. a. O. Themistios *Μετριοπαθής* 435, 14 ff D. Gottgegeben sind die Affekte wie 2, 21 bei Themistios 434, 26.

3) Auf Aristons Argument, daß die *leges philosophiae breves sunt* und dem Einzelfall nicht gerecht werden (15), nimmt Seneca selbst garnicht Bezug, wohl aber in 38 Poseidonios: *legem brevem esse oportet, ... iubeat, non disputet* etc., ursprünglich gewiß in dem Sinne, daß dem autoritativ wirkenden, staatlichen Gesetze die *leges philosophiae* gegenübergestellt werden sollten, die theoretische Begründung vertragen und verlangen.

que iungamus) abgeschlossenen Hauptgedankengang kennzeichnet. Poseidonios' Einfluß spüren wir sonst vor allem darin, daß mehrfach seine Anschauung von Wesen und Bestimmung der Seele durchbricht, aber selbst in ep. 92, wo Seneca ausdrücklich von dieser ausgeht, dürfen wir nur wenig auf Poseidonios zurückführen (R. 332), und in ep. 85 wird die Verteidigung der Apathie gegen die Peripatetiker ganz vom orthodox-intellektualistischen Standpunkt geführt [1]). Es ist verdienstlich und für Seneca lehrreich, daß H. die Fäden verfolgt, die eine Reihe von Briefen zu einer Einheit verknüpfen. Aber daß dieser Zusammenhang für Seneca nicht nur durch die Sache und den Schulbetrieb, sondern durch eine systematische literarische Darstellung gegeben war, ist nicht erwiesen. Seneca hat in dieser Zeit Poseidonios gelesen. Aber wieviel er ihm außer den wörtlichen — oft auch noch in den eignen Stil umgesetzten (ep. 94, 38!) — Zitaten verdankt, wird sich kaum ausmachen lassen, und wenn ep. 31, 8 die altstoische Definition der Weisheit erscheint, so gehört Mut dazu, darin die σφραγὶς zu sehen, die über der aus Poseidonios geschöpften Briefreihe steht (H. 200).

Der Versuch für Sext. VII 46—260 Poseidonios' Timaioskommentar als Quelle zu erweisen, ist nach Reinhardt 414 ff. nicht aufrecht zu erhalten.

In einem zweiten Bande will H. Poseidonios' metaphysische Hauptwerke rekonstruieren. Hoffentlich kann er inzwischen noch von Reinhardt lernen, um ihn zu berichtigen.

›Meine Wiederherstellung des Poseidonios bildet nur die eine Seite einer Antithese, deren andere Seite sich vielleicht durch ein gewisses Vakuum verrät. Nun, dieses Vakuum ist nichts anderes als das Ganze, das Antiochos zu seiner Mitte hat‹, sagt Reinhardt am Schluß und will ein andermal Antiochos' Eigenart, z. B. seine religiös-eklektizistische Eschatologie darstellen, ihn als Quelle von Tusc. I erweisen. Hoffentlich gelingt ihm das besser als bei dem obskuren Peripatetiker Kratippos, den er durch unhaltbare Interpretation von Cicero de divinatione auch zu einem Gegenbild des Poseidonios, zum ersten faßbaren Vertreter der im ersten Jahrhundert einsetzenden platonisierenden religiösen Bewegung zu machen sucht (NGG 186 ff.). Vorläufig trifft es sich gut, daß nicht bloß Heinemann dem Antiochos ein

1) Poseidonios erkennt eine Apathie an, sofern er die πλεονάζουσα ὁρμὴ verurteilt; aber nie hat er die ἄλογος ὁρμὴ als solche gemißbilligt, und wenn wirklich in der Auffassung des Weisenideals zwischen ihm und Chrysipp dogmatisch kein Unterschied bestand (H. 180 [1]), hätte er besser getan, seine Widerlegung des Intellektualismus nicht zu schreiben.

besonderes Kapitel gewidmet hat, sondern daß eine Monographie die Weltanschauung des Mannes darzustellen unternimmt.

Strache war schon in seiner guten Dissertation De Arii Didymi in morali philosophia auctoribus, Berlin 1909, auf Antiochos geführt worden und allmählich zu einer systematischen Untersuchung über die Weltanschauung dieses für die Späteren recht einflußreichen Mannes vorgedrungen. Im Kriege fand er den Tod fürs Vaterland. So hat Diels das postume, schon vor dem Kriege abgeschlossene Werk mit einem warmen Nachruf auf seinen Schüler herausgegeben, dem er nun inzwischen selber gefolgt ist.

In Antiochos' Eklektizismus sieht Str. das notwendige Produkt der historischen Entwicklung. Gegenüber den skeptischen Angriffen des Karneades verwies man auf die allen Systemen gemeinsamen Grundanschauungen und fand gerade in ihnen einen Beweis für die Allgemeingiltigkeit des menschlichen Denkens. Gerade darum war es aber nur natürlich, wenn Antiochos sich nicht auf ein einzelnes System festlegte, sondern in den übereinstimmenden Punkten die beste Grundlage für eine neue Weltanschauung fand. Das ist gewiß richtig und wird noch deutlicher, wenn man sich die Geistesart des Mannes gegenwärtig hält. Im Gegensatz zu Poseidonios war Antiochos durchaus der Mann der Schule, den auf seine letzte Reise nach dem Osten gewiß nicht innerster Forscherdrang hinausgeführt hat. Sein Denken ist schulmäßig bestimmt. Bis in die reifen Mannesjahre blieb er unter Philos Leitung und unterstützte den Lehrer in seiner Verteidigung von Karneades' Probabilismus. Dabei muß er doch schon damals die Sehnsucht nach einem festen Halte gehabt haben. Aber zum Durchbruch kam dieser Zug erst spät, und hervorgerufen wurde der Wechsel seiner Weltanschauung, soviel wir sehen können, nicht durch äußere Lebensschicksale oder innere starke Erschütterungen — man wunderte sich, wenn der sanfte Mann einmal Temperament zeigte —, sondern durch die Schuldebatten, bei denen er sich zu der Ueberzeugung durchrang, daß ohne die Anerkennung eines objektiven Wahrheitskriteriums keine Wissenschaft und keine Ethik zu begründen sei. Und da es sich bei den Schulkämpfen nur um die καταληπτική φαντασία handelte, vollzog er seine Schwenkung zum Dogmatismus selbstverständlich in der Weise, daß er dieses stoische Kriterium annahm.

Nach den bisherigen Debatten war dabei der Vorbehalt notwendig, daß alle Bedingungen für ein normales Zustandekommen der Vorstellung gegeben sein müßten, und sofern die Entscheidung, ob dies der Fall sei, dem Verstande zufiel, kam ein rationales Element zur Geltung. Aber wenn Str. darin eine Vereinigung des platonischen Rationalismus und des stoischen Sensualismus sieht (18), so war dies

mindestens eine societas leonina. Denn wenn Antiochos auch den Glauben an einen platonischen Skeptizismus aufgab, so kam doch nach der ganzen Schulentwicklung eine selbständige rationale Erkenntnis für ihn nicht in Frage. Mit der Ideenlehre und Anamnesis wußte er nichts anzufangen. Der Logos gilt ihm zwar wie das stoische ἡγεμονικόν als Quell der Sinne, ist aber — abgesehen von der bei der Zeugung mitgegebenen Disposition — in seiner Betätigung von der Empirie abhängig, ja wird von ihm geradezu als *sensus* bezeichnet (Luc. 30). Die Grundlage seiner Theorie ist durchaus sensualistisch, und wenn er nicht ins Lager der alten stoischen Gegner überging, so bewahrte ihn davor nur die durch Karneades vorbereitete Anschauung, daß die Stoa nur einen Ableger des Platonismus darstelle, wenn sie auch in diesem Falle das von Plato noch nicht gewürdigte Problem der κατάληψις scharf erfaßt und gelöst habe.

Für Naturphilosophie hat Antiochos kaum Interesse gehabt. Um so mehr für den Menschen, insbesondere die praktische Ethik. In der Psychologie, die er natürlich als Fundament brauchte, stellte sich für ihn nach seiner ganzen Geistesart das Problem so, ob Chrysipps Intellektualismus oder die platonische, von der Mittelstoa übernommene Lehre von der Selbständigkeit der irrationalen Vermögen den Vorzug verdiene. Wie hat er sich entschieden? Bei der Erörterung dieser Frage wie auch sonst hat sich leider Str. von einem methodischen Fehler nicht freigemacht, auf den ich schon in der Besprechung seiner Dissertation hinweisen mußte (BphWoch. 1911, 1497). Weil er nachweisen konnte, daß Areios' doxographische Berichte unter Antiochos Einfluß standen, setzte er nicht nur geradezu Areios (von dem uns noch dazu nur Exzerpte vorliegen) mit Antiochos gleich, sondern fand auch in diesen Referaten einfach Antiochos' eigne Ansicht wieder. Das ist natürlich unzulässig [1]). Aber so behauptet er auch hier S. 28, Antiochos habe ein unvernünftiges Seelenvermögen mit ἐπιθυμητικὸν und θυμικὸν angenommen und führt als einzigen direkten Beleg Stob. II 117, 16 an, obwohl dort nur die peripatetische Lehre von Areios referiert wird. Tatsächlich müssen wir selbstverständlich von den Zeugnissen über Antiochos' eigne Lehre ausgehen. Da ist das wichtigste Ciceros Angabe Luc. 135, daß Antiochos die Apathie vertreten hat. Str. sucht die Beweiskraft der Stelle durch die Hypothese zu schwächen, Antiochos könne so gut wie Poseidonios unter dem πάθος den übermäßigen Trieb verstanden haben [2]), sodaß für ihn ›Metriopathie und

1) Daß gelegentlich Rückschlüsse auf Antiochos' Anschauung möglich sind (z. B. wenn Stob. II 144, 2 als peripatetische Lehre die Sorge für die eigne Bestattung berichtet wird), leugne ich damit nicht.

2) Wenn Stob. II 38, 18 ff. hervorgehoben wird, daß Aristoteles und Zeno

Apathie wesentlich dasselbe, nur den Worten nach verschieden waren«. Aber Cicero sagt ja doch klipp und klar, daß Antiochos jede Furcht und Schmerz vom Weisen ausschloß[1], und er stellt seine atrocitas in schärfsten Gegensatz zur Metriopathie der alten Akademiker, die einen natürlichen Ursprung der unvernünftigen Triebe anerkannten. Er sagt direkt, daß Antiochos hier eine zenonische, d. h. orthodox-stoische Lehre übernimmt, obwohl er durch seine Güterlehre eigentlich zu einem milderen Standpunkt geführt werde. Hätte Antiochos einen psychologischen Dualismus vertreten, so mußte Cicero unbedingt diesen gegen Antiochos ausspielen. Wenn er es nicht tut, setzt er eben voraus, daß Antiochos so wenig wie Chrysipp ein selbständiges Triebleben anerkannt hat[2].

Dazu stimmt durchaus das Referat Ciceros über Antiochos' eigne Lehre in Fin. V, das merkwürdigerweise Str. in dieser Frage fast garnicht verwertet. Antiochos geht dort davon aus, man müsse das Ziel des Menschen wie jedes Lebewesens so bestimmen, daß man dabei seine ganze Natur, also alle seine Teile, wenn auch unter verschiedener Bewertung, ins Auge fasse. Er nennt als solche fortwährend *corpus, sensus, mens* (59, 60, vgl. 34–36, IV 38 u. ö.), nie ein selbständiges Vermögen der unvernünftigen Triebe. In dem wichtigen Abschnitt 39 ff. stellt er als Eigenart der Tiere gegenüber den Pflanzen fest, daß ihre Natur und ihr Ziel durch αἴσθησις und ὁρμή bestimmt sind. »*Quid, si non sensus modo ei datus sit verum etiam animus hominis?*« fährt er fort und definiert nun das menschliche Ziel so, daß es *cumulatur ex integritate corporis et ex mentis ratione per-*

πάθος in verschiedenem Sinne gebraucht haben, folgt daraus noch lange nicht, daß Antiochos selbst das Wort in doppelter Bedeutung verwendet hat. Auch soll keineswegs die Gleichheit beider Ansichten bewiesen werden. Areios geht von der zenonischen Definition ὁρμὴ πλεονάζουσα aus und stellt fest, daß demgegenüber Aristoteles nicht bloß den aktuellen πλεονασμός, sondern schon den Trieb, der die Anlage dazu enthalte, als πάθος ansehe, und nimmt dafür die Formulierung κίνησις ἄλογος πλεοναστική. Das würde freilich bedeuten, daß für Aristoteles jeder Trieb ein πάθος sei. Man könnte dafür auf Ausdrücke wie κατὰ πάθος ζῆν oder μετριοπάθεια verweisen. Jedenfalls wird nicht die Gleichheit sondern die Verschiedenheit beider Lehren betont.

1) Sogar: *quaero, quando ista fuerint Academia vetere decreta, ut animum sapientis commoveri et conturbari negarent?*

2) Daraus, daß »Antiochos abweichend von der alten Stoa Feuer und Luft als wirkende Kräfte annimmt«, folgert Str. 24, Antiochos müsse wie Panaitios die Seele als Mischungsprodukt beider Elemente und als Doppelwesen angesehen haben. Der Schluß wäre unberechtigt, auch wenn die Stelle (Ac. I 26) nicht wieder nur bloßes Referat wäre. Tatsächlich wird aber doch dieselbe Lehre als allgemeinstoisch von Plutarch und Nemesios bezeichnet (St. fr. II 444. 418), und es liegt gar kein Grund vor, sie der alten Stoa abzusprechen.

fecta. Das ist nur verständlich auf dem Boden von Chrysipps Psychologie, nach der anstelle des tierischen ἡγεμονικὸν beim Menschen der reine λόγος tritt [1]). Dementsprechend ist nicht nur die Tugend schlechthin die Vollendung der Vernunft (38, vgl. IV 35), sondern auch σωφροσύνη und ἀνδρεία werden als *temperata, fortis ratio* definiert (58) [2]). In 29 wird der Affekt, der zum Selbstmord treibt, auf ein falsches Urteil zurückgeführt (*cum in mala scientes irruunt, tum se optime sibi consulare arbitrantur*), und der Terenzvers: *Mihi sic est usus, tibi ut opus facto, face* ist wohl Ersatz für den Vers ἔα μ᾽ ἀπολέσθαι· τοῦτό μοι νῦν συμφέρει, den Antiochos ganz in der intellektualistischen Tendenz Chrysipps verwendet hatte, während Poseidonios diese bekämpft (Galen Hipp. et Plat. 376,4 NGG 177). Entscheidend ist endlich, daß Luc. 62 den Karneadeern vorgeworfen wird: *sublata adsensione omnem et motum animorum et actionem rerum sustulerunt.* Hier wird jeder Trieb des erwachsenen Menschen aus der συγκατάθεσις, also einem intellektuellen Akt abgeleitet.

Gegenüber diesen Instanzen fallen Straches allgemeine Erwägungen und Kombinationen nicht ins Gewicht. Ciceros Urteil über Antiochos: *a Chrysippo pedem numquam* (Luc. 143 vgl. 132) bewährt sich. Von den Motiven, die Antiochos leiteten, wird gleich zu reden sein; jedenfalls hat er Chrysipps Lehre von der Vernünftigkeit des menschlichen Hegemonikon ohne Einschränkung angenommen. Ja, nach Rabbows Str. nicht mehr zugänglichem Nachweis (Ant. Schriften über Seelenheilung und Seelenleitung, 142 ff.) hat der Doktrinär den Versuch gemacht, Poseidonios' Angriffen auf Chrysipps Affektenlehre dadurch die Spitze abzubrechen, daß er ohne Rücksicht auf die Erfahrung den Intellektualismus bis in die letzten Konsequenzen durchführte [3]).

1) Die *optima pars animi* 40 ist nach stoischer Lehre das ἡγεμονικόν im Gegensatz zu den 7 δορυφορικὰ μέρη. 48 ist *animi partes* ungenau gesagt, jedenfalls nicht vom unvernünftigen Triebleben zu verstehen. Danach ist auch 57 zu beurteilen.

2) Str. beachtet das nicht und folgert S. 53 aus der peripatetischen Definition der Tapferkeit (Ac. I 23), Antiochos habe in seiner Definition den Begriff der ἐπιστήμη vermieden.

3) In meiner Zustimmung zu dieser These Rabbows gehe ich jetzt noch weiter als GGA 1916, 556. Namentlich bin auch ich jetzt überzeugt, daß erst Antiochos das Merkmal opinio m a g n i mali in die Definition aufgenommen hat. Da ferner Chrysipp die Größe des Uebels nur verwendet hatte, um die Ueberzeugung von der Pflichtmäßigkeit des Schmerzes zu erklären, entspricht es seiner Ansicht nicht, wenn beide Momente in Tusc. III 60 einander koordiniert und das zweite nur als das praktisch entscheidende bezeichnet wird. Darauf beruht aber die Disposition des Hauptteils 26—75. Ich kann also diese nicht mehr in dieser Form als chrysippeisch ansehen.

Auch in der folgenden Darstellung der Ethik muß ich mehrfach meine methodischen Vorbehalte machen und ich kann wirklich nicht in Areios' Bericht über die politischen Ansichten der Peripatetiker eine Basis für die Darstellung von Antiochos' Politik sehen. Auch die falsche Beurteilung von Antiochos' Psychologie macht sich fühlbar. Aber es ist sehr bezeichnend, daß Str. selber S. 64 ff., wo er die Begründung der Ziellehre wiedergibt, vom ἄλογον vollkommen schweigt und unwillkürlich zu der Ueberzeugung kommt, daß auch für Antiochos jedenfalls der Weise in erster Lehre ein Vernunftwesen war (75). Tatsächlich will ja Antiochos bei der Zielbestimmung die von Karneades gerügte Einseitigkeit der Stoa vermeiden und stellt als Ziel, als ›naturgemäßes Leben‹ eine καλοκἀγαθία hin, bei der neben der Seele auch der Leib auf seine Rechnung kommt (gut Str. 74). Ebenso stark ist aber auch sein Wunsch, die Autarkie der Tugend festzuhalten. Und das war nur möglich, wenn man nicht nur der Seele den entscheidenden Wert beilegte, sondern auch ihr Wesen so bestimmte, daß sie ausschließlich auf die Sittlichkeit angelegt war und die vollkommene Entfaltung ihrer Natur eben in der Tugend gegeben war. Bei der Annahme eines selbständigen unvernünftigen Triebvermögens ließ sich aber schwer leugnen, daß dieses seine eigenen, außerhalb der Sittlichkeit liegenden Ziele habe. Sie setzte auch grade nach Panaitios' und Poseidonios' Nachweisen eine physiologische Bedingtheit des Seelenlebens und damit eine Verschiedenheit der Individualitäten voraus, die es unmöglich machte, allen Menschen gleichmäßig Tugend und Glückseligkeit zu gewährleisten. So ist es verständlich, daß Antiochos so gut wie Epiktet dieser Annahme aus dem Wege ging und mit Chrysipp auch die Triebe als Funktionen des Intellekts zu verstehen suchte. Ist die Seele reine Vernunft, dann ließ sich auch behaupten, daß die Tugend die Vollendung ihres Wesens sei und damit ihr wie dem ganzen Menschen, dessen Charakter sie bestimmt, die Eudämonie verbürge. Andererseits sträubte sich der praktische Sinn des Antiochos dagegen, den naturgemäßen Dingen die Geltung der Güter abzusprechen. Sie wirken zum Telos mit (Str. 74), aber nicht als notwendige, konstituierende Bestandteile sondern nur soweit, daß sie die vita beata noch zu steigern vermögen. Sie sind Gegenstand vernünftiger Triebe, fallen aber im Vergleich zur Tugend so wenig ins Gewicht, daß der Weise nie das Urteil fällen wird, ihr Verlust sei ein magnum malum, das einen Affekt hervorrufen dürfe.

›Die vielgeschmähte Unterscheidung zwischen glückseligem und glückseligstem Leben erweist sich als Wiederaufnahme der altakademischen Lehre vom höchsten Gut‹ schließt Str. 82 ab. Vorsichtiger wird man zunächst sagen, daß Antiochos selber sie so auffaßt. Wenn

wir über Polemon bei Klemens Strom. II 22 lesen: δογματίζει χωρὶς μὲν ἀρετῆς μηδέποτε ἂν εὐδαιμονίαν ὑπάρχειν, δίχα δὲ καὶ τῶν σωματικῶν καὶ τῶν ἐκτὸς τὴν ἀρετὴν αὐτάρκη πρὸς εὐδαιμονίαν εἶναι, so kann der Vermittler dieser Notiz Antiochos selber sein. Und daß dieser sich in Polemon, auf den er sich so oft beruft, hineingesehen hat, ist außer Zweifel. Andererseits paßt zu diesem nach allem, was wir von ihm wissen, eine solche Anschauung. Und das Studium seiner Werke gibt die beste psychologische Erklärung dafür, daß Antiochos am skeptischen Charakter des Platonismus irre wurde. Nur hat er natürlich das Kausalverhältnis umgekehrt, wenn er Zeno von Polemos abhängig machte. In Wirklichkeit hat dieser die Schätzung des »naturgemäßen Lebens« von der jung aufstrebenden, neue Ziele weisenden Schule übernommen [1]). Wie Polemon seiner alten Schule treu geblieben ist, obwohl ihm der Rigorismus der Stoa innerlich sympathisch war, so hat es auch Antiochos gemacht und in der schon von Karneades vorbereiteten Konstruktion der Philosophiegeschichte das Mittel gefunden, um die Stoa als eine Sekte der im Platonismus gipfelnden Sokratik aufzufassen, deren Abtrennung von der Hauptschule darum noch keine Berechtigung habe, weil sie in Einzelheiten die Probleme gefördert hat.

Im einzelnen bietet Straches Darstellung der Ethik viele gute Beobachtungen, und ich stimme auch darin zu, daß der Einfluß des Panaitios deutlich erkennbar ist. Da ich jedoch die Annahme, Antiochos habe dessen dualistische Psychologie übernommen, ablehnen muß, weiche ich naturgemäß auch von der historischen Einordnung, die Str. am Schluß vornimmt, ab. Aber ein Verdienst der Arbeit sehe ich darin, daß hier zum ersten Mal der Versuch einer Gesamtwürdigung unternommen ist, und das hat Str. gewiß dargetan, daß Antiochos' Eklektizismus nicht kritiklos zusammengebraut ist, sondern das Bestreben zeigt, eine Grundanschauung einheitlich durchzuführen. Im Hinblick auf Reinhardts These gibt es dabei wohl zu denken, daß Str. so wenig wie Heinemann eine Spur von dem starken religiösen Empfinden, den Jenseitshoffnungen und der ganzen Stimmung entdeckt hat, die über dem ersten Buche der Tuskulanen liegt.

Göttingen. M. Pohlenz.

1) Daß z. B. auch die Lehre von den πρῶτα κατὰ φύσιν von Zeno stammt weist Str. gut nach.

Dornseiff, Franz, Pindars Stil. Berlin Weidmann 1921. VI u. 135 S. 15 Mk. (S. 1—112 hat der philos. Fakultät der Univers. Basel als Habilitationsschrift vorgelegen.)

Das glänzende Werk ist eine ungewöhnliche Erscheinung. Ein Einfühlungsvermögen, das auf feinste Reize anspricht; eine Belesenheit, die Vergleiche aus mehreren Literaturen und allen Zeitaltern in reicher Fülle bereit hält; eine lebhafte Beweglichkeit, die wie im Spiel ein buntes Gewirr von tausend Fäden schlingt: schließlich eine Darstellungsgabe, die scheinbar mühelos imstande ist, was sie sagen will, mit all seinen mitschwingenden Unter- und Obertönen in ganzen Wortakkorden voll und vernehmlich erklingen zu lassen: all diese seltenen Fähigkeiten unterstützen den Versuch, endlich einmal den Stil eines großen antiken Dichters darzustellen, wirklich einmal das zu schildern, ›was die neuere Geschichte der bildenden Kunst Stil nennt (Kontur, Physiognomie), und nicht ausschließlich das, was in der Sprachlehre den Gegenstand der Stilistik bildet‹ (S. III). Das Ziel ist vorbildlich, und vorbildlich auch manches an der Art und Weise, wie D. ihm zustrebt. Seine Arbeit wird hoffentlich eine weitreichende Wirkung auf die Entwicklung der klassischen Philologie üben.

Aber gerade wer das wünscht und verlangt, gerade wer selbst dem Buch für eine sehr erhebliche Förderung von ganzem Herzen dankbar ist, hat zugleich die Pflicht, auf die Lücken und Fehler des Werkes zu achten, das sich durch seine Vorzüge das Anrecht auf eine ernstliche und anspruchsvolle Prüfung erworben hat.

Daß die neuartige Aufgabe gleich mit vollem Erfolg gelöst sein würde, war nicht zu erwarten. Es ist sehr viel, aber immer noch nicht genug, wenn D. mit seinem stets wachen, regen Gefühl, auf die zahllosen Fragen die ihm entgegentraten lauter sinnvolle Antworten gibt, wenn alle Tatsachen bei ihm von Bedeutung und Inhalt erfüllt erscheinen. Die Arbeit begnügt sich noch zu oft mit dem raschen Abhören von Einzelstellen; sie verfängt sich zu leicht in ungeprüften, ausgedachten Möglichkeiten; sie hat das Bleigewicht der vielen Unfertigkeiten und Vorläufigkeiten des Entwurfs noch nicht abgestreift. So kann D.s Stildeutung trotz allem ungestümen Drängen zum Wesensgehalt nicht frei genug ihre Flügel regen.

Um jedesmal richtig und zutreffend die Wirkung der Stileigentümlichkeiten auf den Hörer auszukosten, um einleuchtend und deutlich darzustellen, wie eine solche Wirkung von einem so gearteten Sprachausdruck ausstrahlen kann [1]), dazu bedurfte es vor allem einiger

1) So wenigstens geht D. meist vor (trotz S. 16). Richtiger und förderlicher wäre die Betrachtung, von welcher Schau des Dichters die Stileigenheiten

gründlicher Untersuchungen. Durchaus erträglich, auch wenn man sich nicht durch die Forderung einer übermenschlichen Kleinarbeit von seinem weitgesteckten Ziel abschneiden lassen will, und ebenso unentbehrlich ist die genaue, ja innerhalb vernünftiger und sachgemäßer Grenzen vollständige Erforschung von klug gewählten Musterbeispielen, Schulungsaufgaben, Stichproben. Sie hätte den Gehalt und das Schwergewicht des Werkes unverhältnismäßig und weit über den Bereich der tatsächlich geführten Untersuchungen hinaus erhöht, ohne doch den zarten Blütenstaub der Stimmung zu zerstören [1]). Die schöne Innerlichkeit der Auslegung wäre mit der Annäherung an den echten Kern noch mehr gekräftigt und vertieft worden. Der bannende, bisweilen verführerische Zauber der Auffassung und Darstellung wäre zum Range unüberwindlicher Wahrheit aufgestiegen. Die Vergleichung von Pindars Liedern mit Werken anderer verwandter Zeiten und anderer Künste wäre von dem Verdacht befreit, als fragwürdiger Ersatz für die innige Versenkung in das Pindarische selbst, an sich und für sich, dienen zu müssen; sie würde viel überzeugender ihren hohen Beruf erweisen, eigenartige Zusammenhänge aufzudecken, und die Einzelbetrachtung in ein beziehungsreich schimmerndes Licht zu setzen. Wichtige, aber vieldeutige Begriffe wie ›archaisch‹, ›hymnisch‹, ›sentimentalisch‹, hätten, in ein festes Gefüge von kräftigerem Stoff eingeordnet, ihre sichere Stelle erhalten, ihren Geltungsbereich, ihre bindende und lösende Bedingtheit, ihren eigentlichen, voll gesättigten Sinn.

Damit sind wir schon beim zweiten: dem Mangel an Ordnung und Klarheit, der im Verein mit einer eiligen Unrast ohne Sammlung und Stetigkeit, den Inhalt und die Form des Buches schwer geschädigt hat. Ein Gewirr von Kreuz- und Querfährten des Gedankens, von spielenden Schnörkeln und Arabesken der Einfälle, überdeckt und zerstört oft die Linien der Schilderung und den Weg der Erkenntnis [2]). D. verliert sich leicht in zahllose Einzelaussagen über zahllose Gegenstände; und alles, auch wenn es längst nicht mehr zur Sache gehört, wird auf denselben Faden der Erörterung nacheinander aufgereiht. Es ist, als wenn große und kleine Edelsteine, echte und unechte Perlen, auch ein paar echte Kiesel [3]), ungeschliffen, in allzu rascher

der Ausdruck sind. Gerade P. spricht sich oft mehr aus, als daß er sich verständlich machte, geschweige denn berechnend und zweckvoll seine Worte setzte.

1) Ein geschickter, aber fester Zugriff ist auch schonender für den Gegenstand als ein weiches Betasten. Das zeigen z. B. die meisterhaften, empfindungsstarken Untersuchungen von Hermann Oldenberg, der auch eine ›Kunstgeschichte‹ (Nachr. d. Gött. Ges. 1918, 429) des Stils anstrebte und der vergleichenden Literaturgeschichte dienen wollte (Abhandlungen der Gött. Ges. 1917, 1).

2) Man sehe z. B., was alles S. 90 ff. unter ›Apposition‹ gebracht wird.

3) Dazu rechne ich Trivialitäten wie auf S. 68.

Folge vorüberschwirrten. Es fehlt von außen die Begrenzung der Kontur, und die Struktur von innen. Wie soll da die Physiognomie von Pindars Stil herauskommen? Kann man eine Gestalt von strengen, scharfen Formen, von einer stolzen Selbstverständlichkeit des Wesens, von einer gewachsenen, willensstarken Sicherheit des Gebahrens, allein aus gleitenden farbigen Lichtern formen?

Freilich, die Arbeit richtet sich garnicht nur auf Pindars Stil. Er ist immer wieder durch etwas Allgemeineres ersetzt, und zwar lauter Verschiedenes, wie ›hohe pathetische Dichtung‹; archaische Dichtung; die gesamte Chorlyrik, einschließlich der dramatischen. Durch diese oft unausgesprochenen, wechselnden Ausweitungen mußten die Gedanken nicht selten beziehungslos, locker und widerspruchsvoll werden. Viel zu viel auf einmal hat D. angestrebt.

Trotz diesen Mängeln enthält das Buch im Ganzen und im Einzelnen nicht weniges, an dem man seine helle Freude haben kann. Wer mit seinem Pindar (oder worum es sonst gerade geht) vertraut genug ist, um immer wieder das falsch Empfundene abzulehnen, das schief Gedeutete auszurichten, das Verworrene zu klären, und das treffend Erkannte auszulesen, wird aus der durchweg interessanten, weitblickenden Arbeit reiche Belehrung und kräftige Anregungen gewinnen.

Eine solche durchgängige Berichtigung kann und soll von mir nicht versucht werden. Wollte man es, so müßte man einen sehr großen Teil des Buches völlig um- und neuschreiben. Aber einige Proben werden nützlich und nötig sein. Sie werden sich im Ganzen auf das beschränken, was unter den Titel des Werkes fällt.

Gleich der erste kurze Abschnitt ›Simplex‹, mit dem die eigentliche Darstellung auf S. 18 beginnt, gehört zu den schwächsten des Buches. Daß archaisierende, ›späte‹ Stilperioden (Vergil, Wagner, George) gern die würdig knappen [1]), uralten Simplicia wieder beleben, hat solange nichts mit Pindar zu tun, als man nicht für ihn ähnliche Neigungen nachweist. Gezeigt wird aber von D. nur was jeder weiß, nämlich daß die Sprache der Scholiasten verschwenderisch mit Praeverbien umgeht: soll daraus folgen, daß P. damit gegeizt hätte? In diesem Zusammenhang hat auch das χάρματα ἔθηκε gegenüber attisch παρέχειν nichts zu suchen. Denn weder ist ἔθηκε das Simplex von παρέσχε, noch entspricht es ihm inhaltlich genau. Ist es eine Bevor-

1) Nicht ›ungenaueren, weiteren, mehrdeutigen‹. Man sehe nur D.s eigene Beispiele an: die meisten Simplicia sind schon für sich allein, geschweige denn im Zusammenhang der Sprachwendungen und Sätze, genau so eng und eindeutig wie ihre Composita.

zugung des Simplex, wenn der Lateiner *gratum fecit* (auch lautlich = ἔθηκε) sagt statt *praebuit?*

Der folgende, wertvolle Abschnitt S. 19 ff.[1]) enthält gute Bemerkungen über P.s Kunst der Verklärung und Vergeistigung[2]) mit vielen zutreffenden Beispielen. Aber wenn dort darauf hingewiesen wird, P. ziehe das Ganze dem Teil vor, und erreiche eben dadurch die Befreiung von dem Schwarm gemeiner Nebenvorstellungen — also durch eine Auflösung und Verwässerung gewissermaßen — so ist damit das Stilprinzip nicht tief genug gefaßt[3]). Denn das gleiche Pathos eignet ja auch der umgekehrten Erscheinung: der Teil sinnbildlich für das Ganze gesetzt (D. S. 69 ff.). Die Lösung wird durch eine schöne Schopenhauerstelle nahegelegt, die Nietzsche auf P. anwandte (beides von D. zitiert). Nämlich das scheinbare Verallgemeinern besteht darin, daß eine bestimmte Sphäre statt des Dinges genannt wird, in die der Gegenstand, den man meint, mit einem Teil seines Wesens hineinragt. Es ist also dieses Verallgemeinern zugleich auch, ebenso wie das sinnbildliche Verwenden eines Teiles für die ganze Sache, ein Auswählen; bei Pindar ein Abwerfen der gemeinen Hülle und Schale, ein Ausheben des Ewigen und Sittlichen, des Großen und Gültigen[4]).

S. 24 f. stehn richtige Beobachtungen über Singular und Plural. Sie lassen sich dahin zuspitzen, daß sich die griechische Rede, besonders die Dichtung, oft auch sprachlich gegen den Numerus gleichgültig zeigt, wenn die Zahl der beteiligten Gegenstände oder Personen weniger wichtig erscheint als die Tatsache, daß überhaupt solche Personen oder Gegenstände beteiligt und wirksam sind. Dann steht gern ein Singular ›collectiv‹ oder sinnbildlich für den Plural, ein Plural ›generell‹ für den Singular. So heißt es τίνες I 5, 39, weil hier (wie oft bei P.) die Familie, nicht der einzelne Mann gerühmt wird. Oder um ein Beispiel zu nennen, das schon im Epos sein ge-

1) Manches Fremde steht hier: z. B. gehört S. 23 Abs. 2 und 3 in Teil II.

2) Überhaupt findet diese Seite von Ps. Dichtung in dem Werk vielfachen glücklichen Ausdruck.

3) Jedes Umnennen, gleichviel in welcher Richtung, befreit von gewohnten Nebenvorstellungen. — D. spricht überhaupt gern von einem Verwischen der Konturen, das poetisch wirken soll. In Wahrheit handelt es sich wohl stets darum, daß auf Kosten von gewissen Undeutlichkeiten anderes desto eindringlicher fühlbar wird; oder daß der Gefühlsgehalt stärker, reicher und eigenartiger ist als daß Worte ihn, bei allem ernsten Ringen um den zutreffenden Ausdruck, fassen könnten. Aber die bloße und blanke Unklarheit bedeutet noch keine Anreicherung mit Empfindungsgehalt; sie wirkt höchstens als ein Reizmittel.

4) P. nennt gern den Wesenskern, den innersten Gehalt, die wirkende Kraft in den Dingen, z. B. durch Umschreibungen mit ἀκμά (D. S. 31), ἄωτος, κορυφά (O. 7, 68; P. 3, 80), κεφάλαια.

naues Vorbild hat [1]), P. 9, 105: παλαιῶν δόξα τεῶν προγόνων, οἷοι... ἔβαν ›eines deiner Ahnen, der... ging‹ [2]). Da Pindar immer wertet, aber nie zählt (es seien denn Agonsiege), ist er besonders kühn im Gebrauch der Numeri; das σχῆμα Πινδαρικόν heiß nicht umsonst nach ihm [3]).

S. 25 handelt, zum Teil nach Bruhn, vom beigesetzten Gattungsbegriff. Wer aber den einzelnen Beispielen nachgeht, erkennt die große Verschiedenheit der Fälle. Z. B. Λ 92 ist ἄνδρα, Βιήνορα zu trennen; wie Π 306 (= Ο 328), Θ 256 (Zsmhg!), Δ 457 (∼ Π 603), besonders aber Λ 738 (von Bruhn zitiert) zeigen, bedeutet die Stelle: ›Agamemnon war der erste der vorsprang und einen Mann schlug: den Bienor...‹ Ähnlich verhält es sich mit Soph. Aias 817: wie dort ἄνδρα die notwendige allgemeine Ergänzung zu πρῶτος ... ἕλεν gab, so ist hier ἀνδρός neben Ἕκτορος fast unentbehrlich als Stütze für den Superlativ, der sonst zum Elativ abgeschwächt würde: ›Gabe des Mannes — Hektor ist es — den ich am meisten hasse‹. Wiederum δ 236 f. steht θεός offenbar garnicht als Gattungsbegriff neben Ζεύς (›einer der Götter, nämlich Zeus‹), sondern als gleichbedeutend (›Gott, man kann ihn auch Zeus nennen‹), vgl. ξ 444 mit 440 [4]). In P. 9, 106 ist der Zusatz πόλιν zu Ἴρασα notwendig; nur wenigen Griechen konnte P. zutrauen, daß sie wußten, Irasa ist eine Stadt [5]). Schließlich will θεὰ Κύπρις Theokr. Helena (18) 51, wie die Umgebung klar zeigt, ›gewichtiger, zeremoniöser‹ (D.) klingen als das vorangehende schlichte Κύπρις. Man muß also mit großer Vorsicht das wirklich Zusammengehörige aussondern, ehe man die allgemeine Formulierung gibt.

S. 26 ist die Formulierung für das ἓν διὰ δυοῖν nicht glücklich: ›der Dichter sieht und sagt zwei Dinge, die erst durch sprachliche Logisierung in einen einzigen Begriff zusammengedörrt sind‹. Ἓν

1) λ 382 ff., ›eines meiner Gefährten, der...‹. In dem Pindarbeispiel ist auch das οἷος episch (Eoien).

2) Vgl. P. Maaß, Wölfflins Archiv 12, 499; Wackernagel, Vorlesungen über Syntax I 95.

3) D. zitiert u. a. die sehr auffälligen Stellen, wo ›Zeus‹ durch einen Plural umschrieben wird; statt seiner wird gewissermaßen eine Gattung, eine Rangklasse höchster Erhabenheit genannt. (Anders Boeckh zu P. II 25.) Daß der generelle Plural gern in wertenden Darstellungen steht, ergibt sich u. a. aus der Bemerkung von Peter, Geschichtl. Lit. üb. d. röm. Kaiserzt. II 333 f. Dieser Plural bezeichnet nicht eine ausgesprochne Mehrheit, sondern eine beliebige und gleichgültige Zahl, die auch 1 sein kann.

4) So vielleicht auch θήρ neben λέων; θήρ allein steht ja oft für ›Löwe‹.

5) Ueberhaupt nehmen Namen gern eine solche Klassenbezeichnung zu sich, zu größerer Deutlichkeit und Füllung mit Vorstellungsgehalt. Menschennamen bedürfen dessen am wenigsten.

διὰ δυοῖν tritt dann ein, wenn éin Ausdruck nicht genügen würde, das Wesen des Gegenstands für die Vorstellung oder das Gefühl zu erschöpfen: beide Bezeichnungen ergänzen einander, und der Gegenstand muß, als wären es zwei, zweimal gesehn, zweimal genannt werden, weil so verschiedenes von ihm auszusagen ist[1]). Bisweilen ist dabei dem Dichter die Einheitlichkeit des mehrfach bezeichneten Dinges klar (so gewiß Verg. Aen. I 61, D.s erstes Beispiel)[2]); bisweilen treffen die Benennungen zum Teil dasselbe Ding, greifen aber im übrigen darüber hinaus (*arma virumque*: die ›Waffen sind nicht nur die des Aeneas, und Aeneas wird nicht nur als Krieger geschildert‹).

In dem ›Kenning‹ überschriebenen Abschnitt (S. 32 ff.) ist nicht scharf genug zwischen den Fällen unterschieden, wo neben dem eigentlichen Namen des Dinges eine Beschreibung, und wo statt dessen die Umschreibung steht. Nur das letzte kann man Kenning nennen; nur hier wird der Hörer zum Erraten dessen genötigt, was der Sprecher weiß und verheimlicht, wird der Scharfsinn unterhalten, statt daß die Seele durch Schau und Gefühl beglückt würde. Pindar hat kaum etwas dergleichen[3])

Wir übergehen einen Abschnitt über das Beiwort, in dem vieles Gute steht, und wenden uns zu S. 46[4]). Dort wird verlangt, man solle mehr auf die Farbe, den Geruch der Worte achten; man dürfe nicht die Spannungen aufheben, die entstehen, wenn ein Wort für ein anderes Ding verwandt wird als es gemeinhin bezeichnet. Die Forderung ist nicht neu, wird aber immer wieder nötig. Als Beispiel folge hier die Feststellung, was σῶμα bei Pindar heißt. Das Wort, das bei

1) Vergil liebt es, ein Ereignis in zwei parataktischen Sätzen zweimal verschieden zu schildern, etwa erst nach seinem Sinn und der Absicht des Handelnden, dann nach seinem Aussehn und den körperlichen Vorgängen. Dabei entsteht oft der Schein eines ὕστερον πρότερον, Norden, Aeneis VI² 379.

2) In diesem Falle steht das 'Ενδ. der Apposition nahe, und unterscheidet sich von ihr fast nur durch das addierende ›und‹. Die Sprache kennt dies ›und‹ auch dann, wenn nicht die Dinge, sondern die Aussagen und Bezeichnungen für dasselbe Ding addiert werden sollen (vgl. z. B. ὅς τε, ὅς περ ›welcher auch‹ im Sinne völliger Identität).

3) Τέρειναν ματέρ' οἰνάνθας ὀπώραν N. 5, 6 wäre eine schlimme Kenning, wenn nicht die vorangehenden Worte οὔπω γένυσι φαίνων so zwingend die Vorstellung des Bartes eingäben. Am ärgsten ist wohl (O 9, 97 ψυχρᾶν εὐδιανὸν φάρμακον αὐρᾶν; offenbar war P. das Alltagswort ›Mantel‹ für den Kampfpreis zu gemein. Trotzdem ist die Umschreibung vom Gebrauchsnutzen des Gegenstandes, nicht von seiner Bedeutung als Siegesgabe hergenommen.

4) D.s Berichtigung: ›ἐπιφλέγων ἀοιδαῖς nicht 'verherrlichen', sondern 'überglänzen'‹ reicht nicht aus. Man muß noch hinzufügen: nicht 'überglänzen', sondern 'überlohen, überflammen'.

Homer bekanntlich ›Leichnam‹ bedeutet, steht auch bei P. vier Mal in diesem Sinne[1]). Aber auch frg. 131, 2 σῶμα πάντων ἕπεται θανάτῳ περισθενεῖ und 104 c (Parth.) 15 σῶμα δ'ἐστὶ θνατόν stehen nahe: sie sprechen vom hinfälligen, dem Tode preisgegebenen, hilflosen Leib. Diesen Nebenton wird man nun auch aus O. 6, 56 heraushören, wo das ἁβρὸν σῶμα des Säuglings einsam in der schrecklichen Dornenwildnis liegt; hier klingt er mitleidig, aber verächtlich in dem schneidenden Hohn der Schilderung P. 8, 82: die Besiegten wurden zu σώματα unter den Griffen des Aristomenes. Statt des grimmigen σώματα in dem herben Altersgedicht, lesen wir an der verwandten Stelle O. 8, 68 das neutrale γυίοις[2]), das mit seinen Komposita (ἀγλαό-ἀεξί-ἑκατόγ-θρασύ-νεόγυιος, γυιαρκής-οδάμας-οπέδα) den lebenden und kraftstrotzenden, wie den toten Leib bezeichnen kann[3]).

Zu den folgenden Abschnitten, von denen der über das Naturgefühl wenig befriedigt, mögen nur Einzelberichtigungen folgen. S. 46 f. nicht 'sie mästeten', sondern 'düngten mit ihren Leichen des Rauches weiße Blumen' (N. 9, 23). — S. 47 Paian 6, 138 steht nichts von 'Haaren der Luft' = Feuerflammen nach Ovid met. 6 (nicht 9) 113; sondern P. spricht von ›goldenen Nebelsträhnen‹, und meint Goldwolken, das Beilager zu verhüllen, wie Il. Ξ 343—51. — Zu S. 52 Abs. 3 mußte Wilamowitz, Berliner Sitz.-Ber. 1908, 330, und die Scholien zu P. 4, 25 b zitiert werden[4]). — S. 65 wird, wie das allgemein üblich ist, die griechische ›Vorliebe für Bilder vom Losen‹ mit der häufigen Verwendung von λαγχάνειν belegt. Das ist zum mindesten ungenau. Denn das Wort bedeutet von Homer an nur: 'mir fällt etwas zu' — ob durch das Los, oder den Willen eines Verteilers, oder den Zufall des Schicksals, liegt nicht darin[5]). P. 8, 21 wird erst recht nichts mit dem Losen zu tun haben: ›Aigina (nicht: ›Aiginas Los‹) fiel nicht abseits der Chariten‹ gehört zu I 2, 26; N. 5, 42. Man wird etwa an einen Schwebezustand denken, der durch den ›Fall‹ (wir sprechen vom Fallen der Entscheidung, vom Fällen des Urteils) entschieden wird. So ›fielen‹ (trafen) auch die prophetischen Worte bei ihrer Erfüllung ›in die Wahrheit‹ O. 7, 69[6]); in

1) Außer N. 3, 47, das entweder hierher oder zum Folgenden gehört.

2) Wenn nicht diese Stelle beweist, daß γυῖον in der Chorlyrik auch 'Leib' bedeuten kann (vgl. die Bedeutungsentwicklung von ai. *aṅga*), so doch sicher Ibykos frg. 16, 3, wo die zusammengewachsenen Molionen ἐνίγυιοι heißen: 'zwei Menschen und éin Leib'.

3) Bakchylides gebraucht ohne Unterschied σῶμα wie γυῖον.

4) Auch zu O. 7, 24 c, wo Z. 11 τῶν ἡρωίδων statt τ. Νηρηίδων zu lesen ist.

5) Auch die etymologisch verwandten Wörter haben, soviel ich sehe, keine besonderen Beziehungen zum Begriff des Losens.

6) Hier würde man am ehesten ein Bild vom Zielwurf unterlegen; die Prophezeiung ›trifft ein‹.

O. 12, 10 ist derselbe Sinn unzweideutig erfordert: hier wäre an den deutschen Ausdruck von ›Ausfall‹ zu erinnern.

S. 71 wird mit Recht auf Pindars Gabe hingewiesen, den Dingen ›ernste, pathetische Haltung‹ zu verleihen, und P. 12, 27 dafür zitiert. Es ist aber auch kein Zufall, daß dieser Preis gerade in diesem Lied steht, in dem ›die Person des Siegers nicht interessierte‹ (Schröder, Pythienkommentar 110). Wo der Stoff zum Sang nicht an Midas und seine Ahnen anschießen konnte, gab die musikalische Technik den Kern, um den sich der durchsichtige, regelmäßige Krystall des Liedes legte. Ihren Preis erhält zunächst die Weise, dann die festlichen Anlässe, zu denen sie ruft, das Erz, und die Rohre des Instruments mit ihrer lieblichen Heimat. Der Anfang freilich und namentlich der Schluß des Gedichtes stechen ab; aber ein Wille zur Einheit, zum Einbinden der Teile in einen geschlossenen Vorstellungsbereich, ist in diesem kurzen Liedchen ebenso wie in dem köstlichen O. 12 unverkennbar.

Zu S. 75 ist vielleicht an die zahlreichen substantivierten ›flexionslosen‹ Adjektiva des Mhd. zu erinnern wie *daz liep*, *leit*, *übel*, *wâr*: sie sind aus einer ähnlichen Gesinnung geschaffen[1]).

S. 85 ff. wird das Übergewicht der Nomina über die Verben bei P. in Zusammenhang mit der αὐστηρὸς (lies αὐστηρὰ) ἁρμονία, dem Mangel an ›geschwungener, frei ausladender Satzbewegung‹ gebracht. Das Verbum als das Bauliche, Ordnende des Satzes sei dürftig und substanzlos. Das etwa scheint D. (vgl. auch S. 97 oben) zu meinen; aber es ist unrichtig. Auch Thukydides' Stil rechnet zur αὐστηρὰ ἁρμονία, und er ist voll von kräftigen, inhaltsschweren Verben; denn man kann ebenso gut Handlungen wie Dinge rauh, hart und ungeordnet (wenn das für P. und Th. zuträfe) nebeneinander türmen. Die verknüpfende und gliedernde Kraft des Verbums hat mit seiner Inhaltsfülle nichts zu tun. Im Gegenteil, der glatteste Stil hat die dünnsten Verba: *ist*, *bezieht sich*, *gelangt* usw.

Gewiß stehen bei P. ›den alles beherrschenden Hauptwörtern seltsam farblose Zeitwörter gegenüber‹[2]). Aber der Grund ist einfach der, daß für P. die leibhaften Vorgänge unwichtig sind. Das Werden und Geschehen wandelt er in ein mit Kräften gesegnetes, stetiges

1) Bezeichnend, daß bei dem Moralisten Logau die Bildungsweise noch lebendig ist, z. B. *das Frech,* wie Lessing (VII 355 f. [Muncker] mit charakteristischen Beispielen) beobachtet hat. Die primitive Sittenlehre sieht die gültigen Werte und Unwerte in dinghafter Deutlichkeit.

2) Die Antithese dieses Satzes geht nicht ganz auf. Von ›farbigen‹ Hauptwörtern zu sprechen hat sich D. mit Recht gescheut. ›Strahlenden, leuchtenden‹ würde zutreffen: es ist mehr Lichtfülle und Goldglanz als Farbe.

Sein[1]). Es genügt ihm, wenn er im Verbum das Miteinandersein, das In Beziehung stehen oder In Beziehung treten aussagt[2]).

Pindar verschmäht im Allgemeinen die Anschaulichkeit[3]). Gerade so viel Bildwerk ist in seinen Liedern, daß man erkennt, wie prachtvoll der Dichter schildern konnte, wenn er einmal seinen Blick auf der Außenseite der Dinge haften ließ. Einmal wird erzählt, wie ein kleines, nacktes Wesen, ein Neugeborenes, draußen im grausam weiten, einsamen Busch liegt, »von der Veilchen gelben und tiefpurpurnen[4]) Strahlen überflutet den zarten Leib«. Aber nicht um des Gemäldes willen hat P. dies Bild in sein Lied aufgenommen, sondern weil ein »unsterblicher« Name aus dem flüchtigen Zufall erwuchs (O. 6, 54). Seltsam fremd und beziehungslos steht bisweilen eine dingliche Einzelheit in ihrer Umgebung: »einst hat dieses Landes Stifter im Zorn zu Tirynth der Alkmene Bastardbruder, der aus Midea[5]) gekommen war, mit einem Stecken von trockenem Olivenholz zu Tode geschlagen« (O. 7, 27) — da schwebt in einer öden Vorstellungsleere allein, mit erschreckender Deutlichkeit, das Mordgerät.

Statt der vergänglichen, immer wechselnden Vorgänge gibt Pindar gern ruhende, ausdrucksvolle Bilder, statt der Handlungen: Stellungen. Antiochos wartet der furchtbaren Lanze des andrängenden

1) Ähnliche Gedanken wie die im Folgenden darzulegenden spricht D. oft und schön aus; aber es fehlt an der nötigen Entschiedenheit und straffen Durchführung.

2) Zu der Liste S. 94 ff. kann man noch γιγνώσκω hinzufügen: O. 6, 97; 13, 3; P. 4, 287 (vgl. I. 2, 30; P. 9, 58).

3) In Vergleichen ist er weniger vorsichtig mit dem Wecken von anschaulichen Vorstellungen. Denn gerade hier dient das Bild ja nur als Sinnbild, als schnell vergessene Brücke zu dem was dahinter liegt. Bei dieser Mißachtung des Anschauungsgehalts kommt es P. nicht darauf an, die Bilder zu häufen, zu wechseln und zu verschränken (D. S. 66 ff.). Rilke verfährt ähnlich, auch er ein Jenseitssucher.

4) Die beiden grellsten Farben, gelb und rot, sind P.s Lieblingsfarben: ξανθός κροκωτός (κρόκεος) — πορφύρεος φοινίκεος (und Komposita).

5) So zu verstehen. Des Urgroßvaters Kebse war natürlich längst gestorben, als ihr Sohn, selbst schon ein Greis (Il. B. 661 ff.) von dem erwachsenen (ebendort) Großneffen erschlagen wurde. Die Kammern der Midea standen nicht in Tirynth, sondern eben in der Stadt die nach ihr heißt, und in der auch nach O. 10, 65 f. Likymnios wohnte. Für P. lautete der Ortsname richtig θάλαμοι Μιδέας, und die übliche Form Μιδέα mußte ihm als Abkürzung erscheinen. So hießen ihm die drei Städte auf Rhodos, korrekt benannt, Καμίρου Λίνδου Ἰαλύσου ἕδραι (O. 7, 76). Ἕδραι kann hier nur Prädikat sein, Subjekt sind die ἀστέων μοῖραι, und σφίν ist dat. sympath. (Havers, Unters. z. Kasussyntax, Straßburg 1911). Denn wenn man, wie es seit den Scholiasten geschieht, ἕδραι zum Subjekt macht, muß man erst nachweisen, daß κέκλημαί τινι bedeuten kann »ich heiße nach jmd.« — Ähnlich steht O. 2, 10 οἴκημα ποταμοῦ (des Akragasflusses) für die Stadt Akragas.

Memnon, den Vater zu decken, der ihn nicht vergebens gerufen hatte, als sein Pferd, von Paris' Pfeil getroffen zusammenbrach — ›man hat den Eindruck wie von einem Vasenbilde‹ sagt Schröder (zu P. 6, 27—41) mit Recht. Die Situation ist so dargestellt, daß die Gesinnung, die Opferbereitschaft davon ausstrahlt; die Katastrophe selbst, die äußerliche Beglaubigung, wird nur erwähnt, nicht erzählt[1]). Noch bezeichnender ist P. 9. Da sieht Apollon Kyrene ohne Waffen mit einem Löwen ringen: er staunt, er bewundert in begeisterten Worten den kraftvollen Mut des Mädchens, der sich ihm in der Erscheinung offenbart, er entschließt sich auf Chirons Rat zur Ehe, rüstet und vollzieht die Hochzeit — aber der Kampf hat keinen Fortgang und kein Ende[2]), wie er keinen Anfang hatte, unverändert wie ein Wappen bleibt das Bild in der Vorstellung haften. Kyrene ringt, ohne Waffen, mit einem Löwen.

Das Tun dient, wie im Wettspiel, mehr dazu, das Wesen, das Sein, das Können des Täters zu bewähren und zu offenbaren, als Dinge der Welt umzugestalten oder neu zu schaffen. Dieses Sein der Menschen kennt kein Werden und Vergehen (O. 11 Schluß); das ›mitgeborne Schicksal das über jedes Gelingen entscheidet‹ (N. 5, 40) bleibt unberührt vom Wechsel der Zeiten; schon in den Ahnen lebte es (O. 7, 91), und in den Nachkommen gewinnt es unsterbliche Dauer (Parth. Fg. 104 c, 14). So wagt denn P. allen Zeitsinn abzustoßen, oder vielmehr ihn gewaltsam niederzuhalten und zu mißhandeln, die Ordnung und die Reihenfolge der Ereignisse zu verwirren, Gegenwart und Vergangenheit zusammenzuziehen.

Wie im darstellerischen Stil der ganzen Gedichte (dafür bedarf es keiner Beispiele), so werden auch im Einzelnen und Kleinen die Zeiten vermischt, die früheren und späteren Zustände vereinigt. So hat Pindar O. 3, 13—17 den Ölzweig des Siegers, die Bäume, von denen er gepflückt wird, und den ersten Keim zu jenen Bäumen, den Herakles vom Istrosquell gebracht hat, einander völlig gleichgesetzt, und von allen zugleich in stetem Wechsel gesprochen[3]). Nach diesem Beispiel wird hoffentlich die folgende Deutung zweier vielbehandelter Stellen überzeugen, an denen das Gleiche, nur wie mir scheint viel harmloser, vorliegt.

1) So steht auch auf der Gegenseite des Vergleichs, bei Thrasybulos, nur die ›jedes Opfers fähige Gesinnung‹ (Schröder S. 64).

2) Eben weil die pindarischen Ereignisse keinen Verlauf brauchen, können die Erzählungen jäh abgebrochen werden.

3) Vgl. P. 12, 25—27: die fertigen Flöten und die Rohre, die im Sumpf wachsen, werden als ein und dasselbe genommen, und der Zeit- und Zustandsunterschied ist aufgehoben; es heißt ναίοισι, nicht πρότερον ἔνατον, und μάρτυρες, nicht μάρτυρες ἐσόμενοι.

P. 8, 18—20 steht genau dasselbe wie Bakch. 11 (10), 10—21, nur in veränderter Reihenfolge: »Apollon nahm den A. freundlich auf« heißt: er schenkte ihm den Sieg, ihm »der (jetzt) den Kranz trägt . .« Der Δωριεὺς κῶμος ist also der, zu dem P.s Festlied ertönt[1]). O. II 63 (57)[2]) verstehe ich einfach so: ὅτι αἱ τῶν θανόντων ψυχαὶ τῶν μὲν ἁμαρτημάτων[3]) αὐτίκα ἐνθάδε, ζῶσαι ἔτι, ποινὰς ἔτεισαν, τὰ δ'ἐν τῇδε τῇ Διὸς ἀρχῇ ἡμαρτημένα κατὰ γῆς δικάζει τις. In die Hauptvorstellung hat sich der Nebengedanke eingeschoben, daß ja schon im Leben Strafen verbüßt waren (Aorist!); er wird in einem eingesprengten μέν-Satz ausgesprochen, der nun, mit einem leichten und durch das Vorstehende als pindarisch erwiesenen Zeugma, die θανόντων ἀπ. φρένες zum Subjekt erhält[4]).

Die notwendig skizzenhaften Ausführungen, die wir eben gaben, sollten zeigen helfen, wie fest und organisch die großen und kleinen Eigenheiten von P.s Stil mit einander und mit der Gesinnung des Dichters zusammenhängen. Diese leidenschaftliche Seele, dieser Meister seiner Kunst hat es vermocht, die Lieder bis ins Feinste und Einzelste hinein mit dem Rhythmus seines Fühlens und Gestaltens zu durchdringen. Aber das rechte Mitschwingen des Hörers wird sich doch erst dann einstellen, wenn er nicht mehr mit leichtspielendem, feinnervigem Finger vom Ufer aus das zuckende Gekräusel von Wort und Satz abtastet, sondern sich mit ganzem Leibe von den Wellen tragen läßt, wo sie am freiesten und mächtigsten fluten, im Vollen und Großen der Strophen und Lieder. Es ist darum besonders be-

1) Man könnte ἐστεφανωμένον auch »proleptisch« fassen, ὥστε ἐστεφανῶσθαι. Prolepsis ist ein plumper Terminus: es handelt sich um nichts anderes wie den freien Gebrauch effizierter Satzbestandteile im Griech. (*Sie bauten ein Haus, Sie hoben einen Graben aus:* effiziertes Objekt: *Sie spannten das Pferd an, Sie hoben viel Erde aus:* affiziertes Objekt). Verwandt ist das »innere Objekt«: nicht das bleibende Ergebnis, sondern die Handlung selbst dient als Objekt (*Sie tanzten einen Walzer zusammen*); hierzu stellt sich (Kroll, Glotta XI 82[1]) die Apposition zur actio verbi (Wilamowitz, Herakles II 19).

2) Die Auslegung von Bücheler und Deubner (Hermes 43, 638) scheint mir ganz unpindarisch.

3) Zur (scheinbaren) Unterdrückung des τῶν (μέν) vgl. O. 12, 11. Zur Stellung von μέν an 2. Stelle des noch ungespaltenen Satzes (statt an 2. Stelle nach der Gabelung) vgl. O. 7, 64, ferner Hdt. I 149 Ende (dasselbe bei dem von καί gefolgten τε häufig bei Hdt. z. B. II 79 Ende, III 53 Anfg., vgl. Stein zu I 207, 35). Beide Erscheinungen verbunden, wie hier, N. 10, 90: ἀνὰ δ'ἔλυσεν μὲν ὀφθαλμόν, ἔπειτα δὲ φωνὰν χαλκομίτρα Κάστορος.

4) Vgl. *Ich habe Ihren verstorbenen Vater gut gekannt, Der Ermordete war zuletzt in Begleitung zweier Männer gesehen worden.* Hdt. III 16, 6 τοῦτον τὸν μαστιγωθέντα ἀποθανόντα ἔθαψε: das μαστιγοῦν erfolgte nach dem Tod und Begräbnis, ist aber schon vorher von Hdt. berichtet worden. (Τὸν μαστ. ist rein identifizierend, bloße Umschreibung des Namens den Hdt. nicht kannte).

dauerlich, daß der zweite Teil von D.s Arbeit ›Die Glieder des Baues und ihre Behandlung‹ weit hinter dem ersten (›Die Sprache‹) zurückbleibt, und nicht nur dem äußeren Umfang nach.

Zu diesem verkümmerten Teil nur wenige Worte: Gegenüber der auch von D. vertretenen Auffassung, die Epinikien sollten nur für die Aufführung — allenfalls für mehrere — dienen, sei hier vorläufig Widerspruch angemeldet. — Nicht ganz erfaßt ist die Bedeutung der ›Gnomik‹ in P.s Liedern. — Aber das ist weniger folgenschwer, als daß D. den gesamten Ablauf, den Schritt, das Tempo der Gedichte völlig verkannt hat. Er spricht von dem ›Statischen‹ und Bedächtigen des Stils: er meint, in der griechischen Lyrik (also auch bei P.) sei ›kein Fluß, keine rechte Bewegung‹ (S. 110). *Monte decurrens velut amnis*, sagt Horaz, und er hat Recht. Gewiß besteht Pindars Sang wie aus kleinen und großen Sternen, aus leuchtenden, selbstgenügsamen Sonnen. Aber diese schweren glühenden Massen ziehen nicht in gelassener Majestät stille, einsame Bahnen durch den leeren Raum. Sie rollen und wirbeln, verschmelzen mit einander und versprühen: sie steigen und wuchten und stürzen; sie kreisen und schweben: sie tanzen. Das ist vielleicht das größte Wunder an Pindars Stil.

Pindar, übersetzt und erläutert von Franz Dornseiff, Leipzig 1921, Insel-Verlag, 262 S.

Ein schöner Band in würdiger, festlich-einfacher Ausstattung enthält D.s Prosa-Übertragung von Pindars Liedern und den wertvollen Fragmenten in zeitlicher Anordnung. Jedes Stück ist von einer kurzen, umsichtig orientierenden Einleitung, und von hilfreichen knappen Einzelerläuterungen umrahmt.

Zu der Wiedergabe selbst ist es schwer, Stellung zu nehmen. Jedes Unternehmen der Art muß den fröhlichen Mut zum Unvollkommnen aufbringen, um sich überhaupt in die Welt hinauszuwagen. Ob dabei wirklich so peinliche Mißverständnisse und Flüchtigkeiten, schon im schlichten Wortsinn, unterlaufen müßten wie hier, sei dahingestellt. Soll man vom Stil erwarten, daß er pindarisch ist? Auch D. erhebt nicht den Anspruch. Doch könnte die Sprache dichter, gesammelter, heftiger sein.

Aber dem Leser, dem der wirkliche Pindar unzugänglich ist, hat zu entscheiden, ob ihm, für den das Werk bestimmt ist, nun ein Reichtum geschenkt wurde, den er sonst ganz entbehren müßte. Ich glaube, er wird dankbar Ja sagen.

Göttingen. Hermann Fränkel.

Dr. D. **Plooij**: De chronologie van het leven van Paulus. Leiden 1918, N. V. Boekhandel en Drukkerij voorheen E. J. Brill. VII und 195 S. 8°.

Seitdem jene delphische Inschrift entdeckt worden ist, die für die neutestamentliche Chronologie einen Punkt mit absoluter Sicherheit festlegt, oder wenigstens seitdem die Theologen — 1911 — auf die schon 1905 publizierte Schrift aufmerksam geworden sind, war die Aufstellung eines neuen Grundrisses der Chronologie der christlichen Urzeit, insbesondere des Lebens des Apostels Paulus ein wissenschaftliches Bedürfnis. Der Prokonsul Gallio, vor dessen Richterstuhl die Judenschaft von Korinth den Paulus erfolglos geschleppt hat, ist für das Jahr 52 n. Chr. ein für alle Mal gesichert; nun galt es von 52 aus mit den durch die paulinischen Briefe einer-, die Apostelgeschichte andrerseits gebotenen Daten rückwärts und vorwärts den Gang der Missionstätigkeit des Paulus von seiner Bekehrung bei Damaskus an bis zum Ende der römischen Gefangenschaft zu rekonstruieren.

Der holländische Theologe Plooij hat sich ein Verdienst erworben, indem er die Arbeit angriff; er zeigt sich mit den Quellen wie mit der neueren einschlägigen Literatur vertraut, gibt, besonders in dem wichtigen Abschnitt über die Gallio-Inschrift einen vortrefflichen Ueberblick über den Stand der Frage, mit dankenswerter Heranziehung der französischen und englischen Zeitschriften, er kämpft leidenschaftslos, schreibt klar, und hat die für seine Zwecke zuträglichste Anordnung getroffen, nämlich zuerst die absolute Chronologie behandelt, dann die relative. Im Teil I ließe sich eine andere Reihenfolge als die streng chronologische, von der Plooij bei cp. VI b c, — zeitlich vor a gehörend! — doch eine Ausnahme macht, denken, aber es fehlt nichts wesentliches: 1. Aretas IV, 2. der Tod des Agrippa I. und die Hungersnot in Palästina, 3. Sergius Paulus, Prokonsul von Cypern, 4. Gallios Prokonsulat, 5. der Amtsantritt des Festus, 6. besondere Daten: a) Burrus' Ende, b) der Sonntag in Troas Act 20, 7, c) die Reise nach Rom. Im zweiten Teil ist Kapitel 1 der galatischen Frage gewidmet, 2. der Kollektenreise und dem Apostelkonvent, 3 und 4 unterbauen die beiden chronologischen Perioden im Leben des Paulus, als deren Grenzpunkt Gallios Prokonsulat gilt. Die Tabelle auf S. 173, die die Resultate zusammenstellt, soweit sich fest datierbare Ereignisse gewinnen lassen, bringt in der zweiten Hälfte keine Ueberraschungen. Die Ankunft in Rom soll Febr. 60 liegen, mit 60—62 für den Aufenthalt des Apostels in Rom schließt das Register. Aber im Anfang wird Paulus' Bekehrung auf 30/31 hinaufgeschoben, eine Kollektenreise Winter 45/46 zwischen seinen ersten Besuch in Jerusalem 32 (33) und die Reise zum Apostel-

konvent Frühjahr 48 eingerückt: das, falls es sich bewähren sollte, wichtigste Ergebnis der Plooijschen Forschung, Winter 47/48 als Datum der Abfassung des Galaterbriefes, bleibt merkwürdigerweise unter den ›Resultaten‹ unerwähnt. Nicht ganz ohne Bedeutung für die Paulus-Chronologie, namentlich wenn die Bekehrung schon 30 angesetzt wird, wäre das Datum des Todes Jesu: laut S. 139 kann als ziemlich feststehend angenommen werden, daß Jesu Kreuzigung am 18. März 29 stattgefunden hat! Andrerseits verrät der Verf. ganz nebenher S. 135, daß er die Apostelgeschichte als um 62, ›ungefähr 15 Jahre‹ nach den Ereignissen von Antiochien (46 oder 46/47) von Lucas niedergeschrieben ansieht.

Ich fürchte, daß trotz mancher guter Eigenschaften Plooijs Buch uns seinem Ziele nicht näher gebracht hat, daß es eher Schaden anrichten wird, wo man ihm unbesehen Vertrauen schenkt. Zumal der Verf. des Glaubens lebt (S. Vf.), er biete nur schlechthin zuverlässige Resultate, darum habe er auf sekundäre Daten und jede hypothetische Datierung verzichtet, problematische Fragen wie die Reise nach Spanien nicht berührt und auch eine Chronologie der Paulusbriefe fortgelassen, mit Ausnahme der einen fundamentalen und unabweisbaren Untersuchung nach der Abfassungszeit des Galaterbriefs. Hier wenden wir ein, daß die Datierungen des ersten und zweiten Korinther- und des Römerbriefs gerade so gut zu den ›scharfen, genau zu kontrollierenden Daten‹ gehören wie die des Galaterbriefs. Aber der Verf. darf sich seine Aufgabe beschränken wie er will, wenn er sie dann nur in dieser Einschränkung löst.

Daß dies Plooij nicht gelungen ist, liegt zum kleineren Teil an Mängeln, die er mit vielen Autoren teilt, zum größeren an zwei, sozusagen grundsätzlichen Fehlern seiner chronologischen und historischen Forschung.

Wenn in einer Untersuchung, bei der es auf die allergrößte Akribie ankommt, Druck- und Schreibfehler häufig begegnen, so vermindert das schon einigermaßen das Zutrauen zu der erhofften ›Zuverlässigkeit‹. Bei Plooij sind sie zahlreich in griechischen Worten, deutschen Namen, auch in den Zahlen der Zitate; S. 103 n. 1 läßt er hinter Λυκαονίας ein Παμφυλίας aus, schreibt S. 143 Lystra statt Iconium, und von zum Teil gefährlichen Fehlern wimmelt der Abdruck aus der angeblichen Chronik des Eusebius S. 52—56, S. 52 postquam st. post quem, S. 55 Albinus Floro succedit st. Albino Florus s., in der Zeittafel S. 56 A. Chr. 22 st. 44, S. 54 Jahr 65 st. 63 und gleich zu Beginn werden die Jahre Abrahams 2057 und 2060 beide = 44 A. Chr. gesetzt. Die Unzuverlässigkeit der Tafel selber mag ein Beispiel illustrieren. S. 53 findet sich die Erfüllung der prophetia Agabi bei Hieronymus als

in das Jahr 5 des Kaisers Claudius, 1 des Agrippa II, 45 Christi geschoben: wie man bei Helm auf den ersten Blick sieht, gehört die Notiz aber zum vorhergehenden Jahre; beim Armenier weist sie Plooij dem Jahr Abrahams 2057 zu (Claudius 1, Agrippa 4); nach Karst wäre 2058, 2 und 5 das Richtige. Wenn ein an sich schon mangelhaftes Instrument wie Eusebs Chronik, das in üblem Zustand auf uns gekommen ist, nun noch mit so geringer Akkuratesse und Vorsicht behandelt wird, kann es natürlich keinen Dienst bei Ausfindigmachung echter Daten mehr leisten.

Aber Plooij mißhandelt die Quellen auch da, wo er sie korrekt anführt. Er ist begeisterter Anhänger einer Auslegungsart, die man immer noch die theologische nennen muß, und an die Ramsay und Zahn, seine Meister, appellieren, wonach man gar nicht genug an Sinn, Absicht und Ueberlegung in jedem Wort der Bibel finden kann. Ich beschränke mich auf zwei Belege, einen Fall harmloser Natur und einen mit schwerwiegenden Folgen. Den Text von Act. 28, 16 liest P. S. 81 f. nach β ὁ ἑκατόνταρχος παρέδωκεν τοὺς δεσμίους τῷ στρατοπεδάρχῳ — im Register S. 192 ist die Stelle fortgelassen —, und übersetzt: er übergab sie an den praefectus praetorio. Daß στρατοπέδαρχος so verstanden werden kann, ist außer Zweifel, daß es häufiger, z. B. bei Josephus, einen bescheideneren militärischen Rang ausdrückt, erfährt der Leser nicht. Wohl aber hört er, daß mit diesen pr. pr. nur Burrus, der Anfang 62 gestorbene, gemeint sein könne, weil nach dessen Tod auch zwei praefecti pr. funktioniert hätten. Lucas brauche aber den Singular und zeige dadurch wieder einmal, wie zuverlässig bis in Kleinigkeiten er referiert. Meine Meinung, daß Lucas hier gar nicht über die Frage, ob zwei oder ein praefectus praetorio amtierten, nachgedacht hat, und den Singular lediglich als Amtsbezeichnung braucht, hat Pl. bereits als armselige Ausflucht gekennzeichnet. Ich habe sie aber nicht zum Flüchten nötig, denn daß Burrus nicht noch am Leben hat sein können, als Paulus im Frühjahr 62 in Rom eingetroffen ist, vermag Pl. nicht zu beweisen, gerade er nicht, der — allerdings recht kühn — auf S. 174 ja ohne Fragezeichen Paulus' Ankunft in Rom auf einen Februar verlegt. Plooijs ›Februar 60‹ wird doch aber dadurch, daß Burrus vielleicht im Februar 62 gestorben ist, nicht gedeckt; März 61, was ich bevorzugen würde, paßt ebenso schön zu dem Zustand, wo in Rom nur ein Gardepräfekt waltete: trotzdem würde ich niemals lediglich auf Grund des Singulars ἑκατόνταρχος ein Jahr, das später als Burrus' Tod läge, für ausgeschlossen erachten.

Gal. 2, 10 schließt Paulus seinen Bericht über den Apostelkonvent mit dem Hinweis auf die einzige damals von ihm übernommene Ver-

pflichtung μόνον τῶν πτωχῶν ἵνα μνημονεύωμεν, ὃ καὶ ἐσπούδασα αὐτὸ τοῦτο ποιῆσαι. S. 122—125 beschäftigt sich Pl. mit diesem Satz. Paulus gebrauche zwei Aoriste wohlbewußt: ἐσπούδασα und ποιῆσαι; der Aorist ποιῆσαι stehe in bedeutsamem Kontrast zu dem Präsens μνημονεύωμεν. Ganz mit Ramsay einverstanden bewundert er die Feinfühligkeit, von der das Abschiedswort der Urapostel an Paulus Zeugnis ablege: wir haben dir keine weitere Anweisung zu geben als die, daß du fortfährst zu tun, was du bisher schon so eifrig getan hast; und über Ramsay hinaus möchte Pl. nur das αὐτὸ τοῦτο noch mehr zu seinem Recht bringen. ›Das einzige, was die jerusalemischen Autoritäten verlangten, war, daß wir der Armen weiter gedenken sollten (praes.), präzis dasjenige, was ich in jenem Augenblick (aor.) mit voller Hingebung tat (kwam doen). Erst jetzt meint er Paulus' Gedanken völlig zu begreifen. Paulus sage: 16 Jahre lang habe es keine Gelegenheit für ihn gegeben, sich unter die Autorität der Jerusalemer zu stellen. Im Gegenteil, als er nach 15 (!) Jahren in einer Konferenz mit ihnen seine Arbeit und Arbeitsmethode besprach, zeigte sich ihre volle Uebereinstimmung mit seinem Wirken, und der einzige Punkt, der damals als eine Art Instruktion an ihn hätte aufgefaßt werden können, war die Kollekte für die Armen, ein Liebeswerk, das er κατὰ ἀποκάλυψιν in Jerusalem ausrichtete. Pl. ist von der Richtigkeit seiner Interpretation felsenfest überzeugt, er kann nicht verstehen, wie die Paulusworte, genau betrachtet, eine andere Auslegung vertrügen (S. 125). Der alte Fehler, daß zu genau betrachtet, daß ein Kamel in ein Nadelöhr hineingeschleppt wird! Kein Unbefangener, der nicht schon den Blick hypnotisch auf Act. 11,27 ff. gerichtet, an Gal. 2,10 herantritt, würde auf den Gedanken kommen, daß ἐσπούδασα etwas gerade damals schon Betriebenes betreffe, daß μνημονεύωμεν bedeute: in solchem Gedanken fortfahren, daß αὐτὸ τοῦτο mehr sei als eine lebhafte Unterstreichung der Treue, mit der Paulus Punkt um Punkt und in jedem Augenblick die damals übernommene Pflicht erfüllt hat. Gewiß ist nicht ausgeschlossen, daß er schon vor Gal. 2,10 für die Armen Jerusalems gesammelt hat, aber Gal. 2,10 sagt nichts darüber, und die Beziehung auf die Kollektenreise Act. 11,27 ff. wird dem Galatertext durch einen Gewaltakt aufgedrängt. Vollends zu schweigen von der fixen Idee, Paulus könne den Aorist ποιῆσαι neben ἐσπούδασα in einer bestimmten Absicht statt des (ihm wahrlich nicht näher liegenden) Präsens ποιεῖν gewählt haben. Und diese Zwangsexegese ist das Hauptargument zugunsten von Plooijs Hauptthese, wonach Gal. 2,1—10 der paulinische Bericht vorliegt über die Act. 11,30 vermeldete zweite Reise des Apostels nach Jerusalem — aus Anlaß der Hungersnot unter Claudius. Daß Act. 11,30 die antiochische

Gemeinde ihre Liebesgabe an die Presbyter von Jerusalem διὰ χειρὸς Βαρνάβα καὶ Σαύλου schickt, hindert den in der Exegese so buchstabenstrengen Plooij nicht, S. 125 von einem Liebeswerk zu sprechen, zu dem Paulus κατὰ ἀποκάλυψιν nach Jerusalem gekommen war und dem er sich aus eigenem Antrieb zur Verfügung gestellt hatte. Κατὰ ἀποκάλυψιν würde in diesem Zusammenhang Plooijs Jedermann von einer dem Paulus zuteil gewordenen Offenbarung verstehen — wie es Paulus Gal. 2, 2 auch zweifellos meint — S. 121 belehrt uns Pl., daß es sich ebensogut um eine an andere ergangene — warum denn nicht trotz Plooij gerade an die Urapostel ergangene? — Offenbarung handeln könne. So wird die Initiative des Paulus wieder zugunsten der Antiochener herabgedrückt. Aber das Ziel ist erreicht: Gal. 2, 1—10 darf als Nebenquelle für die Act. 11, 30 erwähnte zweite Jerusalemfahrt des Paulus gelten, und für die dritte, die zum Apostelkonvent Act. 15, dürfen wir im Galaterbrief ein Zeugnis gar nicht mehr erwarten.

Die im Interesse solcher Harmonisierung von Acta und Paulus ersonnene Chronologie wird nun aber weiter gestützt durch Plooijs Technik der Zeitberechnung. Weil die meisten Leser das chronologische Spezialwerk gern einer Autorität überlassen, kann hier das sichere Auftreten unseres Verfassers verhängnisvoll wirken. So wird es Pflicht, die Aufmerksamkeit auf die strittigen Punkte zu lenken. Schon Plooijs Glaube an ein fast allgemein anerkanntes Datum für Jesu Kreuzigung verrät ein unzureichendes Wissen um die Unsicherheit des jüdischen Kalenders in der neutestamentlichen Zeit. Mit blindem Vertrauen verwendet er die Ginzelschen Tabellen der jüdischen Hauptfeste: ein Fehler, an dem Ginzel keine Schuld trifft, denn er weiß und sagt es auch, daß er nur die astronomisch richtigen Daten verzeichnet, dagegen nicht die wirklich von den jüdischen Hohenpriestern angenommenen. Diese haben im 1. Jahrh. n. Chr. ihre Feste nicht errechnet, sondern auf grund einer Irrtümern ausgesetzten Empirie von Jahr zu Jahr bekanntgegeben; nicht einmal das steht fest, wann sie die Tag- und Nachtgleiche angesetzt haben, auf die doch für ihre Jahresfeste viel ankam, und über die man sich im Altertum so schwer und spät geeinigt hat. Ganz flott rechnet P. auf S. 162 f. die jüdischen Daten für Nisan bis Siwan 57 wie S. 86 f. die für Tisri 55 bis 62 in Daten des cäsarischen Kalenders um, als wenn er sicher wüßte, daß im Jahr 57 der erste Nisan auf den 25. März gefallen ist. Er begeht aber dabei noch den zweifellosen Fehler, das jüdische Pfingsten auf den 50. Tag nach dem 15. Nisan zu verlegen, während es nach dem klaren Zeugnis des Josephus wie des Philo der 50. Tag nach 16. Nisan war, d. h. der 6. Siwan (Nisan zu 30, Ijar zu 29

Tagen gerechnet) und somit unter Voraussetzung, daß P. Recht hat, Freitag 25. März 57 als 1. Nisan anzunehmen (in der Tabelle auf S. 85 steht wieder einmal fälschlich 28 st. 23), Paulus nicht am 27. Mai, sondern Samstag am 28. Mai in Jerusalem Pfingsten hat feiern wollen.

Wenn hier nur Ungenauigkeiten und falsche Sicherheit die Folge mangelhafter Technik sind, so wird das Fundament erschüttert, falls Plooijs grundsätzliche Stellungnahme zu dem, was er »die antike Gewohnheit« oder »die moderne Berechnung« bei Zeitangaben wie »nach fünf Tagen« nennt, sich als unhaltbar erweisen sollte. Daß das der Fall ist, kann ich aus Mangel an Raum nur an anderer Stelle begründen; eine Nachprüfung der von Pl. berechneten Daten der Pfingstreise von Troas nach Jerusalem Act. 20 wird das im einzelnen erhärten.

Allein zu diesem Vorurteil des Chronologen tritt ein noch peinlicheres, das des Historikers. Plooijs Buch ist nämlich im Grunde nichts als eine Verteidigung der apostelgeschichtlichen Vorstellungen, Angaben und Spezialberichte über das Leben des Paulus. Nur soweit reicht das Interesse des Verfassers an den chronologischen Daten, als das der Apostelgeschichte an den Tatsachen aus dem Leben des Apostels Paulus. Die spanische Reise bleibt bei Pl. fort, weil sie in Act. nicht berührt wird, die paulinischen Briefe aus dem gleichen Grunde; der Galaterbrief wird ausgenommen, weil er mit Kunst an einen Platz gerückt werden muß, wo er dem Ansehen der Act. nicht schadet, und wiederum Act. zuliebe wird auch Galatien gleich Pisidien und Lycaonien gesetzt, damit inbezug auf die Reihenfolge von Act. 13 f. und 15 kein Vorwurf auf Act. liegen zu bleiben braucht. Gewiß ist man auf der Gegenseite in der Skepsis gegen Acta zu weit gegangen; Wellhausens und Schwartz' Vermutung, die Seereise Act. 27 f. habe ursprünglich mit der Romfahrt des Paulus gar nichts zu tun gehabt, tut dem Verf. der Acta sicher Unrecht. Aber mit der Schönfärberei, die Pl. übt, mit seiner Gläubigkeit an alle von Lucas gebotenen Tatsachen dürfte man von der Wahrheit noch viel weiter abkommen.

Wir beschränken uns darauf, an ein paar sachlich wichtigen Beispielen zu zeigen, mit wie verschiedenem Maß Pl. die Angaben des Paulus und die des vermeintlichen Lucas mißt. Aus II. Cor. 11, 32, wo Paulus der einzige Zeuge ist, gewinnt Pl. S. 1—9 kein anderes Ergebnis als das allerdings recht überflüssige, daß der Apostel vor 40 aus Damaskus geflohen ist. Ich dächte, mindestens mit gleicher Sicherheit wie Pl. in seinem 2. Kapitel auf grund von Act. 11 und 12 die Hilfsaktion der Antiochaner für die Jerusalemiten auf Winter 45/46 datiert, wäre aus II. Cor. 11 zu erschließen, daß jene Flucht, und somit der erste Besuch in Jerusalem Gal. 1, 18 zwischen Sommer 36 und Sommer 37

stattgefunden hat. Denn vor seinem Sieg über Antipas würde der Nabatäerkönig den Streich gegen das römische Damaskus, mag man sich ihn auch nur als zeitweilige Umstellung der Stadt ausmalen, nicht gewagt haben. Tiberius ließ nicht mit sich spaßen. Aretas kann in einen Krieg mit den Römern erst Sommer 36 eingetreten sein und hat ihn, nachdem Gaius' Thronbesteigung ihm einen leidlichen Frieden ermöglichte, schwerlich in wahnwitzigem Eigensinn fortgesetzt. Dadurch wäre 33/34 als Jahr der Bekehrung höchst wahrscheinlich geworden.

Von hier aus wieder ergäbe sich für die zweite Reise nach Jerusalem, der zum Apostelkonvent Gal. 2,1 ff. und Act. 15 — nach Pl. allerdings die Kollektenreise von Act. 11,30 und Gal. 2,1 ff. — das Jahr 50. Trefflich paßt dieser Ansatz zu der Zeit des Aufenthalts des Paulus in Korinth, die jetzt durch die delphische Inschrift erwiesen ist. Sogar noch, wenn man die Reise durch Cypern usw. Act. 13 f. wegen Gal. 1,18, wo nur Syrien und Cilicien als Arbeitsgebiete genannt werden, hinter Act. 15 rückt. Denn man braucht für sie nicht viele Monate, und von Herbst 50 bis Sommer 52 bleibt ausreichender Raum für die erste Hälfte der Missionsreise Act. 16 bis 18,1. Nur durch einen Gewaltakt zwingt P. die Abreise aus Korinth in den Sommer 51. Bezeugt ist Gallios Anwesenheit in Korinth für Sommer 52, nichts spricht dafür, daß er bereits 51 dorthin gekommen war. Aber Plooijs Umständlichkeit hielt für nötig, dem Prokonsul für das Studium der Grenzstreitfrage in Delphi, ehe er eine Entscheidung wagte, ein volles Jahr zuzubilligen. Wenn selbst Pl. S. 40 f. uns die Wahl freilassen muß, ob Gallio von Mai 51 bis Mai 52 oder von Mai 52 bis Mai 53 Prokonsul von Achaia gewesen ist, die Berufung des Kaisers auf Gallios Votum aber im Sommer 52 stattgefunden hat, wird man doch wohl 52 bis 53 als das wahrscheinliche Datum annehmen und sich durch den Mai auch nicht imponieren lassen: bei der Nähe Korinths ist Mitte April als Antrittszeit der neuen Beamten gar nicht zu früh. Nun läßt Act. den Paulus nach dem Zusammenstoß mit den Juden, den Gallio zugunsten des Paulus wendete, noch ἡμέρας ἱκανάς in Korinth verbleiben und dann nach Ephesus abfahren. Pl. sieht ein, daß diese Zeitbestimmung recht vage ist, aber sein Eindruck (S. 44) aus Act. 18, wonach der Apostel klüglich Korinth nach kurzer Zeit geräumt hat, bestimmt ihn, weil es ja Lucas ist, der hier Zeugnis ablegt, für das Zusammentreffen Gallios mit Paulus Juni/Juli, und für Paulus Abfahrt ›Juli/August 51‹ zu verfügen. Wie andere kritischere Forscher will er nicht einsehen, daß in Act. 18,10 mit 1 Jahr und 6 Monaten die Dauer des gesamten Aufenthalts des Paulus in Korinth gegeben wird, daß der Verf. nachträglich

v. 12—17, vielleicht aus anderer Quelle, noch ein Ereignis aus dieser Zeit mitteilt, von dem er aber selber nicht weiß, ob es in den Anfang, Mitte oder Ende der $1^1/_2$ Jahre gehört. Mit ἔτι προσμείνας ἡμέρας ἱκανάς gesteht Lucas dies Nichtwissen auch zu, und lenkt nunmehr zu v. 11 zurück. Ist Gallio aber April 52 nach Korinth gekommen und Paulus um dieselbe Zeit, so darf nicht bloß bis April 53 (Plooij S. 45) sondern mindestens bis Herbst 53 Frist für Paulus Abfahrt bewilligt werden. Was Pl. ›historisch wahrscheinlich‹ nennt, nämlich Juli/August 51, ist Konzession teils an seine Ehrfurcht vor dem Buchstaben der Acta, teils an die von ihm bereits an Act. 18 herangebrachte chronologische Konstruktion. Wir sind ihm dankbar für die Gallio betreffenden Materialien, fühlen uns aber vollkommen frei in der chronologischen Verwendung: nichts hindert uns für die Abfahrt des Apostels 53 vor dem Termin Plooijs 51 zu bevorzugen. Insbesondere nicht die Argumente, die zugunsten von 57 für die Pfingstreise und zugunsten von Herbst 59 für die Seefahrt des gefangenen Paulus sprechen sollen: der Amtswechsel Felix-Festus kann auch jetzt noch ebensogut 60 wie 59 angesetzt werden; die aus dem neugebildeten jüdischen Kalender stammenden Hilfsdaten sind unbrauchbar. Denn wieder nur in sklavischer Abhängigkeit von Act. 20, 6 läßt Pl. den Paulus genau am 22. Nisan aus Philippi abreisen, μετὰ τὰς ἡμέρας τῶν ἀζύμων. Ob der Verf. von Gal. 4, 10 sich so ängstlich gehütet hat, am 21. Nisan eine Reise anzutreten, ob ihm überhaupt zuzutrauen ist, daß er das Passah-Mazzotfest in Philippi mit der Christengemeinde nach streng jüdischem Ritus hat feiern wollen, wird nicht einmal gefragt. Natürlich nicht, wenn man den Bericht der Act. über Paulus' opportunistisches Liebeswerben um das Vertrauen der ungläubigen Judenschaft in Jerusalem 18, 20—26 unbesehen als Geschichte nimmt. Wem das durch die paulinischen Briefe verboten wird, der wird sich zwar nicht wundern, daß Paulus und andere ehemalige Juden wie der Verfasser des Wirberichts Act. 27, 9 lebenslänglich nach dem jüdischen Kalender rechnen, auch nicht, wenn Paulus den Passahtag, als einen durch Jesu Opfertod hochheiligen, gefeiert haben sollte, aber die Verleugnung der christlichen Freiheit gegenüber den jüdischen Sabbatvorschriften wird er bei ihm für undenkbar erachten.

Indes Plooij kann den Paulus niemals anders als durch die Brille der Act. schauen. In seinen Ausführungen über Gal. 1, 18. 2, 1 wird diese Befangenheit verhängnisvoll. Die Apostelgeschichte muß nicht bloß Recht behalten in der Zahl und Reihenfolge der Besuche des Heidenapostels in Jerusalem Act. 10, 26. 11, 30. 15, 2 — und zu dem Zweck muß Paulus die Kardinalfrage von Act. 15 bis Gal. 2, 1 ff. schon

bei der Kollektenreise vertraulich mit den Uraposteln durchgesprochen haben —, sondern auch in den Einzelheiten, namentlich was die Rolle, Autorität und Selbstsicherheit des Paulus angeht, haben wir uns bei Lucas das wahrheitsgemäße Zeugnis zu holen. Der Paulus, der als ›Apostel nicht von Menschen und nicht durch einen Menschen‹ sich seiner schlechthinigen Unabhängigkeit so stolz, wie seiner Christusknechtschaft demütig, bewußt ist, der, was er ist, durch Christus geworden ist, und kühnlich sein Evangelium vor den Geltenden durchsetzt, der Petrus sogar wegen Verleugnung der Wahrheit öffentlich angreift, der tritt bei Pl. als langsam sich entwickelnder Missionszögling auf den Plan. Bei seinem ersten Besuch von der Gemeinde in Jerusalem mißtrauisch gemieden, verdankt er es dem Wohlwollen des Barnabas, daß er bei den Aposteln ›introduziert‹ wurde; als bald darauf die Brüder merkten, wie verhaßt er bei den ungläubigen Juden war, ›brachten sie ihn nach Cäsarea und sandten ihn dann weiter nach Tarsus‹. Eine gute Weile später holt Barnabas ihn nach Antiochien, wo er und Paulus ein Jahr lang als Gäste der Gemeinde verkehren und predigen. Wie schlecht die von Pl. ins Jahr 32 verlegten Vorgänge um Paulus sich in die 15 Tage Gal. 1, 18 fügen, will er nicht sehen, nicht besser steht es um seine Auslegung der vierzehnjährigen Arbeit des Paulus in den am Meer gelegenen Distrikten (= τὰ κλίματα τῆς Συρίας καὶ Κιλικίας). Als die Hungersnot bekämpft werden muß, schickt die antiochenische Gemeinde unter anderen den Paulus nach Jerusalem; die darauf hinzielende Offenbarung hatte nicht etwa Paulus selber empfangen. Hier drängt sich auch Pl. das Bewußtsein auf, daß der Paulus von Act. 11, 30 eine andere Figur macht als der von Gal. 2, 1 ff. Er gibt zu: eine erhebliche Veränderung, aber eine, die uns gerade erst durch Vergleichung von Act. mit dem nach der Kollektenreise und dem ersten großen Missionserfolg in Cypern und Südgalatien während eines neuen Aufenthalts in Antiochien geschriebenen Galaterbrief verständlich werde. Mit anderen Worten: den geschichtlich zuverlässigen Bericht über die Situation und die Atmosphäre bei dem zweiten Besuch des Paulus liefert Act. 11, 30, Paulus färbt unwillkürlich um aus seinem in den letzten zwei Jahren, vollends nach dem Streit mit Petrus ›mit seinen Zwecken gewachsenen‹, gewaltig gesteigerten Selbstbewußtsein heraus. Wunderbar, daß Paulus schon nach zwei Jahren auf Goldgrund malt, während bei Lucas 14 Jahre später auch nicht ein Schatten von der inzwischen doch ins Majestätische erhöhten Gestalt des Heidenapostels auf das objektive Bild fällt. Und erst recht: n a c h Abfassung des Galaterbriefs zieht Paulus zum dritten Mal nach Jerusalem; das ist die Reise von Act. 15 — aber wiederum merkt man bei Lucas nichts von dem Wachsen des

Paulus. Wieder wird er geschickt, bleibt bescheiden im Hintergrund, begnügt sich mit Referat und Briefbestellung und läßt andere reden und entscheiden. Der Abstieg von Gal. 2, 1—10 zu Act. 15 ist ja noch unbegreiflicher als der Aufstieg von Act. 11, 30 zu Gal. 2: nein vielmehr, der Paulus von Act. 15 ist, wenn der Galaterbrief vorher geschrieben war und Paulus sich darin mit leidenschaftlicher Energie als den fast allein stehenden Vorkämpfer der Freiheit in Christus vorgestellt hatte, eine Karikatur. Es gibt keinen unglücklicheren Ansatz für das Datum des Galaterbriefs als den von Pl. empfohlenen; er hat auch bei ihm nur den einen Vorteil, daß dann ein Widerspruch gegen die ›südgalatische Theorie‹ nicht mehr möglich ist. Diese ist wahrhaftig eine Frage dritten Ranges; daß aus Gal. 4, 13 nicht mit Sicherheit auf eine zweimalige Tätigkeit des Apostels unter den Galatern geschlossen werden darf, hat nicht erst Plooij gesehen. Aus inneren Gründen kann aber der Galaterbrief nicht wohl vor dem ersten Korintherbrief entstanden sein; in ihm ist der Brand des heftigsten Kampfes in der alten Christenheit entfesselt, der im I. Kor. doch erst von ferne droht — für die Entwicklung des paulinischen Programms ist es vollkommen gleichgültig, ob die Judaisten damals in Lykaonien oder in der altgalatischen Provinz intrigiert haben. Nur auf eines kommt es an: Paulus erklärt auf den versteckten Angriff hin in Gal. den offenen Krieg, und Urkunden dieses Krieges sind seit dem Galaterbrief notwendig alle seine Briefe. Die Apostelgeschichte läßt von jenem Kriege nichts ahnen; da er die Welt durchtobt hat, kann das kein Zufall sein: trotzdem folgt Plooij andächtig ihrem Zeugnis über Inhalt, Art und Methode von Paulus' Missionspredigt.

So vieles einzelne in der Struktur der paulinischen Chronologie von Pl. richtig bemerkt ist, namentlich richtig eingewendet gegen fremde Fehler, sein Werk konnte nicht gelingen, weil er über Paulus, im äußeren wie im inneren, statt den Paulus selber, einen anderen, den vermeintlichen Lucas entscheiden läßt, und weil er, darin noch ein Schüler van Manens, einen tiefen Respekt vor den Zeugnissen zweiter und dritter Klasse verbindet mit Mißtrauen gegen die der ersten.

Marburg, Juli 1919. Ad. Jülicher.

Jackson, H. Latimer, The problem of the fourth gospel. Cambridge 1918, University Press. XXIV und 170 S. 8°. 6 sh.

L. Jackson, einer der wenigen, auch ›liberaler‹ Kritik an der Ueberlieferung gegenüber ganz unbefangenen Bibelforscher Englands, hatte 1906 ein Buch veröffentlicht: The fourth gospel and some recent German criticism. Statt einer Neuauflage bietet er nunmehr eine neue Bearbeitung, selbstverständlich mit möglichst vollständiger Berücksichtigung der seit 1906 erschienenen reichen Literatur über das Problem des Johannesevangeliums und begreiflicherweise ohne die bevorzugende Heraushebung der deutschen Kritik. In neun Kapiteln gestaltet er den Stoff übersichtlich, von dem Aeußeren immer mehr auf das Innerste zuschreitend: das Interesse an der Frage nach dem Verfasser bleibt das vorwiegende, aber das Verhältnis zu den Synoptikern, der Geschichtswert und der religiöse Wert des einzigartigen Buches empfangen ebenfalls angemessene Beleuchtung. Neue Hypothesen stellt der Verf. nicht auf; er vertritt einen gemäßigt kritischen Standpunkt, will aber nicht sowohl für diesen werben als eine unparteiische Einführung in den augenblicklichen Stand der Forschung liefern.

Und das ist ihm wohl gelungen, wenn dem Leser auch — vielleicht sollte ich sagen gerade weil dem Leser — zuletzt der Eindruck bleibt, daß das entscheidende Urteil über das Evangelium nur auf Grund der eingehendsten Analyse seiner Gedankenwelt und der Formen, in denen der große Unbekannte sie halb verhüllt, halb kündet, gefällt werden kann. So instruktiv die beiden umfänglichen Exkurse von S. 142—170 über ›den Tod des Zebedäus-Sohnes‹ und über ›den Lieblingsjünger‹ auch sind, sie tragen wenig bei, uns die Wahrheit zu veranschaulichen, die der Verf. doch durchaus anerkennt, daß über dem 4. Evangelium eine andere Atmosphäre lagert als über den Synoptikern, daß wir hier uns versetzt fühlen in eine Welt griechischen Lebens und Denkens. Innerhalb der Grenzen, die er sich selber gesteckt hat, leistet der Verf. Dankenswertes; den Uebergang in religiös gestimmte Gegenwartsbetrachtung mit einem Zitat aus Lloyd George am Schluß des 9. Kapitels, das in einem deutschen Werk befremden würde, werden wir ihm nicht verübeln, zumal eine echt humane und christliche Gesinnung sich dort mit Hülfe des vierten Evangeliums Gehör verschaffen möchte.

Von Literatur ist Jackson weniges entgangen, nicht einmal die jüngsten Extratouren Soltaus: die Form, die Dechent der Apollos-Hypothese hat geben wollen, habe ich nicht verzeichnet gefunden. An kleinen Ungenauigkeiten wird meist der Drucker die Schuld tragen, da sie vorwiegend in deutschen Sätzen begegnen. Doch erhält z. B.

S. 147 n. 2 der persische Weise Aphraates etwas zu viele Titel, Clemens von Alexandrien ist nicht schon um 200 gestorben.

Nur einen Fehler in der Anlage werden gewiß nicht bloß deutsche Benutzer bedauern. J. verzichtet auf Beigabe eines Registers, er hält eine ausführliche Inhaltsangabe auf S. XI—XVI für einen ausreichenden Ersatz. Aber weil solch ein Werk auch zum Nachschlagen bestimmt ist, wäre ein Namenregister doch erforderlich. Da J. die Titel von Büchern nur einmal genau mitteilt und später sich mit ›op. cit.‹ begnügt, kann man bei selteneren Werken viel Zeit brauchen, ehe man die erste Stelle findet, wo es genannt wurde: mindestens diese ersten Stellen müßte ein Index neben den Autorennamen — wie Cahen, Hudson, Noack, Bolingbroke — bezeichnen. Und wiederum fehlt an den ersten Stellen, so korrekt sonst der Titel angegeben sein mag, fast immer die Jahreszahl. Nun erstreckt sich Jacksons Ueberblick aber über mehrere Jahrhunderte, und selbst wenn er durchweg streng nach der Zeitfolge rangierte, wird der Nichteingeweihte oft nicht ahnen, wie alt oder wie jung die angeholten Zeugnisse sind. Dies ist wirklich ein Mangel an dem trefflichen Werk, das mir sonst manchmal zu wenig Geschichtskenntnisse vorauszusetzen scheint: ohne klare Chronologie im Hintergrunde kann man den Gang einer Entwicklung, zumal so komplizierter Probleme, nicht nachzeichnen, wenigstens das gezeichnete Bild nicht einprägen.

Marburg. Ad. Jülicher.

Dom R. Hugh Connolly M. A.: The so-called Egyptian church order and derived documents (Texts and Studies ed. by J. Armit. Robinson VIII 4). Cambridge 1916, Univ.-Press. XIV u. 197 S. 8°. 10 sh. 6 p.

Ein auf dem Gebiet der altchristlichen Literatur erprobter Forscher hat sich in diesem Bande die Aufgabe gestellt, durch methodische Untersuchung der gesamten Ueberlieferung über einen fast in hoffnungslosem Dunkel liegenden Abschnitt der Entwicklung der alten Kirchenordnungen Licht zu verbreiten: es handelt sich um Buch 8 der ›apostolischen Konstitutionen‹ und seine Seitengänger. Diese sind 1. die arabisch erhaltenen ›canones Hippolyti‹, 2. das von Rahmani 1899 herausgegebene syrische Testamentum Domini nostri Jesu Christi, 3. eine kürzere Form jenes 8. Buchs, griechisch vorhanden sog. ›Epitome‹, endlich 4. die ›Aegyptische Kirchenordnung‹, zweifellos ursprünglich griechisch verfaßt, aber von geringen Fragmenten abgesehen, nur in lateinischen und koptischen Versionen, sowie in arabischen und äthiopischen Afterübersetzungen auf uns gekommen.

Connolly hat erkannt, daß die Urform unter ihnen die ›Aegyptische Kirchenordnung‹ (KO) ist, von der die Ap. Konstitutionen, das Testamentum und die Canones Hippolyti direkt abhängen — doch sind die beiden letzten erheblich jünger als das clementinische Sammelwerk —, während die Epitome größtenteils lediglich Auszug aus Buch 8 der Konstitutionen ist, aber unter selbständiger Benutzung der Aegypt. KO. Wo der unbekannte Exzerptor sich an diese andre Vorlage wendet, in dem Gebet bei der Ordination des Bischofs und in der Anweisung über die Weihe des Anagnosten, gibt er den Text seiner Quelle fast wörtlich wieder. Die Quelle, d. h. KO, ist aber nichts anderes als das von Hippolytus, dem römischen Gegenbischof des Callistus um 220, herausgegebene Büchlein ἀποστολικὴ παράδοσις, daher ihre Bezeichnung als ägyptische Kirchenordnung so verkehrt wie möglich ist. In der Einleitung verweist der Verf. noch auf ein vorher von ihm verfaßtes περὶ χαρισμάτων: cp. 1 und 2 von Buch 8 der apostolischen Konstitutionen konnten den Schein erwecken, da sie in der Tat von Charismen handeln, ebenfalls Hippolyt-Gut erhalten zu haben; doch bleibt uns, wenn wir das notorisch von dem Redaktor um 375 herrührende abziehen, so wenig übrig, daß es auch zur Wiederherstellung des bescheidensten Heftes nicht ausreicht; auch hat die Epitome hier keinenfalls mehr einen Hippolyt-Text neben Const. Ap. VIII 1 f. zur Verfügung gehabt. Es wird darum wahrscheinlicher bleiben, daß der Verfasser der Konstitutionen sich durch den Hinweis auf einen Traktat über die Geistesgaben in der Vorrede der von ihm von cp. 4 an zugrunde gelegten Quellenschrift hat verführen lassen, einen demgemäßen Abschnitt zu entwerfen, für dessen Inhalt er diesmal allein verantwortlich ist.

Ein in der Geschichte der Wissenschaften seltener Zufall hat es gefügt, daß die eben umschriebenen Thesen Connollys sämtlich bereits 1910 von Ed. Schwartz in der 6. Publikation der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg ›Ueber die pseudoapostolischen Kirchenordnungen‹ aufgestellt und in Deutschland fast einmütig angenommen worden waren. Auch Bardenhewer, wahrlich eine gut kirchliche Autorität, hat sich in der 2. Auflage des 2. Bandes seiner Geschichte der altkirchlichen Literatur 1914 S. 597—9 an Schwartz angeschlossen. Connolly dagegen hatte sein Manuskript vollendet und zum Druck eingereicht, ehe er von Schwartz's Entdeckungen das Geringste erfahren hatte. Als ihm der Tatbestand bekannt wurde, hat er das Prioritätsrecht des anderen loyal anerkannt und bei der Korrektur noch so viel wie möglich auf Schwartz Rücksicht genommen. Eine Merkwürdigkeit wird das jahrelange Nichtwissen immerhin heißen müssen, zumal gerade Connolly so gründlich auf die neuere Literatur

eingeht, sich nicht wie Schwartz begnügt, die Argumente positiv vorzuführen (bisweilen sogar nur anzudeuten), die für seine Lösuug der Probleme sprechen, sondern alle älteren Lösungsversuche, wie die von H. Achelis, Funk, Wordsworth, Maclean, eingehend widerlegt und — da Schwartz seinerseits die wichtigen neuen Erkenntnisse, von denen wir handeln, diesmal nicht nebenbei hingestreut, sondern unter einem Titel veröffentlicht hat, der keinen Zweifel darüber zuließ, daß er die Fragen erörtert hatte, mit denen sich auch Connolly gerade intensiv beschäftigte. An der Zuverlässigkeit der Darstellung Connollys von der Sachlage darf trotzdem Niemand zweifeln; es ist für uns Deutsche, die wir heut oft genug von Fortschritten, die die Forschung seit 1914 im Auslande gemacht hat, nichts ahnen oder doch nichts sicheres erfahren können, tröstlich, zu sehen, daß englische Forscher schon vor 1914 in gleicher Abgeschlossenheit gearbeitet haben. So weiß denn auch Connolly S. 75 bloß den alexandrinischen Bischof Dionysios von 250 als Zeugen für eine nur sechstägige Dauer der Osterfasten beizubringen, während ich in dieser Zeitschrift 1913 S. 706—8 den Nachweis geführt habe, daß noch in den älteren Osterfestbriefen des Athanasius die gleiche Praxis vorliegt: ich glaube auch Zeit und Motiv des Ueberganges zur Quadragesima bei ihm aufgezeigt zu haben. Und ein die ganze Welt durchforschender englischer Gelehrter wie C. H. Turner veröffentlicht 1916 im Journal of Theological Studies XVII p. 338—353 eine Abhandlung The Papal chronology of the third century, deren Hauptgesichtspunkt wie die Hauptergebnisse 1911 von mir in der 3. Auflage von C. Mirbts Quellen zur Geschichte des Papsttums S. 482 f., allerdings in der denkbar knappsten Form, geltend gemacht worden waren und in Deutschland auch allgemeine Würdigung gefunden haben.

Uebrigens ist Connollys Untersuchung neben der Schwartzschen keineswegs etwas überflüssiges. Vielleicht wird es manchem das Vertrauen zu der neuesten Lösung stärken, daß zwei Forscher unabhängig von einander auf wesentlich gleiche Ergebnisse gestoßen sind; ich hätte dieser Steigerung des Vertrauens nach dem ersten Studium des Schwartzschen Heftes schon nicht mehr bedurft. Aber Connolly behandelt seinerseits Fragen, die Schwartz mit einigen Worten abtut, wie die nach dem Charakter der Canones Hippolyti auf S. 55—134 mit der gleichen, keine, wenn auch geringfügige, Einwendung übersehenden Gründlichkeit, und dort, wo auch Schwartz auf Detail eingeht, wie in Kapitel I und III, bringt Connolly nicht bloß das durchschlagende, sondern das vollständige Material und zwar, was Schwartz nicht beabsichtigt, was anderen Mitarbeitern aber sehr erwünscht sein wird, unter sorgfältiger Darstellung des bisher erreichten Standes der

Frage und immer wiederholter Auseinandersetzung mit den gegnerischen Auffassungen. Er gerät sogar in die Gefahr zu breit zu werden, wiederholt seine Hauptgedanken etwas zu oft in fast unveränderter Form, aber es bleibt bei ihm nun auch keine Zweideutigkeit übrig, und die ruhige Art, wie er Schritt für Schritt, immer wieder zurückschauend und Umblick haltend, den Leser vorwärts führt, wirkt wohltuend. Musterhafte Sorgfalt auch im kleinen zeichnet die Studie aus, selbst Druckfehler wie p. 154 n. 1 πάντας st. πάσας und p. 162, 10 f. περιεζωμένη und περιεζωμένος st. περιεζωσμ. sind seltene Ausnahmen. Von den sechs ausführlichen Anmerkungen, die Connolly p. 150—169 beigibt, empfehle ich der Aufmerksamkeit der Altertumsforscher und Patristiker besonders die vierte über die Sitte der ἀποφόρητα und die fünfte: Parallelen aus sicheren Schriften Hippolyts zu KO. Sehr dankenswert darf der zweite Anhang p. 174—184 heißen, eine Art Restitution der KO, doch nicht in der Weise von Schwartz mit kühner Zurückübersetzung in den griechischen Urtext, sondern bescheiden die lateinischen und die englisch wiedergegebenen orientalischen Uebersetzungen zusammenarbeitend: hier wird klar, daß die Arbeit an diesem Objekt noch keineswegs erledigt ist, wie denn auch p. 155, wo eine von Schwartz als Interpolation betrachtete Stelle in KO als unentbehrlicher Bestandteil des Textes behauptet wird, Connolly hierin zwar Recht behalten dürfte, aber einen befriedigenden Text selber auch nicht verschafft. Sicher hat er für den nächsten Herausgeber von Hippolyts Werken in der Berliner Kirchenväter-Ausgabe wertvolle Vorarbeit geleistet.

Marburg. Ad. Jülicher.

Arabische Syntax von **H. Reckendorf.** Heidelberg 1921, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. VIII 566 S. 100 M.

Seinem Buche über die syntaktischen Verhältnisse des Arabischen (s. diese Anzeigen 1896 S. 773 ff., 1898 S. 969 ff.) läßt Reckendorf jetzt eine neue Darstellung der arabischen Syntax folgen, die nicht etwa als eine neue Auflage jenes zu gelten hat, sondern ein ganz selbständiges Werk ist. In seinem ersten Buche hatte Reckendorf mit dem wissenschaftlichen Mute, der der Jugend so wohl ansteht, um die höchsten Probleme seiner Wissenschaft gerungen, er hatte die Haupttatsachen der arabischen Syntax erklären wollen, nicht sowohl ihrem Ursprung nach als aus den ihrem dermaligen Gebrauche zugrunde liegenden psychischen Vorgängen. Ein besonderer Vorzug jenes ersten Buches war es schon, daß seine theoretischen Erörterungen sich überall auf ein reiches, in ausgebreiteter Lektüre erarbeitetes Material

stützten. Dies neue Werk steckt sich seine Ziele niedriger. Es bietet eine äußerst sorgfältige und wieder auf ein sehr reiches, im wesentlichen ganz neues Belegmaterial aufgebaute Beschreibung des syntaktischen Sprachgebrauches der alten Poesie, des Korans und der älteren arabischen Prosa. R. hebt selbst in der Vorrede hervor, daß eine solche Darstellung nur Durchschnittsbilder liefern könne, und stellt seiner Wissenschaft die Aufgabe, die arabische Syntax in Zukunft geschichtlich zu betrachten, die Stilgattungen zu scheiden und die Frage zu prüfen, wie sich die alten Stammesgruppen in ihrer Sprache unterschieden.

Die Disposition des neuen Buches ist im wesentlichen dieselbe wie die seines Vorgängers. Nur einzelne Kapitel haben ihre Stellung gewechselt. Das Inhaltsverzeichnis läßt nicht erkennen, daß auch hier noch das erste Buch vom einfachen Satz in die beiden Unterabteilungen vom kahlen und erweiterten Satze geschieden ist. Beginnt in den syntaktischen Verhältnissen jedes Kapitel mit einer mehr oder weniger ausführlichen sprachpsychologischen Erörterung, so wird hier jedesmal zuerst die Terminologie der arabischen Nationalgrammatiker wie bei Caspari-Wright mitgeteilt. Deren Theorien aber beeinflussen Reckendorfs Darstellung so gut wie gar nicht, wie denn schon sein System viel kategorienreicher ist als das ihre. Aber den Anfängern, auf deren Bedürfnisse manchmal (z. B. 71 nr. 1) vielleicht sogar zuviel Rücksicht genommen zu sein scheint, werden diese Anweisungen bei der ersten Lektüre von Kommentaren usw. sehr willkommen sein.

Da Reckendorfs Buch keine neuen Theorien vortragen, sondern ähnlich wie Nöldekes Abhandlung zur Grammatik des klassischen Arabisch, hauptsächlich den wirklichen Sprachgebrauch feststellen und belegen will, wenn er sich auch nicht wie Nöldeke auf einzelne, besonders die von den Originalgrammatikern vernachlässigten Kapitel beschränkt, sondern alle Einzelheiten umfaßt, so kann auch die Aufgabe seines Kritikers nur darin bestehen, seine Darstellung und seine Belege, wo es nötig scheinen könnte, im einzelnen zu prüfen und zu ergänzen. Dabei folgen wir dem Faden seiner Disposition so eng wie möglich.

Die vielerörterten sogenannten Formen des Lobes und Tadels zeigen als Affektsätze vielfach altertümlichere syntaktische Verhältnisse als die ruhigen Aussagen. Mit Recht sieht Nöldeke (Neue Beitr. z. sem. Sprachw. 220) in der Grundform *ni'ma r-rağulu Zaidun* einen Verbalsatz mit einer Apposition beim Subjekt. Ob es nun zum Verständnis des Bedeutungswandels in diesem Satze wirklich etwas beiträgt, wenn man mit Reckendorf S. 17 die Verbindung von *ni'ma* und *bi'sa* mit ihrem (näheren) Subjekt als Prädikat eines ferneren

Subjekts auffaßt, scheint mir recht fraglich. Vollends als Künstelei erscheint es mir, wenn Reckendorf die Ausdrücke, in denen die Apposition durch einen Verbalsatz ersetzt wird, als Verbindungen von Verbum und näh. Subj. mit dem Subj. als Obj. des fern. Subj. (s. S. 19) auffaßt. Ich kann hier mit Nöldeke nur Relativsätze anerkennen, halte es aber nicht mit ihm für nötig, die Ellipse eines indeterminierten Leitwortes vor dem Relativsatz anzunehmen, sondern finde hier einfach asyndetische Relativsätze zu individuell determiniertem Leitwort, wie sie ja auch sonst öfter vorkommen, s. Reckendorf selbst § 200, 3, wo der Zusatz ›bei *ni'ma* und *bi'sa* § 12‹ vielleicht gar darauf hinweist, daß R. später derselben Auffassung zuneigte. Jedenfalls kann die Tatsache, daß das sonst ziemlich selten unterdrückte akkusativische Rückweisepronomen hier fast (!) ständig fehlt, nicht als Beweis dafür, daß hier keine Relativsätze vorliegen, anerkannt werden, wenn man bedenkt, daß die Affektsätze nicht nach dem Schema der Aussagesätze beurteilt werden dürfen.

Wohl nur ungenauer Ausdruck ist es und beruht nicht auf einer von der herkömmlichen abweichenden Auffassung, wenn in § 24 (S. 42) von der Negation *lā* mit dem Impf. gesagt ist, sie sei meist futurisch oder präsentisch, während in § 25 das Perf. nach *mā* selbst resultativ genannt wird. Daß *kāna* mit dem Impf. durch *mā* verneint wird (S. 45 nr. 1) ist übrigens nicht auffälliger als das *mā* bei anderen Perfekten; *lailī* in dem Beispiel war besser durch ›meine Nächte‹ wiederzugeben.

Das Adjektiv beim Dual (S. 59) steht vereinzelt schon im Pl. wie in نَعْلَيْهِ ٱلْعُتُقَ ›seine alten Schuhe‹ Jāqūt Iršād VI 31, 6.

Bei den Akkusativen des Raumes und der Zeit § 52/3 S. 92 hätte erwähnt werden sollen, daß sie nicht nur als nähere Bestimmungen des Prädikats in Verbal- und Nominalsatz, sondern auch attributiv vorkommen können; zu den Beispielen dieses allerdings nicht häufigen Gebrauchs in meinem Grundr. II § 185 kann ich jetzt noch hinzufügen: فملكوها جميعها شرقًا وغربًا ›da eroberten sie es ganz im Osten und Westen‹ Ibn al-Aṯīr (Kairo) XI 196, والى سجستان حينئذ ›der damalige Wālī von Siǧistān‹ Ibn al-Anbārī Inṣāf 203, 22 الوزير حينئذ ›der damalige Wezir‹ Ibn al Aṯīr VIII 3, 21, كفضل القمر ليلة البدر ›wie der Vorzug des Mondes in der Vollmondnacht‹ Zam. Kaššāf 653, 13. Auch beim Prädikatsverbum *kāna* kann, wie es scheint, grade so wie im reinen Nominalsatz, das Prädikat wieder durch einen ganzen Satz vertreten werden: من كان حبله مصروم ›wenn einer ist, dessen Strick abgeschnitten‹ Abū Tammām 263, 27, falls man nicht vorzieht zu übersetzen ›falls jemandes Strick abgeschnitten ist‹ und anzunehmen, daß

das Prädikativ dem Reime zuliebe regelwidrig im Nominativ stehe, wie in dem Beispiel bei Reck. S. 103, 2.

Einen von *bainamā* ›während‹ regierten Akkusativ mit Reck. S. 107 anzunehmen, hat man wohl keine Veranlassung. In dem einzigen von ihm zitierten Beleg dafür Ṭab. I 2403, 12 ist معسكرا nicht Prädikat, sondern Zustandsausdruck genau so wie in dem von R. selbst in der Anm. beigebrachten Beispiel aus Ibn Sa'd; dieser steht nur vor dem Prädikat genau so wie in dem von R. S. 97 nr. 2 zitierten Beispiel.

Die Bewunderungsformeln (§ 65) behandelt Reck. ganz wie die Nationalgrammatiker als Verbalformen und verweist für ihre Entstehung nur auf die Literatur zur Frage. Reste der ursprünglichen nominalen Konstruktion sind die RA *al-qaumu mā aṭabbūna* ›wie klug sind die Leute!‹, die Maidānī II 35, 25 schon nicht mehr zu deuten weiß, und vielleicht auch مَا أَدْفَأَ ٱلْوَبَرُ ›wie warm ist der Haarpelz!‹ bei Umaija b. a. 'ṣ-Ṣalt 49, 1, wo man allerdings mit Schultheß auch lediglich Reimzwang annehmen könnte.

Ein Beleg für das seltene *lāta* ›nicht‹ (§ 62, 7) ist noch Maidānī I 293, 9. Neue Beispiele für die Angleichung eines Genitivs an ein Regens im Pl. anstelle der beiden ersten in meinem Grundr. II § 157 a, die R. 169 nr. 2 mit Recht anders erklärt, sind: أُولِى القُوى ›die Starken‹ 'Urwa ed. Nöldeke 3, 26, ابناء الحروب ›die Krieger‹ b. Hišām 296 apu, ذوو القربات ›die Verwandten‹ Kal. wa Dimna ed. Cheikho 185, 10.

Die seltene Konstruktion eines Infinitivs mit dem Subjekt im Nominativ (R. § 101) liegt scheinbar auch in انقيادا بعضهم لبعض ›sich gegenseitig leiten zu lassen‹, b. Ḫaldūn Muqadd. (Kairo 1327) 168, 14 vor; doch ist hier nach dem Schwunde der Kasusendungen auch die Konstruktion wohl schon für das Sprachbewußtsein verdunkelt.

Zur Konstruktion der Zahlwörter (§ 115) ist nachzutragen, daß der seltene Akk. Pl. nach Zahlen zwischen 11—99 sich auch in اربعين نسوة ›40 Weiber‹ Zamaḫšarī Kaššāf 653, 2 findet, daß diese Zahlen auch in Apposition mit dem Gezählten auftreten können (vgl. schon das Beispiel aus Buḫ. IV bei Reck. S. 206 nr. 1) wie in حِجَجًا سِتِّين ›60 Jahre‹ Ḥamāsa Buḥt. 292, 3. بالثمانين الليالى ›in den 80 Nächten‹ Naqā'iḍ 1008, 13, und daß Adjektiva im Plural sich auch nach dem Genitiv Sing. hinter 100 ff. finden wie الف جفنة مترعات ›1000 volle Schüsseln‹ Kindī, Ta'rīḫ Miṣr wawulāthā ed. Guest 52, 3, الف وخمسمائة فارس اسيرٍ مجاهيل الاحوال ومائة فارس معيّنين ›1500 gefangene Reiter unbekannten Standes und 100 gefangene Ritter‹ b. Šaddād Nawādir 161, 2.

In § 125 hätte erwähnt werden können, daß vereinzelt auch im Arab., wie öfter im Hebr. und Aram. (s. Grundr. II § 156 c) die Abhängigkeit einer Präposition von einem Partizipium durch dessen Statusconstructusform zum Ausdruck kommt, so zweimal im 20. Gedichte des 'Abīd (ed. Lyall) v. 3.

وَلَقَدْ يَغْنَى بِهِ أَصْحَابُكَ آلْ * مُمْسِكُو مِنْكَ بِأَسْبَابِ ٱلْوِصَالِ

›und manchmal wohnten dort deine Genossen, die an den Stricken der Freundschaft zu dir festhielten‹, und v. 18

فَٱتَّبَعْنَا ذَاتَ أُولَانَا ٱلْأُوْلَى آلْ * مُوقِدِي ٱلْحَرْبَ وَمُوفِي بِٱلْحِبَالِ

›wir folgten der Sitte unserer Vorfahren, die den Krieg anzündeten und die Freundschaftsbande treu bewahrten‹. Der letztere Vers sieht Nöldeke z. St. allerdings nach Grammatikerkünstelei aus. In der Tat läge es nahe, hier nach Grundr. II § 366 a *aufau* für *mūfī* zu konjizieren. Eine analoge Konstruktion bei einem Nomen läge in der Verbindung فى وسط من vor, die Reck. S. 223 nr. 1 bespricht, wenn diese durch einen Vers gesichert wäre; so ist aber doch wahrscheinlicher, daß وسط zu lesen ist. Wenn man nach Schol. Mufadd. 37 (Lyall 44), 32 angeblich sagen kann: بِشَرِيجٍ بَيْنَ الشَّدِّ وَٱلْإِرْوَادِ ›mit einer Gangart, die zwischen schnellem Lauf und gemächlichem Schritte schwankt‹, so hängt das mit der alten Substantivnatur der Präposition *baịna* zusammen, über die Reck. § 130, 1 und Grundr. II § 235 b gehandelt ist. Doch ist dazu zu bemerken, daß in der jüngeren Sprache auch andere Präpositionen mit ihrer Dependenz substantiviert werden können, wie تحت الحنك ›Kinnbinde‹ b. abī Uṣaibi'a II, 4, 23 (s. Rec. des hist. des Seldj. IV, XVIII), وامتلا داخل المقصورة وتحت قبة النسر ›und es füllte sich das ganze Innere der Moschee und der Raum unter der Adlerkuppel‹, Zetterstéen, Beitr. z. Gesch. der Maml. 62, 8. Abzusehn ist dabei selbstverständlich von rhetorischen Künsteleien wie لايزله فوق ولايقله تحت ›den kein oben stürzt und kein unten erniedrigt‹, Ṭorṭūšī, Sirāǧ al-mulūk (Būlāq 1289), 2, 9. Die Präpositionen will Reck. nur soweit in seiner Darstellung berücksichtigen, als sie syntaktische Verhältnisse zum Ausdruck bringen. Dabei verstößt er aber gegen die Pflicht des wissenschaftlichen Grammatikers, die Sprache nur aus ihren eigenen Kategorien heraus zu beurteilen und darzustellen, wenn er in einer Reihe von Paragraphen (s. S. 233) von einer Umschreibung der Subjektsfunktion durch Präpositionen redet; eine solche ist aber doch immer nur in der deutschen Uebersetzung zu

finden, nicht in den arabischen Ausdrücken selbst. So erwartet man auch in § 137c nicht die paronomastische Umschreibung des Täters beim Passiv behandelt zu sehn, die nur deshalb hier angeschlossen ist, weil vorher der Gebrauch von *min* nach pass. Partizipien besprochen ist.

Etwas verschiedenartige Dinge sind in § 139, 3 in Beispielen für den Gebrauch der Personalpronn. 3. Pers. zusammengestellt. Das wichtigste scheint mir das erste Beispiel, das auf den sonst im Arabischen verschollenen ursprünglichen Demonstrativcharakter dieses Pron. zurückgeht. Ein analoges Beispiel für den Sing. ist: فتعرف أنّي انا هو ›dann weiß sie, daß ich es bin‹ Maidānī I 230, 17. Beim Gebrauch des Suffixe verselbständigenden *ījā* (143, 3) hätte wohl auch die interessante *mas'alat az-zunbūr* (nr. 99 in Ibn al-Anbārīs Inṣāf, ed. Weil S. 292 ff.) erwähnt werden können. Daß es sich hier nicht um eine Künstelei der Kufier handelt, wie man allerdings aus dem von ihnen zur Verteidigung der RA *fa'idā huwa 'ijāhā* ›da war es dasselbe‹ gebildeten Satze فاذا عبدالله القائمَ eb. 293, 17 zu schließen geneigt sein könnte, zeigt das von mir aus Spitta 503, 132 im Grundr. II § 153a angeführte vulgäre Beispiel, zu dem ich jetzt noch hinzufügen kann: أنّك ءاياه وهو اياك ›daß du er bist und er du‹ al-Ǧīlānī al-Insān al-Kāmil 21, 17 [1]).

Zu dem Gebrauch von Substantiven als Ersatz für das Indefinitpronomen (§ 152) vgl. man noch: اذا وقف الانسان ›wenn man steht‹ Jāqūt II, 3, 18 ان يصلّيهما الرجل في بيته ›daß man sie beide zuhause bete‹ al-Wā'iẓ al-Mekkī Qūt al-qulūb I 19, 10.

Kāna mit dem Impf. drückt, was wohl in § 154, 6a hätte erwähnt werden sollen, neben der gewöhnlichen Bedeutung der Dauer in der Vergangenheit zuweilen auch einfach die kursive Aktionsart, die plötzlich von einer punktuellen unterbrochen wird, aus; zu dem Beispiel in meinem Grundr. II § 326a vgl. noch كنت اقطع اللحم فقطعت يدى ›ich war dabei Fleisch zu schneiden, da schnitt ich mich in die Hand‹ Zamaḫšarī Kaššāf 653, 20.

Das Impf. von *kāna* mit einem Perf. drückt, was weder bei Reck. § 154, 6c noch bei Nöldeke (zur Gramm. § 61) noch in meinem Grundr. II S. 511 oben genügend scharf hervorgehoben ist, aus, daß eine Handlung als unter einer bestimmten Voraussetzung eingetreten anzusehen ist; vgl. zu den a. a. O. zitierten Beispielen noch فعلى هذا يكون قد

1) Korrekturnote: s. jetzt auch A. Fischer in A vol. of or. Studies pres. to E. G. Browne (Cambridge 1922), 150 ff.

اجرى قوله ›danach ist anzunehmen, daß er seinen Ausdruck usw. so und so verwendet hat‹, Ibn al-Anbārī Inṣāf 34, 2.

Der Subjunktiv von *kāna* mit einem Impf. findet sich nicht nur in dem von Reck. § 154, 6a genannten Falle besonderer Wortstellung, sondern auch als abhängige Form zu *kāna* mit dem Impf. für die Dauer in der Vergangenheit in فاعطاهم الله سلطانا ليكونوا يدعون ابناء الله ›da gab ihnen Gott Erlaubnis, sich Söhne Gottes nennen zu lassen‹ Ja'qūbī I 83, 9. In § 154 hätte wohl auch erwähnt werden können, daß die spätere Schriftsprache den Infinitiv von *kāna* als Ersatz für die Substantivierung von Sätzen benutzt. Zu der Darstellung im Grundr. II § 329c ist noch nachzutragen, daß solche Sätze auch als Subjekt nicht so selten sind, vgl. Ibn al-'Arabī Kleine Schriften ed. Nyberg 168, 19, 170, 9, 215, 5, und daß zu dem Inf. zuweilen noch das finite *kāna* hinzugesetzt wird wie in لكونهم كانوا يشتغلون علىّ ›weil sie sich bei mir beschäftigten‹ b. al-'Arabī al-Futūḥāt al-Mekkīje (Kairo 1329) IV 12, 18, لكونه كان يحلق له ›weil er ihn zu rasieren pflegte‹ Ḥāǧǧi Bābā 5, 1. Die Regel, daß ein prohibitives لا mit Apok. durch den Imp. fortgeführt werden könne, S. 338, 5, ist aus Ag. XI 90, 21 irrtümlich geschlossen. Der Vers ist zu übersetzen: ›Erwähne deinen Vater, den Sklaven, nicht, sondern rühme dich (was sonst kein anständiger Mann tut) deiner Mutter, der du keine Ehren bringst, und deines Mutterbruders‹. Für die Unterdrückung stereotyper Objekte verweist Reck. S. 351 auf Grundr. II 453/4; es sei daher gestattet, hier noch einige besonders charakteristische Beispiele anzuführen: قطعه ›brach mit ihm‹ für قطع حَبْله Del. 1, 10 زمّل var. Sūra 73, 1 und دثّر Mufaḍḍ. 23 (Ly. 29), 4 ›sich einhüllen‹, رفع عن وجهه ›entblößte sein Gesicht‹ Naq. 1072, 10; vgl. zu der ganzen Frage noch Fleischer in Juynbolls Abul Maḥāsin Ann. Suppl. II pars post. p. 41.

Von den Ellipsen des st. cstr. erwähnt R. S. 352 nur die beiden häufigsten Fälle, das Eintreten der Tageszeit für das Gebet in ihr und eines Ortsnamens für eine dort erfolgte Begebenheit. Im Grundr. II 453 war auch وجه ›Angesehner‹ als für ذو وجه stehend erklärt. Genaue Parallelen dazu sind noch حقاب ›Schmuckgürtel‹ für ›Frau‹ als deren Trägerin, Maidānī I 166, 18, und der Titel der Fürstinmutter الستر الرفيع v. Berchem, Mat. pour un CIA I 111 nr. 70, 3, verkürzt aus ذات الستر الرفيع eb. 325, nr. 221, 1, vgl. auch Samarqandīs Čahār Maqāla 2, 14. Etwas anders zu beurteilen ist wohl die Ellipse in Fällen wie ملوكٌ على انّ التحيّة سُوقة ›Könige, obwohl ihr Gruß der von Untertanen ist‹ Mufaḍḍ. 28 (Ly. 36), 14, und جرى فلان السُّمَّهْ ›N. N.

lief blindlings wie die Rennrosse‹ Maidānī I 113, 13; hier dürfte das Prinzip der Haplologie wirksam gewesen sein.

Unter den Attributsätzen (§ 187) führt R. nicht nur indirekte Fragen auf, die wie in den drei ersten Beispielen ein vorausgehendes Verbalnomen näher erläutern, sondern auch solche, die als zweites Objekt neben ein präpositionelles Objekt treten; diese wären aber doch wohl besser unter die Akkusativsätze aufzunehmen gewesen. Das letzte Beispiel endlich zeigt einen einfachen Objektssatz, nur in freier Unterordnung unter ein Verb, das eigentlich kein Objekt regieren könnte, wie in فبات الناس ليلتهم أيُّهم يُعْطَى ›da warteten die Leute die ganze Nacht, wer das Geschenk erhalten würde‹ Buḫārī Ǵihād nr. 143 (ed. Krehl II 250, 3).

Aus den asyndetischen Akkusativsätzen mit *la'alla*, wie sie R. S. 382, 1 anführt, entwickelt die jüngere Sprache gradezu den Gebrauch von *la'alla* und *'asā* als unterordnender Konjunktionen, vgl. اطماعا لهم لعلهم يبعدون عن اصحابهم ›um ihnen Lust zu machen, sich von ihren Gefährten zu entfernen‹ b. Šaddād an-Naw. as-sulṭ. 93, 19 (Kairo 1317), فاشتدّوا فى السير عساهم يبلغون المنزلة ›da beeilten sie sich sehr, um noch das Quartier zu erreichen‹ eb. 175, 11, vgl. auch وندم كيف لم يجبهم الى الصلح ›er bereute ihnen den Frieden nicht bewilligt zu haben‹ eb. 222, 7 (vgl. Dozy s. v.).

Ein interessantes Beispiel eines asyndetischen Genitivsatzes (R. § 190) ist noch لاجل انا الربّ ›weil ich der Herr bin‹ Ja'qūbī I 36, 6.

Wie in Sūra 3, 180 (R. § 190, 4) einem Inf. mit Präposition ein Satz angeschlossen wird, so auch in امرنى بقتال المُحِلّين واطلب بدماء اهل البيت ›er befahl mir, die Entweiher zu bekämpfen und das Blut der heiligen Familie zu rächen‹ Ja'qūbī II 308, 3. خيّره بين المقام عنده او يخرج ›er stellte ihm die Wahl, bei ihm zu bleiben oder fortzuziehn‹ Kindī ed. Guest 176, 5.

Das häufige *'annamā* faßt R. § 192, 3 als eine Verschmelzung der beiden zur Einführung von Daßsätzen dienenden Partikeln *'anna* und *mā*; in Wahrheit ist es aber doch das abhängige Pendant zu *'innamā* (R. § 62, 7) in Hauptsätzen und dient wie dies zur Hervorhebung des grammatischen oder logischen Prädikats. Eine wirkliche Verbindung beider Partikeln, aber in umgekehrter Folge liegt vor in على ما انّها ›obwohl sie‹ Mufaḍḍ. 17 (Ly. 18), 5, بماأنّ ›indem‹ Barl. u. Joas. (lith. 1306) 114, 4, بماانّ ›weil‹ ib. 179, 8, لماانّ ›weil‹ Kāšġarī Dīwān I 290, 8.

In den Vorbemerkungen zu den Daßsätzen hätte auch noch er-

wähnt werden können, daß durch eine interessante Kontamination ruhiger Aussage mit affektvoller Prohibition sich zuweilen der Apocopatus nach *'an* findet in: تأبى قضاعة ان تَعْرِفْ لكم نسبا ›die Q. wollen nichts von einer Verwandtschaft mit euch wissen‹ Maidānī I 192, 13, وحاشا ان تكُنْ بك جاهلا ›Gott bewahre, daß er dich nicht kennen sollte‹ al-Ǧīlānī al-Insān al-Kāmil 13, 25. Andererseits hebt die Trennung des *'an* vom Verbum durch ein eingeschobenes Nomen dessen Rektion auf, und das Impf. kann nun sogar *sa* erhalten, wie لابُدَّ ان بنظرة سيخون ›er muß mit einem Blicke täuschen‹ b. Qaijim al Ǧauzīja k. an Nisā 47, 1. In diesen Vorbemerkungen wäre wohl auch der Ort gewesen, auf den von unserem Standpunkt aus pleonastischen Gebrauch der Negation in abhängigen Sätzen hinzuweisen, über den Grundr. II § 458 gehandelt ist. Dazu sei hier noch das alte Beispiel nachgetragen: وَأَبَتْ ضبابُ صدورهم لا تُنزع ›die Riegel ihrer Brust wollten sich nicht wegreißen lassen‹ Mufaḍḍ. 19 (Ly. 27), 15 = Ḥamāsa Buḥt. 228, 6 (var. كشوحهم) sowie zwei Belege aus der nachklassischen Schriftsprache für die Negation nach ›fürchten‹, die dort nur für das Vulgärarabische nachgewiesen war: Zetterstéen, Beitr. z. Mamlukengesch. 55, 18 und 1001 N. Habicht IX 220, 4. Auch das Gegenstück dazu, daß viel häufiger nach Verben negativen Sinnes die Negation im Nachsatze fehlt (s. Nöldeke, Neue Beitr. z. sem. Sprachw. 19 ff.), hätte hier erwähnt werden sollen. Nicht auf logischen Erwägungen, sondern einfach auf Wirkung der Haplologie beruht es übrigens wohl, wenn die Negation im Nebensatz nach einer solchen im Hauptsatz ausfällt wie in لاتستعجلا ان تَزَوَّدَا ›beeilt euch nicht so, daß ihr keinen Proviant mehr mitnehmt‹ 'Amr b. Qamī'a 1, 1, wozu Bevan vergleicht كان رسول الله لا يحقر احدهم ان يدعوه ›der Prophet verachtete niemand so, daß er nicht zum Islām eingeladen hätte‹ b. Hišām 769, 18. Ein Beispiel für die bei Reck. § 195 nicht belegte Form eines Prädikatsatzes mit ما ist Jāqūt iršād VI 226, 5, وَأَمَّا ما حملوك فهو ما علوتهم ›daß sie dich getragen haben, bedeutet, daß du sie überwunden hast‹.

In das Kapitel über die nominativische Rückweisung in einem asyndetischen Relativsatz, die schon ähnlich wie ein Relativpronomen fungiert (§ 201, 2), ist das letzte Beispiel aus Ṭab. II 176, 11 irrtümlich geraten; hier liegt ja keine Rückweisung vor, sondern nur Verstärkung des Subjektpronomens. Ein interessantes Beispiel eines substantivierten asyndetischen Relativsatzes (§ 202) bietet Ibn al Anbārī Inṣāf 54, 3: بكفَّيْ كان من ارمى البشرْ ›in den Händen eines, der der beste Schütze unter den Menschen war‹.

Nach dem Muster der Partizipien zu Passivimpersonalien (§ 203, 3) können auch Part. pass. mit Subjekt als Attribut auftreten, wie والى خراسان المحمول اليه رأس جهم ›der Statthalter Ḫorasans, zu dem der Kopf Ǧahms gebracht war‹ Jāqūt Iršād VI 225, 11, und substantiviert werden wie المقطوع من اعلاها شيء ›von deren oberen Teil etwas abgeschnitten ist‹ ʿAskarī, Amṯāl II 14, 4, في المفترض على المسلمين اجتنابه واتّباعه ›in dem, was den Muslimen zu vermeiden und zu erstreben obliegt‹ Ibn Ḥazm Ṭauq 118, 10. Deren Muster können schließlich sogar Aktivpartizipien folgen, wie الفراقليط المبشِّر به عيسى ›der Paraklet, den Jesus verheißen hat‹ Fihrist 328, 29, und gar من موضعها النابتة فيه ›von ihrem Ort, an dem sie gewachsen ist‹ Theodor Abū Qurra in Mašriq XV 761, 12.

Beim Prädikat der Zustandssätze (§ 219) hätte der Gebrauch des Perf. statt des Impf. erwähnt werden können (vgl. Grundr. II § 319 b), über den auch Ibn al-Anbārī, Frage 32 S. 113 ff. und Ṭabarī Tafsīr VI 116 zu Sūra 4, 12 handeln. Ein Beispiel dafür ist noch وجدت كانت ضعيفة العقل ›man fand, daß sie schwachsinnig geworden war‹ al-Kindī ed. Guest 29, 2.

Auch das *Mā* des Zeitsatzes (§ 243) kann durch *'anna* verstärkt werden wie in لاافعل كذاماأنّ السماء سماء ›ich werde das nicht tun, so lange der Himmel besteht‹ Maidānī II 118, 28, vgl. 29 und 120, 16.

Daß gegen die Theorien der Nationalgrammatiker *ḥattā* (§ 250) als Präposition und als Partikel dem Sprachbewußtsein ganz gleichwertig sind, zeigt der Vers حتّى المَصيف ويغلوَ القعْدان ›bis zum Sommer und bis die jungen Kamelhengste brünstig werden‹ Ibn al-Anbārī Inṣāf 248, 6.

Die indefinite Natur von *matā* (§ 257) kann zuweilen noch durch Verbindung mit *'in* besonders hervorgehoben werden; vgl. متى ان تكن حقا ›wenn es Recht ist‹ Maidānī II 136, 8, فانْ متى ما تنبك نائبة ›und wenn dich einmal ein Unglück trifft‹ Abū Nuwās (ed. Āṣāf) 94, 12.

Bei der großen Fülle von Beispielen, die Reckendorf bespricht und übersetzt, ist es nicht zu verwundern, daß man gelegentlich zu anderer Auffassung einer Stelle kommen wird als der von ihm vorgetragenen. Hier sollen nur noch ein paar wichtigere Fälle derart besprochen werden, die man, abgesehn von ihrer syntaktischen Wertung, anders als er zu übersetzen geneigt sein wird. Der Ortsname Ṣiffūn bei Ibn Saʿd VI 65, 7 kann doch wohl nicht als ›Schlachtreihen‹ (S. 18) verstanden werden. Der Vers Aṣmaʿījāt 46, 10 heißt nicht ›Wieviel

Sammler des Getrennten gab es‹ (S. 35, 3), sondern ›Wie viel Geeinte gab es‹. Der Vers Aǵ. XX 164, 8 v. u. heißt nicht: ›wähle, mögest du bevorzugt werden‹ (S. 321 u), sondern: ›wähle, du hast ja die Wahl‹. أَكُرُّ واعطف (S. 322, 1) ist nicht: ›ich stürme zurück und vor‹, sondern ›ich greife wieder an und kehre um‹. In Far. 384, 4 (S. 371, 8) liegt nicht dreimaliger Satzbeginn vor, sondern das zweite كثير ist Adjektiv und der Vers ist zu übersetzen: ›Wahrlich Kaṯīr, das Uebermaß seiner Freigebigkeit ist groß, er hat unter den Quraišiten eine hohe Feuerstelle‹. Der Vers Aǵ. VII 90, 2 ist zu übersetzen: ›Wenn ich den Taubenschwarm zu weinen bäte, so würde er für mich weinen‹; er paßt also nicht als Beleg zu der Regel in § 188, 2.

Halle a. S. C. Brockelmann.

Ernst Schopf, Die konsonantischen Fernwirkungen: Fern-Dissimilation, Fern-Assimilation und Metathesis. Ein Beitrag zur Beurteilung ihres Wesens und ihres Verlaufs und zur Kenntnis der Vulgärsprache in den lateinischen Inschriften der römischen Kaiserzeit. Göttingen 1919, Vandenhoeck und Ruprecht. 8°. VIII, 219 S. Preis 12 Mk., mit Zuschlag 25,20 Mk. (= Heft 5 der Forschungen zur griechischen und lateinischen Grammatik, hrsg. von P. Kretschmer und W. Kroll).

Eine auf Niedermanns Anregung unternommene Sammlung und Untersuchung der in den lateinischen Inschriften der Kaiserzeit zu beobachtenden dissimilatorischen und metathetischen Erscheinungen, die dem Vf. zunächst als Ziel vorgeschwebt hatte, führte ihn mehr und mehr zu einer Auseinandersetzung mit den einschlägigen Prinzipienfragen, die nun im Mittelpunkte seines Buches stehen. Dadurch hat seine Arbeit, die einen wesentlichen Fortschritt in der Beurteilung dieser Erscheinungen bedeutet, an allgemeinem Werte gewonnen.

Da die Ausdrücke Dissimilation, Assimilation und Metathesis bisher für verschiedene Dinge und in verschiedenem Umfange gebraucht werden, bemüht er sich zunächst um die Festlegung einer möglichst einwandfreien Terminologie: 1. Dissimilatorischer Lautwechsel durch Fernwirkung: eine in einem Wort nach dem herkömmlichen Sprachgebrauche vorliegende Folge zweier gleicher oder ähnlicher Laute wird aufgehoben, besser gesagt: kommt im neuen Sprechakte nicht zustande, indem für den einen der beiden Laute dissimilatorisch ein anderer eintritt. Als regressiv ist der Vorgang dann zu bezeichnen, wenn der frühere Laut vor dem spätern, als progressiv, wenn der spätere Laut vor dem früheren das Feld räumt; beide Ausdrücke sind also nicht im Sinne des Schriftbildes, sondern im Sinne des Sprechens

zu verstehen, wo der später erzeugte Laut eben der ist, zu dem man in der Rede vorschreitet. 2. Den entgegengesetzten, bisher als Fernassimilation bezeichneten Vorgang nennt er assimilatorischer Lautwechsel, was wegen des klaren Parallelismus zur früheren Erscheinung nur zu billigen ist. 3. Dissimilatorischer Lautschwund: von zwei gleichen Lauten fällt der eine ganz aus. 4. Assimilatorischer-Lautzuwachs: außer an der herkömmlichen Wortstelle wird ein Laut noch an einer andern erzeugt. Den Ausdruck Metathesis für diesen Vorgang lehnt der Verf. mit Recht ab, weil Metathesis, d. h. Aenderung der Reihenfolge der Laute, zugleich die Beseitigung des betreffenden Lautes an der herkömmlichen Wortstelle in sich schlösse. Man wird dem Ausdrucke ›assimilatorischer Lautzuwachs‹ beitreten dürfen; ›Lautwiederholung‹ würde nur bei progressivem Verlaufe ganz treffend sein, da hier ein schon gesprochener Laut nochmals an späterer Stelle gebracht wird, nicht aber bei regressivem Verlaufe; in letzterem Falle etwa ›Lautvorwegnahme‹ zu sagen, ließe undeutlich, ob der vorweggenommene Laut dann an der späteren Stelle unterdrückt wird oder gewahrt bleibt, und außerdem muß vermieden werden, nur beim assimilatorischen Lautzuwachs für den Fall des progressiven und regressiven Verlaufes verschiedene Ausdrücke einzuführen. Hinsichtlich der Dissimilationsvorgänge lehnt der Vf. es mit Recht ab, 1. und 3. als ›eigentliche‹ und ›uneigentliche‹, oder als ›partielle‹ und ›totale‹, oder als ›leichte‹ und ›schwere‹ Dissimilation zu bezeichnen. 5. Umstellung über andere Laute hinweg erfolgt entweder so, daß zwei Laute ihre Plätze vertauschen: ›reziproke Metathesis‹ oder besser mit deutschen Worten ›gegenseitige Umstellung‹, oder so, daß ein Laut über dazwischenliegende Laute hinweg an eine andere Wortstelle versetzt wird, dagegen an der ihm nach dem bisherigen Sprachgebrauch zukommenden Stelle ausbleibt: einseitige Umstellung.

Einverstanden darf man weiter sein mit des Verf. Ablehnung von Meringers grundsätzlicher Scheidung dieser Vorgänge in ›Vorklänge‹ und ›Nachklänge‹, da hierdurch die Unterscheidung nach dem regressiven oder progressiven Verlaufe zu stark in den Vordergrund gerückt wird, und weil die gegenseitige Umstellung, bei der regressive und progressive Wirkung mit einander verbunden sind, dabei sondergestellt werden muß. Uebrigens wäre statt Vorklängen und Nachklängen richtiger von Vorwirkungen und Nachwirkungen zu sprechen, weil nicht bloß das psychische und akustische Moment in Frage kommt, sondern noch mehr das artikulatorische, sprechmotorische, bei Schreibfehlern außerdem das schreibmotorische und visuelle

Moment. Auch der vom Vf. an andern Kunstausdrücken Meringers geübten Kritik wird man beitreten.

Die Frage nach der psychologischen Ursache dieser Erscheinungen ist für die fernassimilatorischen Vorgänge durch Meringers Grundsatz der Vor- und Nachwirkungen zutreffend beantwortet. Für die ungleich häufigeren Ferndissimilationen erhebt sich nicht bloß die Frage nach ihren tieferen psychologischen Ursachen, sondern auch die andere, viel unmittelbarer die sprachliche Forschung berührende, ob sich für den Verlauf der Dissimilationsvorgänge, dort wo sie überhaupt auftreten, bestimmte Gesichtspunkte gewinnen lassen. Der Vf. wendet sich zunächst letzterer Frage zu und verteidigt mit Glück Grammonts bejahenden Standpunkt gegen die vielfachen Mißverständnisse, denen er bei seinen Kritikern ausgesetzt war. Grammont hat nicht den Zirkelschluß begangen, den induzierenden Laut nur darum als den stärkeren zu bezeichnen, weil er die Veränderung des induzierten Lautes bewirkt, sondern hat bestimmte Bedingungen zu ermitteln gesucht, unter denen ein Laut an der einen Stelle widerstandskräftiger ist als an der anderen; daß ceteris paribus der zweite von zwei gleichen oder ähnlichen Konsonanten der stärkere ist, die Dissimilation daher in der großen Mehrzahl der Fälle regressiv verläuft, ist richtig dadurch erklärt, daß das ›innere‹ Sprechen dem äußeren vorauseilt und die Aufmerksamkeit bereits auf etwas späteres gerichtet ist als das, was gerade zur lautlichen Erzeugung gelangt, sodaß dieses erstere unter geringerer Aufmerksamkeit des Sprechenden leidet. Es scheint mir hier der psychophysische Faktor der Ermüdung die letzte Erklärung der Erscheinung zu bieten: die auf den zweiten Laut gespannte Aufmerksamkeit versagt bei dem Laute, der zuerst erzeugt werden soll.

Damit wäre auch die andere Frage nach der psychischen Ursache der Dissimilationserscheinungen wohl im wesentlichen beantwortet. Daß Schopf Brugmanns Erklärung aus einem horror aequi oder genauer aequivoci ablehnt, kann man nur billigen; mit Hoffmann-Krayer glaubt er, daß es sich nicht um eine Scheu vor der Gleichheit, sondern wie bei der Fernassimilation um die Konfusion zweier Vorstellungen durch Vor- und Nachwirkungen handle. ›Wenn nun das gleiche an der einen Stelle weggelassen oder durch etwas verwandtes ersetzt wird, so herrscht hier eben das dunkle Gefühl, daß der betreffende Laut schon vorhanden ist und daher nicht mehr artikuliert zu werden braucht‹. Dieser Satz ist beim ersten Lesen leicht dahin mißzuverstehen, als ob der Vf. nur den Fall progressiver Dissimilation im Auge habe, bei der der induzierende Laut wirklich schon erzeugt ist; doch meint der Vf. gewiß mit wesentlichem Hinblick auf regressiven Verlauf, daß der Sprechende wegen der Spannung der Aufmerksamkeit auf den

folgenden, stellungsstärkeren Laut ihn wie schon gesprochen empfindet, wenn er zur tatsächlichen Erzeugung des ersten Lautes schreitet. Wohl aber ist die Einführung des Begriffes ›Konfusion zweier Lautvorstellungen‹ zu beanstanden, der für den Fall der Dissimilation zweier ganz gleicher Laute offenbar versagt; ich halte es für wesentlich, den psychophysischen Faktor der Ermüdung im oben angegebenen Sinne in die Betrachtung einzuführen.

Mit den Ferndissimilationen hat Brugmann die verhältnismäßig seltenen Fälle auf eine Stufe gestellt, wo zwei unmittelbar benachbarte Konsonanten sich dissimilieren. Schopf stellt sich hingegen mit Meillet auf den Standpunkt, daß hier eine grundsätzliche Verschiedenheit vorliege: bei der Ferndissimilation vermeide man es, zweimal hintereinander dieselbe Artikulationsbewegung auszuführen, dagegen bei der Kontaktdissimilation die gleiche Artikulationsstellung beizubehalten. Aber: die Nichterzeugung desselben Lautes an beiden Stellen ist doch beiden Fällen gemeinsam, und vor allem ist zu fragen, ob bei der Berührung zweier gleicher oder sehr ähnlicher Konsonanten die betreffende Artikulationsstellung wirklich nur einmal eingenommen wird. Will ich zwei -tt- getrennt sprechen, so muß — soll nicht ein bloß gedehnter Laut die Folge sein — das erste t zur Explosion gebracht werden und für das zweite neuerdings die Verschlußbildung vorgenommen werden; also nicht Beibehaltung der Artikulationsstellung, sondern Wiederholung der Artikulationsbewegung. Ebenso muß bei der Wiederholung eines Dauerlautes, wenn die beiden Laute nicht in einen gedehnten zusammenfließen, sondern getrennt bleiben sollen, zwischen beiden eine Entspannung der Artikulation, also zur Bildung der zweiten deren neuerliche Straffung eintreten; höchstens würde durch Aussetzen der Exspiration dieselbe Wirkung erreicht werden können. So scheint mir Brugmann doch mit Recht auch bei der Kontaktdissimilation von Wiederholung der Artikulationsbewegung zu sprechen; zuzugeben ist aber andrerseits, daß diese Kontaktdissimilationen den lautmechanischen Vorgängen insoferne näher stehen, als sie wegen der stärkeren Fühlbarkeit des lautlichen Mißstandes dazu neigen, in größeren Gruppen durchgeführt zu werden.

Gegen die Bestrebungen, für den Verlauf der Dissimilationserscheinungen gewisse gesetzmäßige Richtungslinien ausfindig zu machen, hatte sich Brugmann angesichts ihrer vorwiegend psychischen Bedingtheit ablehnend verhalten; nicht mit Recht, da die dabei mitbestimmenden physiologischen Momente das Suchen nach solchen Richtungslinien als durchaus berechtigt erscheinen lassen. Freilich nicht im Sinne der gewöhnlichen Lautgesetze; denn während deren konsequente Durchführung auf proportionaler Ausbreitung von gewissen Mustern aus

beruht, ist das ungeheuer häufige Unterbleiben der Dissimilation, wie Thurneysen zutreffend bemerkt hat, eben darin begründet, daß die Fälle der Dissimilation sich den Sprechenden eben nicht so gut als Proportionsmuster einzuprägen vermögen. Wohl aber im Sinne Grammonts als über den Einzelsprachen stehende allgemeine Richtlinien für den Verlauf in jenen Fällen, wo Dissimilation überhaupt eintritt, wobei die gegenseitige Stellungsstärke der konkurrierenden Laute bestimmenden Einfluß erlangt. Man mag es bedauern, daß der Vf. im zweiten Teile seiner Schrift, in welchem er eine umfangreiche Belegsammlung aus lateinischen Inschriften und anderen Sprachen vorlegt, nicht auch darauf ausgegangen ist, die Richtung des Dissimilationsverlaufes von Fall zu Fall zu begründen, was die Darstellung zwar kompliziert, aber auch belebt hätte. Doch ist dieser zweite Teil hauptsächlich auf die Frage eingestellt, welche Laute überhaupt miteinander in Austausch treten können.

Endlich die Erklärung der Metathesen. Bei der gegenseitigen Umstellung z. B. *lerigio* für *religio*, bewirkt die auf den zweiten Laut gespannte Aufmerksamkeit seine vorzeitige Erzeugung und der verdrängte, aber psychologisch nachwirkende Laut tritt dann an zweiter Stelle hervor, wodurch wieder eine gewissermaßen im Entstehen begriffene Gleichheit verhindert wird. Auch hier liefert der Faktor der Ermüdung die letzte Erklärung: die auf den zweiten Laut gespannte Aufmerksamkeit drängt ihn zu früh zur Erzeugung; damit tritt aber die Abspannung, die Ermüdung ein, wodurch die bisher zurückgedrängte Vorstellung des an erster Stelle fällig gewesenen Lautes nun freie Bahn findet, so daß er nun an zweiter Stelle in Erscheinung tritt. Ebenso ist es bei der einseitigen, regressiven Fernumstellung, z. B. *Prancatius* für *Pancratius:* in dem Augenblicke, da die auf das folgende *r* gespannte Aufmerksamkeit zu dessen vorzeitiger Hervorbringung geführt hat, ist auch die durch die Erzeugung des *r* bewirkte Ermüdung gegen neuerliche *r*-Erzeugung gegeben, die daher an der ursprünglich gewollten späteren Stelle unterbleibt; die herkömmliche Ausdrucksweise, ›man glaube in diesem Falle, daß der Laut eben schon da sei‹, ist keine Erklärung des Vorganges und bei näherem Zusehen auch unrichtig, da man dabei von einem Glauben, einem Bewußtseinsvorgange redet, wo tatsächlich gerade ein Auslassen des Bewußtseins, der Aufmerksamkeit vorliegt.

Die progressive einseitige Umstellung ist sehr selten; was der Vf., offensichtlich nicht ganz zu seiner eigenen Befriedigung, vorbringt (S. 44 f.), hat auch mich nicht überzeugt, und ich meine mit ihm, daß man in den wirklich anzuerkennenden Fällen jeweils nach besondern Ursachen zu suchen gut tun wird. Ich greife den Fall *cocodrillus* aus

crocodillus heraus und schiebe dabei, da es sich nur um die Beleuchtung des Grundsätzlichen handelt, sowohl die Frage beiseite, wie weit der Vorgang sich bereits im Griechischen oder erst im Lateinischen abgespielt hat, als auch die andere, ob in ersterem Falle noch verschiedene Entwicklungen aus der etymologisch vorauszusetzenden Grundform *κροκό-δρῖλος hereinspielen; zu dieser nur von der Form κροκόδιλος *crocodillus* ausgehenden Betrachtungsweise ist man um so mehr berechtigt, als unmittelbar auf ihr auch κορκόδῑλος, *corcodillus* und seltneres *cocrodillus* beruhen müssen. Es ist nun m. E. in *cocodrillus* aus *crocodillus* die Versetzung des *r*, die scheinbare progressive Umstellung, etwas durchaus sekundäres und nur das Endergebnis eines psychologisch ganz anderen Vorganges; in Wahrheit handelt es sich um eine regressive Fernassimilation, denn das primäre war, daß die zweite Silbe *-co-* die Aufmerksamkeit auf sich lenkte und daß daher schon im Wortanlaut *co-* statt *cro-* gesprochen wurde; erst nachdem dies erledigt war, konnte die zunächst unter die Schwelle der Aufmerksamkeit gesunkene Silbe *cro-*, und speziell deren *r* aufleben; daß *cocodrillus*, nicht *cocrodrillus* das häufigere Ergebnis war, ist hauptsächlich darin begründet, daß die dritte Silbe als Haupttonsilbe mit der nebentonigen ersten gleichartiger war als mit der unbetonten zweiten, d. h. leichter eine konsonantische Belastung vertrug; auch die Wiederholung *coco-* empfahl sich. Im Griechischen, wo jenes akzentuelle Regulativ fehlte, wurde κορκόδιλος häufig (lat. *corcodilus* dürfte daraus neuentlehnt sein), das *r* fand seinen Platz unmittelbar hinter der vorweggenommenen Silbe κο-, zugleich — worauf aber vielleicht kein Gewicht zu legen ist — im Auftakt der Tonsilbe, wenigstens der Kasus mit kurzer Endsilbe. Für *coacla* statt *cloaca*, *porcacla* statt *porclaca* = *port(u)laca* erwägt der Vf. Einfluß des Suffixes *-c(u)la*; vielleicht ist aber auch hier das unverbundene *c* der Schlußsilbe vorweggenommen und das *cl-* später nachgeholt.

Zum zweiten Teile leitet die Fragestellung über, durch welche andere Konsonanten ein dem dissimilatorischen Wechsel verfallender ersetzt werden könne. Es sind hauptsächlich artikulatorisch verwandte Konsonanten, die im Falle des Wechsels einspringen, und der Vf. versucht daher für jede Lautkategorie festzustellen, in welche andere sie durch Dissimilation übergehen kann. Durch die Anordnung seines Materials soll nicht nur ersichtlich werden, welche Arten von Dissimilationen vorkommen und welche nicht, sondern auch welche Arten grundsätzlich möglich sind oder nicht. Das Verfahren ist richtig und übersichtlich; in die Einzelheiten des Materials dem Vf. zu folgen, würde zu weit führen. Daß eine Belebung der Darstellung in diesem

zweiten Teile des Buches erwünscht und wohl auch erreichbar gewesen wäre, wurde schon erwähnt. Doch ist dies unwesentlich gegenüber der vielfachen Klärung, die die einschlägigen Fragen dieser sorgfältigen und beachtenswerten Erstlingsschrift verdanken.

Königsberg i. Pr. A. Walde.

Bettinas Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe zum ersten Mal herausgegeben von **Reinhold Steig.** Leipzig 1922, Insel-Verlag. 456 SS. 8°.

Die Briefe Goethes an Bettina hat erstmals G. v. Loeper, zusammen mit denen an ihre Großmutter Sophie von Laroche, (1879) herausgegeben; in der Weimarer Ausgabe (IV. Abt. Bd. 20—22) erscheint ihre Zahl von 14 auf 16 vermehrt, wozu dann in dem vorliegenden Bande nur noch ein kurzes, bloß in Abschrift des Kanzlers v. Müller überliefertes Billet (S. 400) tritt. Von den echten Briefen der Bettina bekamen wir eine erste Probe bei v. Loeper S. 147 ff., der 14. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft (Goethe und die Romantik Bd. 2) brachte (1899) deren 8. Auf dieses Material war W. Oehlke in seinem Buch über Bettinas Briefromane (Palaestra 41, 1905) angewiesen. Und nun erhalten wir aus dem Nachlaß Reinhold Steigs (dem wir neben anderm auch die reichhaltige Bettina-Bibliographie im neuen Goedeke Bd. VI verdanken) dies lange vorbereitete Urkundenwerk, dessen wertvollsten Bestandteil 51 ›Originalbriefe‹ Bettinas (und dazu 2 in v. Müllers Abschrift aufbewahrte Billets) bilden. Der Briefwechsel ist damit freilich nicht ganz vollständig, aber die Lücken sind — auf beiden Seiten — unbedeutend (S. 433 f.).

Bettina hat sich ihre Briefe an Goethe nach dem Tode des Dichters zurückerbeten und sie in der Tat durch den Kanzler alle erhalten mit Ausnahme des einen frühen vom Anf. Dez. 1807 (S. 27 ff.) und der späten von 1825—1830; diese allein liegen in Weimar, alle übrigen werden in Wiepersdorf aufbewahrt.

Dies Wiepersdorfer Material nun hat Steig, dem es als erstem nach Herman Grimm zur Verfügung stand, leider nicht mit der Kritik behandelt, wie sie gegenüber der Verfasserin von ›Goethes Briefwechsel mit einem Kinde‹ unbedingt notwendig war. Und er war doppelt und dreifach gewarnt: den Anmerkungen S. 336 hat er doch wohl selbst ein besonderes Blatt mit Bettinens Aufschrift *Bruchstücke von Briefen an Goethe von Anno 9* zugewiesen, das einen nicht verwerteten Entwurf für den zweiten Teil des Brw. m. e. K. darstellt.

Trotzdem hat er völlig arglos S. 114—117 ein doppelseitig beschriebenes Großquartblatt als Brief aus dem Anfang Juni 1809 eingereiht, das alle Anzeichen später Entstehung an sich trägt und in den Anmerkungen S. 328 denn auch als ›unecht‹ zurückgenommen werden muß, nachdem das Wasserzeichen des Papiers als frühsten Termin das Jahr 1830 verraten hat! Ein neckischer Zufall fügte es, daß man gerade dies Stück — übrigens wirklich ein Prachtstück! — für die Faksimilierung bestimmte, und so machte anscheinend Dr. Kippenberg hinterher die böse Entdeckung, daß hier überhaupt kein Originalbrief vorliege, sondern eben wieder ein verworfenes Blatt für den Brw. m. e. K. — Ja, aber das mußte doch Steig dem Papier ohne weiteres ansehen, daß das niemals ein zusammengefalteter und abgeschickter Brief gewesen sein konnte! — ganz abgesehen davon, daß die ganze Stimmung des ersten Teiles, der Rhythmus der Sprache und die saubere Orthographie auf eine späte Zeit hinweisen. Und hat sich denn wirklich Bettinas Schrift in 30 Jahren so wenig verändert, daß Steig, dem Originale vom 18. Mai und 16. Juni 1809 vorlagen, zwischen diese beiden ein Blatt einreihen konnte, das — wie sich jetzt unbestreitbar herausstellt — in die dreißiger Jahre gehört? Auch von dieser Seite her erscheint der Mißgriff völlig unfaßbar.

Der Brief S. 240—244, der im November 1821 begonnen und am 29. Juni 1822 geschlossen sein soll (er kehrt im Brw. m. e. K.[3] S. 389 ff. mit dem unmöglichen Anfangsdatum 29. Oktober 1821 wieder), bereitet der zeitlichen Festlegung unlösbare Schwierigkeiten (S. 379 f.), sodaß der Herausgeber zuletzt darauf verfällt, in den Stücken vom ›23ten‹ und ›24ten‹ spätere Interpolationen zu vermuten. War das denn nicht am ›Originalbrief‹ mit Leichtigkeit festzustellen, wo doch der Eingang des Schlußpassus *Du siehst an diesem Papier daß es schon alt ist und daß ichs schon lang mit mir herumtrage ich schriebs im vorigen Jahr gleich nachdem ich Dich verlassen hatte* geradezu auf Feststellung des Tatbestandes hindrängte?!

Man sieht, die Herausgabe dieses wichtigen Briefwechsels, der soviel sichtbarer Fleiß gewidmet ist, entbehrt dabei der einfachsten kritischen, ich meine der paläographischen und diplomatischen Vorarbeit, ohne die man auch bei Korrespondenzen und literarischen Nachlässen der Neuzeit selbstverständlich nicht auskommt. Mit solchen Kriterien muß sich z. B. auch die Echtheit, und event. die Zeitfrage für die beiden Briefe S. 218. 219 entscheiden lassen!

Dieser Unterlassung gegenüber kann die pedantische Gewissenhaftigkeit, welche dem Buchstaben zugewendet ist, nur Kopfschütteln erregen. So unterscheidet St. seine eigenen, der spärlichen Interpunktion Bettinens — allzureichlich — eingefügten Kommata mit /

von den , der Originale und strebt innerhalb des Frakturdrucks jeden vermeintlichen Antiquabuchstaben herauszuheben: ja er liest S. 116 zweimal ›Jacobi‹, wo ich im Faksimile keinen Anlaß dazu sehe, und läßt S. 230 den Arnim in einem Brief ›Continentalsystem‹ und ›Carlsbader‹, im nächsten ›Continentalsystem‹ und ›Carlsbader‹ schreiben! Anderseits fällt es auf, daß der weitgehende Gebrauch, welchen Goethe und Bettina vom *ck* in Fremdwörtern (*Effeckt*) wie in der Verbindung *rck, nck* (*lck*) machen (*starck, Bezirck, kranck, Danck, Geschenck, Trunckenheit* usw.), grundsätzlich vernachlässigt ist; man vergleiche die ältern Drucke und im vorliegenden Bande die Faksimiles zu S. 112 (114 ff.) und 161.

Man sollte glauben, daß ein so einzigartiger Briefwechsel die Fernhaltung alles Fremden nicht nur vertrage, sondern gebieterisch fordere. Auf diesen einfachen Standpunkt des Genießenden hat sich Steig nicht versetzen mögen: auch diesmal hat er sein Buch zu einer fortlaufenden urkundlichen Darstellung des Verhältnisses von Goethe und Bettina ausgestaltet. Die Briefe der beiden Korrespondenten sind nicht nummeriert, und zwischen sie werden ohne typographische Unterscheidung eingeschoben: nicht nur Auszüge aus Goethes und Riemers Tagebüchern, Briefen der Frau Rath und Christianens, sondern auch umfangreiche Partieen aus dem Briefwechsel Arnims mit Bettina und ganze Briefe sowie Briefausschnitte von noch zwanzig weiteren Personen, die als ergänzende Berichterstatter und Zeugen auftreten. Reichlich ein Drittel der ganzen Textveröffentlichung entfällt auf diese sekundären Dokumente, die in den Abschnitten ›Besuch der Arnims und der Bruch (Sommer 1811)‹ und ›Ihr Goethe-Denkmal (1824/25)‹ die Originalkorrespondenz völlig überwuchern. Es wird mir nicht leicht, gegenüber einem Nachlaßwerk, an welches soviel Liebe gewendet wurde, und das dem Verfasser selbst in schmerzvollen Tagen ein Trostspender gewesen ist, solchen Tadel auszusprechen, aber mit seiner Unterdrückung würde ich eine Verstimmung ableugnen, die mit mir viele teilen, die nach diesem Buche freudig bewegt gegriffen haben.

Der Herausgeber Dr. Fritz Bergemann fand die Anordnung des Textes, an den die Familie Steigs die letzte Hand gelegt hatte, fertig vor und hat erst während des Druckes resp. nach dessen Abschluß die umfangreichen Anmerkungen (S. 291—403) und das Nachwort (S. 404—439) geschrieben, um dann das Ganze mit einem gewissenhaften Register (S. 440—445) abzuschließen. Seiner Nachprüfung ergaben sich allerlei Mängel, deren Korrektur er in die Anmerkungen versteckt hat, da es ihm offenbar widerstrebte, sie am Schluß aufzu-

reihen. Mit dieser Vermeidung eines übeln Eindrucks hat er nun freilich den Lesern keinen Gefallen getan, die schwerlich alle die Neigung haben, sich durch diesen Berg von Anmerkungen hindurchzuarbeiten, die aber beanspruchen können, auf Fehler und Versehen von vornherein hingewiesen zu werden wie die zu S. 21 Z. 8 ff. v. u., S. 34 Z. 3 ff. u. Z. 3, S. 96 Z. 11, S. 114 Z. 1 ff., S. 123 Z. 11 ff., S. 134 Z. 22, S. 152 Z. 1, S. 179 (verdruckt 178) Z. 14 ff. v. u., S. 211 Z. 8 ff. vermerkten.

Der Druck des Textes ist im ganzen sauber, einige störende Satzfehler findet man wieder in den Anmerkungen korrigiert. Ein paarmal möcht ich St.s Lesung bezweifeln, so auch S. 233 Z. 3 *in* ›*aller*‹ *Art* für *in alter Art*, obwohl die La. *aller* sich schon im Arnim-Werk III 351 Z. 8 v. u. findet. — Eigentliche Schreibfehler sind bei Bettine merkwürdig selten: ich habe mir nur Doppelschreibungen (so S. 53 Z. 16. 17 *mir-mir*) und Wortauslassungen notiert und muß eine Verschreibung *wenn* aus *wer*, wie sie B. zu S. 71 Z. 7 v. u. annimmt, schlechthin für unmöglich erklären; es ist vielmehr zu ergänzen: *wenn aber <einer> mitten drinn ist.* — Mißverstanden hat St. die Briefstelle S. 117 Z. 4 v. u., wie seine Ergänzung beweist: es ist zu schreiben *wie ich <Dich> zum erstenmal sah.*

Für die Anmerkungen hab ich nur ein sauersüßes Gesicht. Zunächst ihre Zahl und ihr Umfang: gibt es wirklich Leser und Leserinnen dieser Briefe, denen man ›*Philemon und Baucis*‹ (S. 213 Z. 4) oder ›*die kimmerischen Nächte*‹ (S. 237 Z. 10 f. v. u.) erläutern muß? — oder wenn es solche gibt, werden sie die Geduld für diese Anmerkungen mitbringen? An was für Goethefreunde mag Steig gedacht haben, als er es über sich brachte, zu S. 50 Z. 12 ff. die Anmerkung auf S. 311 niederzuschreiben?!

Eine ähnliche Rüge trifft das Register, aus dem der wißbegierige Anfänger freilich recht viel lernen kann: so daß Wilhelm Heinse ›Kunstschriftst. u. Dichter‹, Sophie Laroche ›vielgelesene Romanschriftst.‹ war usw.

Dr. Bergemann ist mit seinen allzu umständlichen Anmerkungen in die Fußstapfen Steigs getreten und hat aus falscher Pietät auch die (nicht zahlreichen) Notizen, welche dieser unfertig dafür hinterlassen hatte, schlechtweg aufgenommen; so lesen wir unter dem Zeichen ›St.‹ z. B. zu S. 87 Z. 12: ›*Periander:* der auf den Niederländer Aegidius Periander zurückgehende Eulenspiegel‹: Aeg. P. (Giles Omma) ist aber nur der Verfasser des 1567 erschienenen ›Noctuae Speculum‹ in lateinischen Distichen. — Gänzlich überflüssig und obendrein falsch ist auch die Note zu S. 33, Z. 1 v. u. (*Seelig ist der Leib, der Dich getragen hat*): ›*Seelig ist:* im Anklingen an die Berg-

predigt‹ — die (von Steig nicht nachgeschlagene) Bibelstelle Luc. 11, 27 hat mit der Bergpredigt nichts zu tun.

Allerdings verlangen diese Briefe unbedingt einen Kommentar, und Bergemanns Anmerkungen enthalten wertvolle Beiträge zu einem solchen: aber vieles was sie bringen hätte in die kritische Vorarbeit gehört, die dieser Ausgabe nicht zu Teil geworden ist — bei anderem hätte das wachsame Auge des kundigen Verlegers förderlich sein können. Ich denke an Anmerkungen wie die zu S. 60 Z. 2 v. u.: Bettina übersendet Goethe das Bild eines Dichters im ›breiten vollen Lorbeer‹, in dessen Augen ›der Wahnsinn seiner Jugend schon überwunden liegt‹; Bergemann lehnt zwar Steigs Deutung auf Hölderlin ab, aber ebenso auch die auf Tasso, und entscheidet sich schließlich für — Lenz! Nun, im Hause des Inselverlags wird man am besten wissen, daß im Jahre 1808 ein Kupferstich (so nach S. 75 Z. 6!) mit dem Lorbeerkranze für Lenz genau so unmöglich ist wie für Hölderlin. Und wie kann man nur überhaupt auf Lenz verfallen angesichts der Worte Goethes S. 75. ›... *Es ist gewiß eine schöne edle Gestalt* [der kleine Lenz!] *und man mag sich den Mann gern so denken, dem man manchen Genuß schuldig ist*‹?! — Von den Bildnissen, welche die Ikonographie in Angelo Solertis Vita di Torquato Tasso III vorführt, weist mehr als die Hälfte den Renaissance-Schmuck des Lorbeerkranzes auf.

Der Druck der Anmerkungen hätte sorgsamer überwacht werden sollen: schmerzlich wirkt schon ›Goethes Ausscheiden aus dem Frankfurter Goethe-Verbande‹ (S. 391 Z. 13), aber peinlich ist der ›Leopold‹ der der trunkenen Bacchantin ›wollüstig die Brüste küßt‹ (S. 403 Z. 3 — die Handzeichnung zu S. 288 zeigt einen Leopard!) — um so fataler, als er dem Briefwechsel des Fürsten Pückler I 87 (S. 90 steht dort richtig ›Leopard‹) entstammt!

Göttingen. Edward Schröder.

Curt Glaser, Die Graphik der Neuzeit vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Berlin 1922, Bruno Cassirer. Geb. 300 Mk.

Hiermit besitzen wir den sehnlichst erwarteten Fortsetzungsband von Paul Kristellers ›Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten‹, der im gleichen Verlage, in gleichem Format, gleicher Ausstattung und nach den ähnlichen Prinzipien der Anordnung des Stoffes 1905 zuerst erschienen war. Kristeller, der eine leitende Stellung an der älteren Abteilung des Berliner Kupferstichkabinetts innehatte, be-

handelte auf Grund seiner reichen persönlichen Kenntnis und Erfahrung die Geschichte des Bilddrucks von seinen Anfängen bis zum Jahre 1800. Glaser, der heute dieselbe Stellung an der neueren Abteilung der Berliner graphischen Sammlung einnimmt, behandelt, nicht minder kenntnisvoll, das Gebiet der Graphik im neunzehnten Jahrhundert.

Die Aufgabe ist schon insofern schwieriger zu lösen, als es sich hier ja nicht um einen Stoff handelt, der durch das Urteil von Generationen bereits qualitativ gesichtet ist. Wer über die Moderne schreiben will, muß im Streit der Meinungen Partei ergreifen, muß auswählen und das Wesentliche vom Belanglosen kraft eigenen Qualitätsgefühles und historischer Einsicht zu scheiden verstehen. Es ist deshalb nicht das Geringste, was zum Lobe der Glaserschen Arbeit gesagt werden kann, daß sie Gliederung, Selektion und Akzentsetzung übersichtlich, bestimmt und fest handhabt. Der überreiche Stoff, bisher noch ein mehr oder minder chaotisches Etwas, das selbst den Fachmann beunruhigen konnte, erscheint zum erstenmal leicht und klar, wächst zusammen zu einer wirklichen ›Geschichte‹.

Nun ließe sich freilich eine Geschichte der graphischen Künste denken (und wünschen), die eine Geschichte eben des spezifisch ›Graphischen‹ wäre. Eine solche liefe kaum Gefahr, ein ›bloß zufälliger Ausschnitt aus der Geschichte der Malerei‹ zu heißen, selbst wenn, wie das dabei natürlich geschähe, ganze Abschnitte, die Glaser behandelt hat, dem anderen historischen Objekt zuliebe in Wegfall kämen. Daß ein Künstler einmal zur Radiernadel greift, macht ihn noch nicht zum Graphiker. Die klassizistischen Umrißstecher z. B. haben für die Geschichte des Graphischen kaum Bedeutung. Ein Mann wie Klinger schon gar nicht, dem Glaser ein, übrigens recht bedeutsames, ganzes Kapitel widmet. Eine so orientierte ›Graphik der Neuzeit‹ würde wohl oder übel auch den einzelnen Nationen verschiedenen Rang im allgemeinen Ablauf der Historie einräumen müssen.

Glasers Einstellung ist eine andere. Sein Buch ist ein ›Handbuch‹ in demselben Sinne, wie die obengenannte Arbeit Kristellers. Er schreibt die Geschichte mehr der Künstler, die sich bedeutungsvoll und Einfluß schaffend auf den verschiedenen Feldern der Bilddrucktechnik betätigt haben, charakterisiert die besondere Ausdrucksweise der Einzelnen aus den Gegebenheiten der Technik und läßt aus der Summe solchen Geschehens ein geschichtliches Gesamtbild erwachsen.

Drei große Abteilungen: erste, zweite Hälfte des neunzehnten, Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Im ersten Teil drei Unterabteilungen nach graphischen Gattungen, jede wieder nach Ländern

und jedes davon nach Schulen oder besonderen Darstellungsgebieten (Landschaft, Karikatur, Reproduktion) gegliedert. Alles sehr übersichtlich, angenehm, knapp und schlagend. Es gehört zum Wesen des Buchs, daß die persönliche Stellungnahme des Autors hinter einer mehr neutralen Erwähnung des Kunstbiographischen zurücktritt. Eigentliche Wärme bleibt auch im zweiten Teil aus, obwohl hier das Verlangen, große Führerpersönlichkeiten heraustreten zu lassen, schon in der andern Stoffeinteilung deutlich zutage tritt. Nicht mehr die Techniken, sondern die Länder bezeichnen die wesentlichen Abschnitte, und die kleinen Kapitel führen gern einen Meisternamen als Titel. Aus diesem Zurückstellen der persönlichen Anteilnahme hinter der biographischen Verpflichtung ist es wohl auch zu erklären, daß diese zweite Jahrhunderthälfte, die doch durch den Aufschwung der Graphik und durch Persönlichkeiten wie Leibl, Stauffer, Liebermann, Corinth, Slevogt, Franzosen, Holländer, Belgier, Angloamerikaner und Skandinavier von außerordentlichem Format charakterisiert wird, keinen größeren Raum in Anspruch nimmt, als die erste Hälfte mit ihrem für das spezifisch Graphische so viel weniger bedeutsamen Stoff. Ja, mit dem zwanzigsten Jahrhundert zusammen nimmt der zweite Abschnitt nur etwa die Hälfte des ganzen Textes in Anspruch (270 Seiten zu 290).

Nun, die persönliche Stellung Glasers offenbart sich dem Kunsthistoriker deshalb doch deutlich genug in der sehr klugen und treffenden Auswahl der Meister und in deren analytischer Charakterisierung. Ich bin nur der Meinung, daß ein so vortrefflich geordnetes und ausgestattetes Buch sich nicht ausschließlich an den Fachmann, den Kenner oder Sammler wendet, und gerade der Laie, wo es wirklich ganz starke, schöpferische Künstler angeht, durch besondere Wärme der Darstellung hingerissen werden sollte. Glaser hat allerdings auch in dieser Beziehung, freilich mehr, wo es sich um Entgeisterung (im Gegensatz zu Begeisterung) handeln soll, sehr Bedeutendes zu sagen. Die Entthronung des Fel. Rops, mehr noch die ausgezeichnete Kritik an Klinger (welche die Kraßheiten A. Suhls mit der Gewißheit, durch gerechte Vermeidung von Einseitigkeit um so mehr zu überzeugen, umgeht) wird hoffentlich das ihre zur Entzauberung des bisher nur von Zeitungsschreibern betörten Publikums beitragen.

Auch das ist ja ein Vorteil geschichtlicher Gesamtbetrachtung, daß die vielfachen Erscheinungen, die man bisher immer nur isoliert und in der bestens berüchtigten monographischen Vergrößerung zu sehen gewohnt war, nun mit einem Mal, gezwungenermaßen, alle nebeneinander und unter gleichem Grundmaßstab erscheinen. Da wird Groß neben Groß und Klein vergleichbar und beispiellose Ueber-

schätzung Einzelner darf endlich geschichtlicher Richtigstellung weichen. Das historische Nebeneinander gewinnt gerade in einem Stoff, wie dem vorliegenden, der bisher noch nie recht historisch geworden war, seine eigentümliche Ueberzeugungskraft!

Das Werk gehört mit seinen 486 schönen Abbildungen zu den bestausgestatteten Kunstbüchern des Weihnachtsbüchermarkts. Dennoch geben gerade die Abbildungen zur Klage Anlaß, weil der Kristeller-sche Band ein besseres Prinzip vertreten hatte, das jetzt vom Verleger aufgegeben worden ist. Kristeller hatte im Vorwort seines Buches erklärt: ›Fast durchgehends sind die Blätter genau oder wenigstens annähernd in der Größe der Originale abgebildet worden. Wesentlich verkleinerte Abbildungen können von dem Charakter graphischer Kunstwerke, vornehmlich von ihrer technischen Ausführung keinen Begriff geben; die starke Verkleinerung macht die klare Wiedergabe der Linienbildung oft sogar überhaupt unmöglich‹. Warum hat man sich nicht auch hier, wie dort, damit geholfen, bei großen Blättern, statt des unmäßig verkleinerten Ganzen einen bloßen Ausschnitt zu reproduzieren? Man muß es jetzt dem Autor schon aufs Wort glauben, was er z. B. Treffendes über den Unterschied des Formgefühls eines Reinhardt und eines Koch zu sagen hat, wenn auch die Abbildungen den Beweis gründlich schuldig bleiben. Im übrigen sind die Reproduktionen, so wie sie sind, von größtmöglicher technischer Vollendung. Mit viel Geschmack sind den einzelnen Kapiteln Initialen von Meistern der im jeweiligen Abschnitt behandelten Epoche vorangestellt.

Ein Literaturverzeichnis, ein Nachweis der abgebildeten Stücke und ein Künstlerregister mit genauen Textverweisen rundet den Handbuchcharakter des Ganzen ab, das sicherlich ein Standwerk für alle Freunde der neueren Graphik werden wird.

Göttingen, Februar 1922. Oskar Hagen.

Funde und Forschungen. Eine Festgabe für **Julius Wahle.** Leipzig 1921, Inselverlag. V und 226 S.

Die Zahl der Inedita, mit denen diese Festgabe uns beschenkt, ist sehr beträchtlich. Aber nicht nur die Funde, auch die Forschungen geben ihr dauernden Wert. Hat sich doch hier ein erlesener Stab von Mitarbeitern zusammengefunden, um dem verdienten Leiter des Goethe- und Schillerarchivs ihre Wertschätzung kund zu tun. Goethe, dem die Liebe des Gefeierten in erster Linie gilt, steht mit Recht auch im Mittelpunkte dieses Buches. Zwei Arbeiten über den Urfaust

(von Michels und Pniower) knüpfen an Roethes klärende Darstellung der Entstehungsgeschichte (in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1920) an, während Roethe selbst mit gewichtigen Gründen den weit verbreiteten Irrtum von dem versöhnenden Ausgang des ›Tasso‹ bekämpft. Die Zuverlässigkeit von Falks Berichten über Goethe wird von Armin Tille als recht fragwürdig erwiesen. Mit dem Verhältnis der Helenadichtung zur ›Natürlichen Tochter‹ beschäftigt sich August Sauer, mit den ›Briefen aus der Schweiz‹ und der Ausnutzung von Carl Augusts Tagebuch Hans Wahl. Briefe von Zelter und Lise von Türckheim steuern Max Hecker und Otto Heuer bei, einen Goetheschen an die Gräfin von Fritsch Hans Gerhard Gräf.

Da es an dieser Stelle nicht möglich ist, die Ergebnisse jedes einzelnen der sechzehn Beiträge zu würdigen, sei es mir gestattet, nur auf die beiden Arbeiten, die sich mit Wieland beschäftigen, etwas näher einzugehen.

Seufferts Untersuchung über Wielands Vorfahren ist die umfangreichste des ganzen Bandes. Sie gibt aus genauester Kenntnis der Quellen und der bisher erschienenen Literatur (besonders hervorzuheben: Heinrich Werner in den Württemb. Vierteljahrsheften N.F. 22, 1913) ein abgerundetes Bild des Familienkreises, aus dem der Dichter hervorgegangen ist. Es wird dabei nicht selten der ungedruckte Nachlaß Böttigers in Dresden herangezogen, des Vielgeschmähten und uns doch so Unentbehrlichen. Besonders wertvoll ist für die Beurteilung Wielands der zum erstenmal (aus Rings Nachlaß) veröffentlichte ergreifende Abschiedsbrief an den sterbenden Vater (S. 149), dem sich als weiteres Anekdoton ein im Besitz des Wielandmuseums in Biberach befindliches charakteristisches Schreiben der Mutter zugesellt (S. 158). Wenn gelegentlich der Rahmen etwas weit gesteckt scheint und Seitenlinien erwähnt werden, für die unser Interesse nur gering sein kann, so fällt das nicht ins Gewicht gegenüber dem reichen Gewinn, den die Wielandforschung aus Seufferts eingehender Darstellung zieht. Auch dem mit dem Gegenstand Vertrauten bietet sich kaum Gelegenheit zu Ergänzungen oder Berichtigungen. Die in den Anmerkungen 30 und 45 als ungedruckt bezeichneten Mitteilungen Böttigers über Brechter und über die sich stets wiederholenden Predigten des Pfarrers Wieland finden sich im Morgenblatt von 1813, S. 531 f. Daß Wielands Großmutter väterlicherseits eine geborene Wern genannt wird (S. 142), beruht auf einer Verwechslung mit der Urgroßmutter. Der Mädchenname der Großmutter war Brigel. Des Dichters älteste Tochter Sophie war am 19. Oktober 1768 geboren. Danach müßte der undatierte Brief der Floriane Wieland (erwähnt S. 166, Anm. 65) Ende 1788 anzusetzen sein. Sollte in Anmerkung 76 statt ›Cramerscher‹ Prozeß ›Camerer-

scher‹ zu lesen sein? (vgl. Württ. Vierteljahrshefte N.F. 21, 235 f.). Schließlich will es mir scheinen, als ob in Anmerkung 116 zwei verschiedene Jodokus Kück zu unterscheiden seien (Großvater und Enkel). Der ältere konnte Wieland nicht als ›oncle‹ anreden.

Ueber ›Wielands Bibliothek‹ ließe sich noch manches Interessante beibringen, da Deetjen sich — von einigen wenigen Bemerkungen abgesehen — auf die hinterlassene Bibliothek und ihre Versteigerung beschränkt. Als nachschaffender Dichter, der es zudem liebte, seine Werke mit Zitaten aller Art auszuschmücken, war Wieland stets auf Bücher angewiesen (vgl. z. B. Ausgewählte Briefe II 209 f.), und die Beziehungen zwischen seinem Schaffen und seiner Bibliothek darzustellen, wäre besonders verdienstlich. Dazu wäre es unerläßlich, den Bücherbesitz des jungen Wieland und des Wieland der siebziger und achtziger Jahre nach Möglichkeit zu rekonstruieren, wozu zahlreiche Bemerkungen in seinem Briefwechsel, in Böttigers ›Literarischen Zuständen und Zeitgenossen‹ usw. Handhaben bieten. Bedenkt man einerseits, einen wie großen Teil der Nachlaßbibliothek die Widmungsexemplare der letzten beiden Jahrzehnte ausmachen, andererseits, daß Lütkemüller (im ›Gesellschafter‹ von 1826, S. 898) den Bestand in der Mitte der neunziger Jahre auf 6000 Bände schätzt, gegenüber 3849 des Auktionskataloges, so erkennt man zur Genüge, welchen Wandlungen Wielands Büchersammlung unterworfen war (vgl. auch Böttiger, Lit. Zustände I 224. 225). Der Dichter besaß Zeit seines Lebens eine große Liebe zu Büchern, eine Liebe, die aber, wie er selbst gesteht (Gesellschafter 1826, S. 897), nicht mit Ordnungsliebe gepaart war, was manchen Verlust zur Folge hatte. Er sammelte jedoch nicht aus bloßer Freude am Sammeln. ›Er braucht, was er besitzt‹ sagt er im siebenten der ›Moralischen Briefe‹ von dem wahren Weisen und seinen Büchern. Schon in der ›Geschichte der Gelehrtheit‹ (1757) hat der sechste (nicht ausgeführte) Abschnitt den Titel: ›Vorschlag, wie eine Büchersammlung von den auserlesensten zu errichten sey‹ (Werke, Akademieausgabe, IV 230). Beim Umzug von Biberach nach Erfurt 1769 gehören die Bücher zum ›unentbehrlichen Gepäck‹ (Auswahl denkw. Briefe I 276. 281) und sie sollen in einem besonderen ›Bibliothekzimmerchen‹ Platz finden (ebenda I 266). Auch in der Weimarer Stadtwohnung, nicht nur in Oßmanstedt, sind die Bücherschätze in einem eigenen Raume untergebracht (Gesellschafter 1826, S. 881). Aus dem Jahre 1787 haben wir eine interessante briefliche Aeußerung Schillers über Wielands Bibliothek (Schillers Briefe I 365 f.). Gern hätte sich der Bücherfreund einen Sekretär gehalten, der für die systematische Ergänzung der Sammlung hätte sorgen müssen (Böttiger: Zustände I 255). Lütkemüller erbot sich Mitte der

neunziger Jahre, einen Katalog anzufertigen, kam aber, von dem Inhalt der Bücher gefesselt, nicht damit zustande. Erwähnenswert wäre noch, daß im Osmantinum neben der großen Masse der Bücher eine ›bibliotheca selectior zum Sommergenuß‹ existierte (Böttiger I 237). An Einzelausgaben der eigenen Werke war Wieland immer auffallend arm (vgl. dazu Seufferts Prolegomena Heft I/II S. 24 f., K. Walter: Chronologie der Werke Wielands S. 66, Böttiger I 221).

Deetjen hat das Verdienst, den Abdruck von Heinrich Meyers Schilderung der Auktion in den ›Zürcherischen Beyträgen zur wissenschaftlichen und geselligen Unterhaltung‹ von 1815 aufgefunden zu haben. Unter Zugrundelegung dieses Berichtes gibt D. eine fesselnde Darstellung des Verlaufes der Versteigerung und ihrer zum Teil überraschenden Ergebnisse. Wenn Deetjen mit Meyer die Luxusbände französischer Literatur als ehemaligen Besitz des Grafen Stadion bezeichnet, so steht dem die Angabe Böttigers gegenüber (Lit. Zustände I 210), daß der Dichter bei der Uebersiedelung nach Weimar eine ganze französische Bibliothek gekauft habe, ›blos um doch mit Büchern einzuziehen‹, was allerdings nur heißen kann: mit einer stattlichen Zahl von Büchern.

Zu der Aufzählung von Werken, die ›bei der Versteigerung keine Liebhaber fanden‹ (S. 9), wäre zu bemerken, daß die Quartausgabe der Wielandschen Omnia und der Degensche Lucan meines Wissens gar nicht in dem Versteigerungskatalog vorkommen. Die erstere scheint nach Seuffert (Prolegomena I/II S. 25) von vornherein von der Versteigerung ausgenommen gewesen zu sein.

Göttingen. Julius Steinberger.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Joachim in Göttingen.

Nr. 10—12 **Oktober bis Dezember 1922**

Carl Schmidt, Gespräche Jesu mit seinen Jüngern nach der Auferstehung. Ein katholisch-apostolisches Sendschreiben des zweiten Jahrhunderts. (Texte und Untersuchungen III, 13.) Leipzig 1919, Hinrichssche Buchhandlung. 88 Mk.

In dieser Publikation ist das Resultat zähen Gelehrtenfleißes niedergelegt, der sich jahrzehntelang betätigte, um das Forschungsobjekt in größtmöglicher Vollkommenheit bearbeitet vorlegen zu können. Der koptische Text wurde von dem Herausgeber schon 1895 auf dem Institut de la Mission Archéologique au Caire entdeckt; lateinische Fragmente wurden in einem Wiener Palimpsest, der aus dem Kloster Bobbio stammt, von Bick erkannt und herausgegeben; die das ganze Werk umfassende äthiopische Uebersetzung endlich wurde erst 1913 von Guerrier in der Patrologia orientalis vol. 9 fasc. 3 herausgegeben. Daß sie von dem Herausgeber, der schon 1910 mit dem Druck des koptischen Textes begann, abgewartet wurde, ist seiner Publikation zum Gewinn ausgeschlagen. Das den drei Versionen zugrunde liegende griechische Original der bis dahin gänzlich unbekannten altchristlichen Schrift ist spurlos verloren gegangen. Ein Zitat, welches der Herausgeber 1908 (SBAW S. 1054) bei Origenes hom. in Lev. 10 (lat.) gefunden zu haben meinte, hat sich nicht in der Schrift wiedergefunden. So muß man durch sorgfältige Erschließung der Versionen zum Text und Inhalt des verlorengegangenen Originals vorzudringen versuchen. Der lateinische Text kommt hierfür trotz seines hohen Alters (Ende des 5. oder Anfang des 6. Jahrkunderts) kaum in Betracht, denn er umfaßt nur ein einziges, dazu noch beschnittenes und schwer lesbares Blatt. Die koptische Version des Papyrus, der aus dem 4. oder 5. Jahrhundert stammt, ist ihrem Alter nach und als direkter Abkömmling des griechischen Originales der wichtigste Zeuge, ist aber leider sehr unvollständig, der Anfang und der Schluß sind verloren gegangen und auch in der Mitte sind Lücken; 15 Blätter = 30 Seiten fehlen von

etwa 46 zu erschließenden. Vollständig ist allein die äthiopische Version, aber diese liegt nur in jungen Hss. vor, die nicht über das 18. Jahrhundert hinaufzurücken sind, dazu ist sie nicht wie die koptische und lateinische direkt aus dem griechischen Text geflossen, sondern höchstwahrscheinlich aus einer arabischen Uebersetzung, die ihrerseits wieder auf einem koptischen Text beruht haben mag. Doch lassen sich Beobachtungen machen, die das Vertrauen zu dieser späten Afterversion stärken können. Es gibt nämlich eine Reihe Stellen, wo offensichtlich der Aethiope gegenüber dem Kopten das Ursprüngliche bewahrt hat. Wenn sich das nachweisen läßt für Partien, wo der Kopte als Kontrollmittel zur Verfügung steht, so werden wir dem Aethiopen im allgemeinen doch auch da trauen dürfen, wo er allein steht. Immerhin setzt der Aethiope einen mit der Vorlage des Kopten nicht überall identischen Text voraus; stellenweise stellt er sogar eine Bearbeitung dar. — Der äthiopische Text muß aus verschiedenen Hss. hergestellt werden. Guerrier hat seiner Erstausgabe eine Londoner Hs. zugrunde gelegt — mit Unrecht, wie jetzt der Kopte zeigt. Bis zum Erscheinen einer von Wajnberg angekündigten Neuherausgabe muß man sich an dem aus Guerriers Ausgabe ersichtlichen Variantenmaterial genügen lassen, das unter Wajnbergs deutscher Uebersetzung um Lesarten einer von ihm allein benützten Stuttgarter Hs. vermehrt ist. Wajnberg hat mit seiner Uebersetzung nicht alles das erreicht, was sich trotz des vielfach verdorbenen Textes erreichen läßt. Schon in den dem Texte folgenden Untersuchungen Schmidts erscheinen die dortselbst eingestreuten Zitate manchmal in verbesserter Gestalt, welche sie einer Revision Littmanns verdanken. Aber darüber hinaus müssen noch manche Berichtigungen angebracht werden. S. 80 Z. 9 f. hat W. nicht erkannt, daß *'ĭḫafĭrōtekemū* Subjekt ist. Der Passus heißt: ›Wahrlich ich sage euch, ich ergötze mich, und es freut sich mein Vater in mir, daß ihr so forscht und fragt. Euer Sichnichtschämen erfreut mich, und euch gereicht es zum Leben‹. Damit ist die Uebereinstimmung mit dem Kopten hergestellt. S. 72 Z. 11 ff. übersetzt W.: ›denn so wünscht es mein Vater, daß ich euch und denjenigen, denen es mir beliebt, die Hoffnung des Reiches schenke‹. Es muß heißen: ›denn so hat mein Vater an euch Wohlgefallen gefunden, und denen, welchen ich will, gebe ich die Hoffnung des Reiches‹. S. 78 Z. 1 muß es statt ›mit einer Seele‹ heißen ›mit seiner Seele‹ bzw. ›mit der Seele‹, und man fährt am besten mit S. fort: ›und seinem Geist‹, bzw. ›und dem Geist‹; denn der Akkusativ *manfasa* ist falsch. S. 80 Z. 12 kommt nur in Frage: ›denn in Sanftmut hatte er zu uns geredet‹. S. 82 Z. 2 ›hast du uns beantwortet‹; übersetze: ›sagst du uns‹ (Gegenwart, nicht Vergangenheit vgl. auch den Kopten ›wirst du

uns kund tun‹). S. 84 Z. 7 f. muß es heißen: ›werde ich im Leben im Reiche meines himmlischen Vaters zur Ruhe bringen‹. S. 88 Z. 12 steht falsch: ›Ruhe verheißen‹ statt ›Ruhe gegeben‹ oder ›zur Ruhe gebracht‹ (= beruhigt). S. 112 Z. 2 muß statt ›dieser meiner Worte‹ der Singular ›dieses meines Wortes‹ stehen. S. 113 Z. 3 mußte unbedingt die Uebersetzung ›dieses sage ich euch‹ in den Text gesetzt werden. S. 116 Z. 6 und S. 151 Z. 6 (unterer Seitenteil) ist *tanāfeqō* falsch mit ›Zweifel‹ statt mit ›Uneinigkeit‹ übersetzt. W. hat sich wohl durch das Arabische verleiten lassen. S. 124 Z. 1 f. ist mit Dillmann zu übersetzen ›du hast führen lassen zu Gerechtigkeit und Sünde‹. S. 132 setze statt ›Apostel‹ vielmehr ›Diener‹, S. 132 Z. 8 ›Sigels‹ statt ›Kreuzes‹. S. 148 Z. 8 muß es statt ›Wenn er aber Jemanden‹ usw. heißen: ›wenn er aber sieht (vgl. ABC), wie dieser, der ihm (etwas) erweist, sündigt‹. Ebenda ist Z. 13 das ›man‹ unrichtig; es muß heißen: ›und auch der, den er begünstigt und dessen Person er ansieht‹. S. 150 Z. 8 steht falsch ›ihr werdet schauen‹ statt ›seht ihr (wie das Gericht ist?)‹. Wo ሕሠሥ: vorkommt, wird es unrichtig mit ›Neid‹ oder ähnlich übersetzt. Es heißt ›Bedrängnis‹. Gänzlich mißraten ist S. 151 letzte Zeile und 152 Z. 1 f. Es muß heißen: ›denn du sagst: sie werden einander zurechtweisen und die Person (dabei) nicht ansehen. Sündigen nun diese, die diejenigen hassen, welche sie züchtigen?‹ Uebrigens sollte man statt ›sie werden‹ erwarten ›sie sollen‹. S. 44 Z. 5 f. kann nur übersetzt werden: ›während ich vom Vater her kam, indem ich durch alle Himmel hinging‹. *'ab kuellō* kann unmöglich übersetzt werden ›Vater des Alls‹; wohl aber kann das vor den Nebensatz vorgezogene singularische *kuellō* mit dem pluralischen *samājāt* verbunden werden. Freilich möchte man nach dem Koptischen korrigieren *'aba kuellū*. S. 102 Z. 9 ist das ዐቢየ: des Textes unübersetzt geblieben: ›so Bedeutsames hast du zu uns geredet [und uns verkündigt] und hast uns nie ausgesprochenes Großes offenbart‹. Z. 12 ist *za* unter den Tisch gefallen; es muß heißen ›dies alles‹. Bei dem bisher Berührten handelt es sich um direkte Fehler; aber die Uebersetzung ist auch sonst manchmal unzutreffend und irreführend. S. 52 Z. 5 führt ›Gedenktag‹ in die Irre, es muß heißen ›Gedächtnis‹. S. 90 Z. 10 ersetze ›Erhöhung‹ durch ›Ehre‹. S. 101 Z. 6 mußte im Texte oben stehen statt ›Ort‹ vielmehr ›Unfruchtbar‹. S. 96 Z. 6 muß die geradezu unsinnige Uebersetzung also verbessert werden ›und seine Augen werden durch eure Hand [mit Speichel] bekreuzt werden‹. S. 66 Z. 4 muß es genauer heißen: ›der unteren Schöpfung‹. Der bezeichnende Ausdruck durfte nicht durch ›irdischen‹ ersetzt werden. S. 63 Z. 15 ersetze »Herrlichkeit“ durch ›Größe‹ oder allenfalls ›Majestät‹. S. 27

Z. 12 ›die Erde schuf‹; wörtlich ›baute‹. Das ist nicht gleichgültig, wie man in diesem Falle bei Schmidt S. 270 sieht, wo als Urtext ὁ ποιήσας erschlossen wird. S. 136 Z. 1 ist ›danken‹ statt ›preisen‹ zu übersetzen, S. 26 Z. 1 ›töten‹ statt ›zum Untergang bringen‹. Man fragt, warum nicht S. 78 die in Anmerkung 7 verzeichnete, einzig richtige Lesart in den Text gesetzt ist. Ich komme zu dem, was durch schärferes Eindringen in die Sprache und durch leichte Textverbesserungen zu gewinnen ist. Für die bisherigen Uebersetzer ist *mašgarta 'anqār* in Kap. 16 des äthiopischen Textes eine crux gewesen. Guerrier will *'anqār* mit ἄγκυρα zusammenbringen. Das Wort ist aber gut äthiopisch und bedeutet ›Schlund‹, also ›Schlundnetz‹, d. h. Reuse. Das ist aber eine in den Text eingedrungene falsche Erklärung von *maqāṭen* = ἄγκιστρον. Durch Konjektur darf streng genommen nur verbessert werden, was als inneräthiopische Verderbnis zu begreifen ist. S. 86 Z. 6 f. verbessere *'emtāḥtū 'eraftā* in *'emzatāḥtu 'eraft* und *jamṣe'ū* in *jemṣe'ū* = ›damit sie aus der unteren Ruhe in den Himmel kämen‹. S. 126 Z. 9 verbessere *welūda* in *walda*. S. 28 Z. 6 f. schiebe vor *zaḥawārjāt* ein *ba* ein = ›der durch die Patriarchen und Propheten in Bildern geredet hat und in Wahrheit durch den, den die Apostel verkündigt‹. S. 80 Z. 5 kann der Text nur bedeuten ›Wir sind für dich (= in deinen Augen) wahnsinnig mit dem vielen Fragen‹. Aendere *nezanage'* in *nezanaguegue* = ›wir haben dich zum Spott mit dem vielen Fragen‹. Das doppelte *za* vor *bakuellū* und *jessamaj* S. 27 Z. 6 ist zunächst auffallend. Die grammatische Schwierigkeit in dem Satze ›der mit allen Namen genannt wird‹ ist nicht richtig aufgelöst. Das erste *za* hinter *faṭṭārī* ist Genetivpartikel. Auf diese müßte nun sofort das Relativpronomen vor *zajessamaj* folgen. Dieses ist jedoch durch *bakuellū sem* davon getrennt, weil *zazabakuellū* mißverständlich gewesen wäre, da die Verdoppelung meist distributive Bedeutung hat. Es liegt also eine grammatische Feinheit vor. Der Passus ist zu übersetzen ›Schaffer und Schöpfer dessen, was mit jedem Namen benannt wird‹.

Zu der Uebersetzung des koptischen Textes bemerkt mir Sethe Folgendes: S. 35 I 4 ›und das Wort (nicht: den Gegenstand), d. i. Christus‹. S. 35 I 10 ›indem wir auf ihn blickten‹ (statt ›begleiteten‹). S. 37 I 14 ›des Räuberpaares‹ nicht ›Joches‹. S. 39 II 3 ›sie gossen sie ›statt ›um sie zu gießen‹. S. 39 II 13/14 ›der, welcher gestorben ist, [ist] begraben [worden] und wäre es möglich, daß er lebe?‹ S. 41 III 7 ›und auch ihren Schwestern‹. S. 43 IV 8 ›ob sie nicht die Erde berühren‹. S. 45 V 5/6 ›Was er aber mir[1]) offenbart hat, ist das, was er sagt:‹. S. 45 V 7 ›da kam ich vorüber an den Himmeln,

1) Vielleicht ist das ›mir‹ (ⲛⲉ̈ⲓ) aus (ⲛⲉⲛ) entstellt.

da legte ich an die Weisheit (wie ein Kleid) (so notwendig, was Schm. in der Anm. als möglich hinstellt). S. 47 V 10, 11 ›und die Erzengel und die Engel, ich ging vorüber in (oder an?) ihrer Gestalt‹. Um mit Schm. ›an ihnen in ihrer Gestalt‹ zu übersetzen, fehlt es an dem wiederaufnehmenden Objekt ›an ihrem‹ hinter ⲡⲁⲣⲁⲅⲉ. S. 49 VI 9 ›so habe ich es gemacht durch die Weisheit der Aehnlichkeit‹ (also genau wie im Lateinischen und Aethiopischen nach A). S. 49 VI 10 ›ich bin gewesen (geworden, habe geweilt) in allem, in allen‹ (nicht ›alles in allem‹), aber nach VII 4 von Schm. emendiert. S. 51 VI 12 (2. Textzeile von oben) ›und zu ihm gehe‹ (nicht ›zurückkehre‹). S. 51 VII 4 ›ich bin geworden alles in allen‹. S. 53 VII 13/14 ›so werde ich es tun, nachdem ich zu meinem Vater gegangen bin. Und ihr gedenket meines Todes!‹ S. 55 VIII 8 ›er wird eine Nacht des Wachens zubringen‹. S. 55 VIII 10 ›das stattfindet in bezug auf mich‹ wo Schm. frei übersetzt; wörtlich ›das da ist bis zu mir‹. S. 57 IX 4 ›so wirst du kommen in einer Macht welcher Art oder in einer αἴσθησις von welcher Weise?‹ Also wie im Aeth. S. 57 IX 7 ›die Sonne, welche glänzt (nicht ‚welche aufgegangen ist‘) und indem ich leuchte (eig. Licht bin) siebenmal mehr als sie‹. S. 57 IX 10 ›und ich (oder daß ich) richte‹. S. 57 IX 11 ›nach noch wieviel Jahren‹ (wörtlich ›nach einer andern Wievielheit von Jahren‹). S. 59 IX 13 ›das Hundertstel und das Zwanzigstel‹ (d. i. $^6/_{100}$, nicht $^1/_{120}$, wie Schm. übersetzt). S. 67 XI 9 ›seid getrost und ruhigen Herzens‹ (nicht ›ruhet in mir‹, was ganz falsch ist). S. 67 XII 8 ›wegen dessen, was er verkündigt hat über mich‹. S. 71 XIV 3 ›er antwortete, er sprach zu uns‹. S. 73 XIV 9 ›über die Himmel‹, nicht ›nach dem obersten der Himmel‹. S. 79 XVII 15 ὄντως ›wahrhaft‹ statt ›wahrhaftig‹. S. 81 XVIII 13 ›so ist es auch mit meinem Vater. Er wird jubeln‹. S. 81 XIX 4 ›aus eurem ganzen Herzen‹. S. 81 XIX 8 statt ›Unverschämtheit‹: ›Scheulosigkeit‹. S. 83 XIX 14/15 ›[was ist 's] denn [›das‹ ver]geht? Ist es das Flei[sch oder] der Geist?‹ S. 87 XXI 10/11 ›und damit ich gebe den [....] und denen, welchen zu geben ich beschlossen habe‹. S. 91 XXIV 3 ›wenn sie durch solche zu Fall gebracht werden‹. S. 95 XXVI 5/6: nach den erhaltenen Zeichenresten wird zu lesen sein [ⲛⲓⲙⲙⲛⲉⲧ]ⲛⲁⲥⲱⲧⲙⲉ ⲁⲣⲁⲛ[ⲉⲛ ⲉⲓⲣ]ⲉ ϯⲥⲃⲟⲩ ⲧⲉ[1]) [ⲟⲩⲟ ⲁⲛϭ]ⲁⲙ ›[indem wir tun] lehren, erzählen die Kräfte und die Wunder, die du getan hast‹. S. 123 XXVII 10 ›indem‹ statt ›daß‹. XXVII 11. Im koptischen Text ist hier augenscheinlich etwas ausgefallen: ›da sie erduldet haben die [... werden sie erlangen o. ä.] die Seligkeit der Himmel‹. XXVIII 2 ›das deinige ist dies, damit du uns nicht über sie kommen läßt‹. Der Ausdruck ›das deinige ist es, daß‹ ist in

1) Schmidt: ⲧⲟ.

XXXVIII 5 im Aeth. wiedergegeben: ›es ziemt sich für dich, daß‹. S. 125 XXIII 11 ›eins von zwei‹ (nicht ›von beiden‹). S. 133 XXXII 10 ›und auch Meister‹. S. 141 XXXVI 14/15. ›Es sind aber (δὲ) meine Gebote nicht getan worden durch die, welche geschlafen haben. Sie werden daher (? γὰρ) außerhalb des Himmelreiches bleiben‹. — Sch. hat die Sätze falsch abgeteilt. Da das δὲ und das γὰρ immer nach dem ersten betonten Worte eines Satzes stehen, ist die Trennung grammatisch ganz klar. S. 145 XXXVII 15. Zu der von Schm. als Wiedergabe eines griechischen καὶ ἐὰν aufgefaßten koptischen Partikel, die in Wahrheit etwa ›dennoch, trotzdem‹ bedeuten wird, vgl. jetzt Zeitschrift f. ägypt. Sprache 57, 138/39.

Einige Bemerkungen auch noch zur Uebersetzung der apokalyptischen Rede Jesu an seine Jünger in Galiläa, die im äthiopischen Text der Epistula vorangeht und in Schmidts Werk als donum superadditum auf S. 47* ff. erscheint. Der in der Hs. B fehlende Anfang kommt dem Uebersetzer auf S. 48* ›recht dunkel‹ vor. Das ist er auch, wenn man so wie er übersetzt. Er sollte also lauten: ›ich habe es von außen und innen angesehen, seine Farbe und seine Arbeit (Bearbeitung); ungewöhnlich und schwierig (nämlich zu beschreiben) sind seine beiden Seiten. Das Gericht je nach seinem Werke‹. Die abessinischen Schreiber pflegen auf den Vorsatzblättern der Hss. die Feder zu probieren, bemerken dies oft gradezu mit den Worten: ›Probieren der Feder‹. Diesem Zweck muß irgendwelches Geschreibsel dienen. Hier hat nun ein früherer Schreiber seinem Mißvergnügen über den Schreibstoff Luft gemacht. Außerdem hat er als summarische Inhaltsangabe des abzuschreibenden Stoffes die Worte ›das Gericht je nach seinem Werk‹ hinzugefügt. Bei dem bekannten Stumpfsinn, mit dem in Abessinien Hs. abgeschrieben wurden, hat ein späterer Abschreiber die Worte mit zum Text geschlagen, und so erscheinen sie nun in einer ganzen Anzahl Hss. Es macht dem Scharfsinn Schmidts alle Ehre, daß er S. 164, ohne eine zutreffende Uebersetzung vor sich zu haben, ungefähr das Richtige getroffen hat. S. 50* Z. 4 ›in diesen Tagen‹, nicht ›in dieser Zeit‹, ebenso S. 52* Z. 2 ›die Tage‹ statt ›die Zeit‹. Ebenda Z. 15 übersetze: ›immerfort Entsetzen und Schrecken des Donners‹. S. 53* Z. 4/5 mußte der Text anders abgeteilt werden: ›infolge des Ausgehens des Wassers werden die Tiefen vertrocknen‹. Ebenda: ›das Meer wird zurückweichen‹. Z. 15 ›Bedrängnis‹ statt ›Schmerz‹. Z. 19 f. ›ihre Sünden, welche sie getrachtet haben‹, ist nicht deutsch und wenig zutreffend; übersetze: ›ausgedacht haben‹. S. 54* Z. 2 ›Gott‹, nicht ›Herr‹. S. 62* Z. 7 setze ›erfüllen‹ statt ›bestätigen‹. Die geradezu lächerliche Uebersetzung S. 63* Z. 13/14 ›und sie werden sich zehntausende von Jahren unendlich freuen‹ muß er-

setzt werden durch: ›und sie werden sich zahllose Jahrmyriaden freuen‹. S. 64* Z. 4 ›meinem Namen‹ nicht ›in m. N.‹ Z. 14 ›befohlen‹, nicht ›empfohlen‹. Z. 16 ist ein Verbum unübersetzt geblieben, es sollte heißen ›Rinder opferten und Schafe schlachteten‹. S. 65* Z. 10/11 ›schlugen nach dem Geliebten aus‹ ist ganz falsch, ›durchbohrten den Geliebten‹. S. 64* Z. 1 ›Tage‹ statt ›Zeit‹. Z. 8 ›die ganze‹ statt ›jede‹.

Der Eingang des Werkes ist nur äthiopisch erhalten und lautet in dieser Ueberlieferungsform also: ›Was Jesus Christus seinen Jüngern als einen Brief offenbart hat und wie Jesus Christus offenbart hat den Brief des Kollegiums der Apostel, der Jünger Jesu Christi, den für alle (bestimmten)[1], der wegen der Pseudapostel Simon und Kerinth geschrieben ist, damit niemand sich ihnen anschließe, denn es ist in ihnen eine List, mit welcher sie die Menschen töten, auf daß ihr fest seid und nicht wankt, nicht erschüttert werdet und nicht abweicht vom Worte des Evangeliums, das ihr gehört habt. Wie wir (es) gehört, (im Gedächtnis) behalten und für alle Welt aufgeschrieben haben, so vertrauen wir (es) euch, ihr unsere Söhne und Töchter, in Freude an im Namen Gottes des Vaters, des Herrschers der Welt, und in Jesus Christus. Die Gnade mehre sich über euch!‹ Der Anfang dieses Einganges ist ein unbeholfenes redaktionelles Machwerk, aber darin ist doch der ursprüngliche Titel erhalten, die gesperrt gedruckten Worte führen ihn vor Augen. Danach haben wir es in der Schrift mit einem (pseud-)apostolischen, an die Gesamtchristenheit gerichteten Sendschreiben zu tun. Hieran kann auch der Umstand nicht irremachen, daß in der äthiopischen Ueberlieferung die Schrift samt der vorgesetzten apokalyptischen Rede Jesu an seine Jünger in Galiläa an das testamentum Domini angeschweißt und durch die Unterschrift in deren Titel einbezogen ist, das ist sekundär. Der katholische Charakter der Schrift ist nicht angemaßt, sondern wirklich vorhanden, wie Schm. in seinen Untersuchungen immer wieder erhärtet. Aber allerdings werden wir doch wohl näher bestimmend hinzufügen müssen: ein stark gnostisch angehauchtes Gemeinchristentum spricht aus der Schrift. Die Anschauungen des Verfassers mögen in demselben Sinne und in derselben Begrenzung gemeinchristlich genannt werden, in denen wir etwa Tersteegens Lieder trotz ihres stark mystischen Einschlages als gemeinevangelisch ansprechen können. Und das ist nicht auffallend. Die Frontstellung gegen die Gnostiker, als deren Prototypen Simon und Kerinth genannt sind, hat den Verfasser selbst be-

1) D. h. den katholischen. »Katholisch« wird sonst freilich äthiopisch mit *'enta lā 'ela kuellū* wiedergegeben, aber das hier stehende *'enta lakuellū* kann zweifellos dasselbe bedeuten.

einflußt. Deshalb findet sich manches, was auf dem Boden des Gemeinchristentums allenfalls gerade noch ertragen werden kann, aber sicherlich nicht dort gewachsen ist. Der fremdartigste Bestandteil gnostischer Herkunft ist wohl der Satz auf S. 61 vom Werden des Logos in der vollen Acht, welches ist die κυριακή. Die Zeit der Epistula muß leider allein aus inneren Indizien erschlossen werden. Die Zahl 120, zu der man im Handumdrehen das Hundertzwanzigstel bei Schm. S. 59 gemacht hat, hat gänzlich auszuscheiden, schon weil die Uebersetzung Schmidts ersetzt werden muß durch $1/100 + 1/20 = 1/100 + 5/100 = 6/100$ und wir nicht wissen können, was damit gemeint ist. Klarer ist der äthiopische Text: »Wenn das hundertundfünfzigste Jahr vollendet ist«. Das führt auf etwa 180 n. Chr. als angenommenen Zeitpunkt der Parusie Christi. Aber die Originalität des äthiopischen Textes ist nicht über allen Zweifel erhaben, so daß man daraus sichere Schlußfolgerungen nicht ziehen kann. Die inneren Anzeichen [1]) führen auch eher noch höher hinauf. Schm. setzt diese Schrift ein in die verwandte Gedankenwelt der Apologeten und anderen benachbarten Urkunden, und es ist wundervoll mitzuerleben, wie von da Leben einströmt in diese uns sonst so fremd anmutenden Gedanken und sie dadurch in ihrem ursprünglichen Sinn wiedererweckt werden. Es mag nicht alles aufhellende Material von Schm. herangezogen sein. So hat Hennecke in der Theol. L.-Z. 1922 Nr. 10 col. 216 auf stärkere Berührungen mit dem sog. 2. Klemensbrief hingewiesen, namentlich auf 9_5, aber auch 5_5, 6_7. Aber alles zum Verständnis Nötige bringen die überstark ausgedehnten Untersuchungen Schmidts gewiß. Nach ihnen kann kein Zweifel daran aufkommen, daß die Schrift ins zweite Jahrhundert gehört. Schm. plädiert für die zweite Hälfte desselben, 160—170 n. Chr. Und die würde sicherlich allein in Betracht kommen, wenn Schm. darin Recht hätte, daß die Passahstreitigkeiten im Gesichtskreis des Verfassers gelegen hätten und dieser die Berufung beider Parteien auf eine apostolische Tradition, die den Streit nicht entscheiden konnte, damit habe zu Ende führen wollen, daß er die kleinasiatische Feier mit dem Nimbus der Einsetzung durch den Herrn selbst umgab. Hiergegen ist aber zu sagen, daß die erste Auseinandersetzung in dieser Sache zwischen Aniket und Polykarp, wenn sie überhaupt stattfand, s. dagegen Zahn, Gesch. des neutestamentlichen Kanons I 2 S. 453 f., doch friedlich endete und daß die zweite bei Schmidts Ansetzung der Schrift zwischen 160 und 170 n. Chr. noch nicht im Blick

1) Insbesondere die Tatsache, daß großes Interesse für das »Wie« der Parusie da ist. Je länger dieselbe ausblieb, desto lebhafter wurde die Frage nach dem »Daß« derselben. Die Erörterung von Einzelheiten setzt voraus, daß der Glaube an die Tatsache ungebrochen ist, und weist deshalb in hohes Alter.

des Verfassers gelegen hat. Immerhin bleibt bei Schmidts Auffassung der in Frage kommenden Stelle Kap. 15 S. 52 ff. die Tatsache, daß uns in der Schrift eine quartodezimanische Praxis entgegentritt, und damit würde auch ein deutliches Anzeichen für die Gegend der Abfassung gegeben sein. Lietzmann hat in der ZNTW 20. Bd. 1921 S. 174 f. Schmidts Auffassung bestritten und die daraus entspringenden Folgerungen ihm zu entwinden gesucht. Ein Eingehen auf die Stelle ist unerläßlich. Zunächst wird L. in seiner Rekonstruktion des Textes unterstützt durch Sethes Uebersetzung: ›So werde ich tun, nachdem ich zu meinem Vater gegangen bin‹. Aber auch der Aethiope unterstützt sie. Die Behauptung von Schm. S. 53 Anm. 13 nämlich, daß der Aeth. statt des Fut. ›werde tun‹ ein Imperf. ›ich pflegte zu tun‹ böte, ist falsch. Vielmehr hat der Aeth. das Futurum ›ich werde tun‹, dem W., nur weil ihn das folgende Präteritum ›und danach ging ich zu meinem Vater‹ in Verlegenheit setzte, die Bedeutung ›ich pflegte zu tun‹ aufnötigte. Die eben angeführten Worte, welche folgen, sind entstellt. Der Fehler steckt in *wa 'emdeḫrēhū* = ›und danach‹. Dieses ist in *'emdeḫra* = ›nachdem‹ zu korrigieren, und der dadurch eingeleitete Satz ist mit dem Vorhergehenden zu verbinden. Dadurch ist völlige Uebereinstimmung mit dem Koptischen erzielt. Weiter ist am Anfang von Kap. 15 ›Gedächtnis‹ und nicht ›Gedenktag‹ in dem Satz ›und ihr begeht das Gedächtnis meines Todes‹ zu übersetzen, was sehr zu beachten ist. Soweit sind beide Texte in Uebereinstimmung. Jetzt geht es im Aethiopischen weiter ›das ist das Passah‹, im Koptischen ›wenn nun das Passah stattfinden wird, dann ...‹. Der Kopte mit seinen griechischen Reminiszenzen ὅταν, (π)πάσχα, τότε (letztere beiden auch in äthiopischer Uebersetzung erhalten) trägt das Sigel des Ursprünglichen so sehr an der Stirn, daß dem gegenüber der Aeth. mit seiner Identifizierung vom Gedächtnis des Todes und Passah nicht aufkommen kann. In dem sicher ursprünglichen Satz ›wenn aber das Passah stattfinden wird‹, ist Passah ersichtlich als ein bekannter fester Termin gebraucht. Eine beliebig oft wiederholte Feier wie das Herrnmahl eignete sich nicht als Zeitangabe, und ein zufälliges Zusammentreffen (wenn ihr einmal usw.) soll hier gewiß nicht ausgedrückt sein. Ist sonach hier mit ›das Passah‹ ein Fest [1]) gemeint, so fragt sich, ob das christliche oder das jüdische. Die deutliche Reproduktion von Act. 12 im Folgenden spricht dafür, daß das letztere als Termin gemeint ist, zugleich aber beweist der Text, daß die Christen dieses selbe Fest als Gedächtnis des Todes Jesu feiern. Dieser Auffassung kann man, scheint mir, nur durch die Annahme entgehen, daß der

1) Der Ausdruck ›das Fest‹, den W. S. 54 Z. 1 in seiner Uebersetzung hat, ist im äthiopischen Text überhaupt nicht vorhanden.

Verf. in Act. 12 das christliche Passah seiner Zeit, das nicht quartodezimanisch zu sein brauchte, hineingelesen hat. Er geht ja nachweislich gewaltsam mit seinem Texte um, wie der Umstand zeigt, daß er den Petrus, nachdem er im Kreise der Jünger am Gedächnismahl teilgenommen hat, gegen den Text von Act. einfach wieder ins Gefängnis steckt. So könnte er sich auch um die ἡμέραι τῶν ἀζόμων in 12_3, die auf das jüdische Passah hinweisen, nicht gekümmert oder diese als ungefähr gleichzeitigen Termin für das christliche Fest gefaßt haben. Aber ein solcher Ausweg bleibt doch mißlich. Die Christen sollen nach dem Verf. das Gedächtnis des Todes Jesu mit dem Herrn- und Brudermahl feiern. Durch diesen Umstand wohl fühlt Lietzmann sich bewogen zu behaupten: »das πάσχα ... soll als Gedächtnisfeier seines Todes wiederholt werden bis zur Parusie« und lehnt deshalb das Passah als Termin ab. Aber von einer Wiederholung des P a s s a h, sodaß Passah und Herrnmahl gleichzusetzen wären, wird im Kopt. wenigstens [1]) garnichts gesagt. Nur um den Gedankengang fortzuführen, ist gegen Ende von dem wiederholten T r i n k e n des K e l c h e s bis zur P a r u s i e die Rede. Diese deutliche Reproduktion von 1. Kor. 11_{26} wird nur deshalb hier gebracht, weil sie auf die Parusie anspielt, deren Art im Folgenden besprochen werden soll. Als Stichwort für den Inhalt des Folgenden ist die Parusieerwähnung vorausgeschickt in Verbindung mit dem Herrnmahl. Hält man den Kopt. für ursprünglich, so wird man sich allerdings doch wohl der Auffassung Schmidts zuneigen müssen, wonach uns hier eine quartodezimanische Osterpraxis entgegentritt. Diese schließt Aegypten als Entstehungsort — wenigstens dieses Teiles der Schrift — aus. Auf der andern Seite ist aber die Frage des Aeth. »Herr, hast d u denn nicht das Trinken des Passah vollendet?« nicht deshalb schon sekundär, weil sie im Kopten fehlt. Sollte sie ursprünglich sein, so bekommt allerdings der Text etwas Schillerndes. Er schwankt dann hin und her zwischen dem Passah als Termin und als oft wiederholter Feier des Herrnmahles. Und dann wird auch L.s Auffassung in gewissen Grenzen berechtigt erscheinen. Würde eine quartodezimanische Osterpraxis in Verbindung mit anderen Beobachtungen nach Kleinasien als Ursprungsland der Schrift weisen, so ist diese Annahme doch auch von Schwierigkeiten bedrückt. Schm. selbst hat es S. 355 auffällig gefunden, daß in der Schrift nichts von dem Chiliasmus, der nachweislich in Kleinasien heimisch war, zu spüren ist. Andere haben gerade wegen der Apostelliste c. 2, an deren Spitze zwar Johannes erscheint, die aber im Gegensatz zu dem

1) Dafür kann man sich aber auf den Aeth. berufen, welcher am Schluß hat: »Herr, hast d u denn nicht das Trinken des Passah vollendet? Liegt es u n s ob, es wiederum zu tun?«

nach ihm benannten Evangelium Petrus und Kephas als zwei verschiedene Personen behandelt, Kleinasien für unwahrscheinlich befunden. L. hat S. 175 f. Beobachtungen zusammengetragen, die Aegypten als Heimat empfehlen. Für das Verständnis der Schrift kommt nicht viel auf diese Frage an, aber man möchte sie gern in die kirchliche Entwicklung einer bestimmten Gegend als Geschichtsquelle einreihen können. Das wird vorerst nicht sicher geschehen können. Es muß die Schrift auch einmal, was Schm. nicht tut, auf ihre Einheitlichkeit hin untersucht werden. v. Soden hat gezeigt, daß diese an einigen Stellen recht zweifelhaft ist. — Die Schrift ist ein hervorragendes Dokument für die Fähigkeit des jungen Christentums, sich inmitten andersartiger Anschauungen zu behaupten und durchzusetzen und dabei doch auch eine gewisse Umwandlung seiner eigenen Anschauungen zu ertragen, wie das z. B. auch an den Apologeten oder einem Mann wie Clemens von Alexandrien festzustellen ist. Weil sie nur in einer ganz bestimmten Situation Dienste leisten konnte und deshalb vielfach ephemeren Charakter hatte, ist sie schließlich als nicht mehr aktuell und mit fremdartigen Anschauungen belastet verschollen. Sie hätte das nicht verdient des großen sittlichen Ernstes wegen, den sie wie manche andere urchristliche Schrift zur Schau trägt und der vielleicht noch zu wenig neben andern Dingen in Anschlag gebracht wird bei der Frage, warum schließlich das Christentum über seine Konkurrenten in der alten Welt gesiegt hat. Die soziale Unbestechlichkeit, welche die Schrift fordert, verdient ins Licht gestellt zu werden. Dem Christus wird Unparteilichkeit im Gericht zur Pflicht gemacht auf S. 84 mit den Worten: ›Mein Sohn, am Tage des Gerichts sollst du dich vor den Reichen nicht scheuen und den Armen nicht schonen, sondern übergib einen jeden gemäß seiner Sünden ewiger Strafe‹, wozu sich dann Kap. 47 Ende der zukünftige Richter selbst mit den Worten bekennt: ›Wahrlich, ich sage euch, an jenem Tage werde ich mich vor dem Reichen nicht scheuen und mit dem Armen nicht Erbarmen haben‹. Gleiche Scheulosigkeit wird von den Gemeindegliedern verlangt bei der sittlichen Förderung des Bruders durch Rüge. ›Wenn er aber sieht, wie dieser, der ihm (etwas) erweist, sündigt und begünstigt ihn, ein solcher wird mit großer Strafe gestraft werden‹ heißt es in Kap. 47. Also der Arme soll selbst seinen sündigenden Wohltäter ohne Scheu tadeln! In Kap. 45 wird die Möglichkeit einer Buße innerhalb des Bruderkreises verneint, es ist Sache des Vaters allein, darüber zu befinden. — Die Schrift ist benutzt in der ihr im äthiopischen Texte vorangehenden apokalyptischen Rede Jesu an seine Jünger in Galiläa, die demnach später verfaßt

sein muß. Diese bedarf noch einer besonderen Untersuchung namentlich auch wegen eines Stückchens vom Charakter der Sibyllinen, das ziemlich gleichlautend im Testamentum Domini und anderswo wiederkehrt und mit Kap. 5 des äthiopischen Textes beginnt.

Dassensen, Kr. Einbeck. Duensing.

Festgabe, Adolf Kaegi von Schülern und Freunden dargebracht zum 30. September 1919. Frauenfeld 1919 (in Kommission bei Huber u. Co.). 8°. VII und 243 S.

Festschrift, Adalbert Bezzenberger zum 14. April 1921 dargebracht von seinen Freunden und Schülern. Mit 41 Abb. im Text und 10 Tafeln. Göttingen 1921, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8°. 14 und 172 S. 42 Mk.

Der — für den Augenblick zum Glück teilweise wieder behobene — Raummangel dieser Zeitschrift hatte mich veranlaßt, meine Besprechung der Festgabe für Adolf Kaegi zurückzustellen. Nun liegen uns zwei Festschriften vor, die bekannten Sprachforschern zum siebzigsten Geburtstag dargebracht sind.

I. Die Festgabe für Kaegi, den langjährigen Vertreter der Indogermanistik an der Universität Bern, den schon jedem Gymnasiasten bekannten Verfasser der griechischen Schulgrammatik und der Uebungsbücher sowie Herausgeber des Benselerschen griechischen Wörterbuchs, ist geschmückt mit einem wohlgelungenen Bild des Jubilars und enthält hinter einer sehr stattlichen Gratulantenliste 20 Beiträge (5 von Sprachforschern, 7 von Indologen, 7 von klassischen Philologen und Theologen, 1 von einem Germanisten), dazu ein Sach-, Stellen- und Wortregister.

Den Reigen eröffnet Albert Debrunner mit Beobachtungen aus der Sprache eines Kindes. D. hat sich über die Sprache seines in Basel geborenen, dann in Zürich, später in Greifswald aufgezogenen Töchterchens von dessen 1. bis zum 6. Lebensjahr Aufzeichnungen gemacht, die zum Teil allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen. Ich hebe aus den Beispielen heraus die Falschbildungen, die durch die veränderte mundartliche Umgebung veranlaßt sind, S. 6: ›weil im Baselerdeutsch ›klein‹ als *gläi* gesprochen wird, im Züricherdeutsch aber *chläi,* wird für ›groß‹, das in beiden Sprachen *grōß* lautet, eine falsche Züricher Form *chrōß* gebildet. Interessant ist auch die Analogiebildung *gäner* für ›Geber‹ mit hiatustilgendem *n* von *gä* ›geben‹.

Eduard Schwyzer stellt mit Hilfe des Petersburger Wörterbuchs und des Bartholomäschen Lexikons die altindischen und altiranischen Wörter für ›gut‹ und ›böse‹ zusammen. Wenn es der einzige Zweck dieses Aufsatzes ist, durch arische Beispiele im all-

gemeinen bestätigt zu sehen, was Wundt über die Sprache und die sittlichen Vorstellungen im Eingang seiner Ethik[4] I 20—41 sagt, so mag die fleißige Sammlung dieses Ziel erreicht haben. Ich bin aber im Zweifel, ob eine Zusammenstellung der Bedeutungen fast ausschließlich mit Hilfe der beiden Lexika außer als Grundlage für spätere Forschung viel Wert hat. Hier kann m. E. nicht Etymologisieren, wie Sch. S. 24 meint, sondern nur tiefbohrende selbständige philologische Kleinarbeit weiterbringen, die zunächst genau auf die seit dem Erscheinen der beiden Wörterbücher erzielten Fortschritte aufzubauen wäre. Gerade die ethischen Begriffe sind — zumal in der Iranistik — ein scharf umstrittenes Gebiet, das erst durch Einzelforschung geklärt sein muß, ehe eine Zusammenfassung Aussicht auf bleibenden Erfolg haben kann.

Karl Brugmann sucht eine alte Etymologie von ἄνθρωπος wieder zu Ehren zu bringen. Das Wort hat schon viele Sprachforscher beschäftigt, hat aber immer noch keine endgiltige Deutung gefunden. B. hält es für eine ursprüngliche Kollektivbildung zu ἀνατρέφω in der Bedeutung ›heranwachsen lassen‹. Für die Bedeutung des Substantivs knüpft er an **leudt* ›wachsen‹ an und hebt die Verwendung von lat. *liberi* für 1 Kind hervor[1]). Mir scheint letzteres überzeugender als Wackernagels Erklärung des *liberi* ›Kinder‹ aus dem Munde des *pater familias,* für den es nur Sklaven und ›freie‹ Kinder gegeben habe (Vorlesungen über Syntax I 89); man darf nicht vergessen, daß in der Großfamilie im alten Rom außer dem pater familias (und den Sklaven) nicht nur Kinder vorhanden waren. Schwieriger scheint mir die lautliche Seite. Die verschiedene Stellung der Aspirata in ἄνθρωπος und ἀνατρέφω will B. durch Anlehnung an δρώψ und Wörter wie γοργωπός usw. erklären. Mir scheint da wegen der verschiedenen Stämme (ἄνθρωπος *o*-Stamm, δρώψ konsonantischer Stamm) die Brücke zu δρώψ zu fehlen; denn daß es einmal *ἄνθρωψ geheißen haben soll, ist aus der Luft gegriffen. Ehe ich aber an die Einwirkung der Wörter auf -ωπος wirklich glauben kann, würde ich gern dasjenige Wort genau angegeben sehen, das analogisch eingewirkt haben soll; γοργωπός z. B. wird es doch wohl nicht gewesen sein, ebenso wenig das erst seit Plato belegte ἀρρενωπός oder das von den Tragikern an geläufige σκυθρωπός, die obendrein samt und sonders in der Tonstelle von ἄνθρωπος abweichen. πρόσωπον hätte nur dann Einfluß haben können, wenn ἄνθρωπος früher einmal auch Neutrum war und irgend eine unbekannte Vermittlung die beiden Wörter in der Bedeutung verband. B. hätte, wenn er überzeugen wollte, die von Aly Glotta V 69 ff.

1) Der in der Anmerkung 2 auf S. 32 erwähnte Singular *Leut* ist auch in Coburgs ostfränkischer Mundart gebräuchlich.

hübsch aufgezählten Bildungen von ὤψ zugrunde legen sollen. Vielleicht hat er das darum nicht getan, weil die Uebersicht außer ἄνθρωπος nur πρόσωπον, μέτωπον, εἰσωπός als alt erkennen läßt. —

Außerordentlich lehrreich ist Jacob Wackernagels Aufsatz über einige lateinische und griechische Ableitungen aus den Verwandtschaftswörtern[1]), in dem er das Alter der verschiedenartigen Ableitungen und Bildungen zu *pater*, *mater*, *frater* in den beiden klassischen Sprachen zu ergründen unternimmt. Es deckt sich durchaus mit den Anschauungen, die wir bisher von der urindogermanischen Großfamilie gewonnen haben, daß es nicht nur neben πάτριος *patrius*, weil es ›dem Vater gehörig‹ bedeutete, die Frau aber keinen Besitz hatte, kein entsprechendes Adjektiv von μάτηρ, *mater* gab, sondern auch, daß zwar *patrimonium* ›väterliches Erbgut‹ bedeutete, nicht aber *matrimonium* ›mütterliches Erbgut‹, daß neben hom. πατρόθεν ein ματρόθεν erst von Pindar ab stand, daß man für *patria*, πατρίς, πάτρη ›Vaterland‹ nur auf Kreta infolge der dortigen vorgriechischen Anschauungen ματρίς sagte. Andrerseits ist *maternus*, als ein Stoffadjektivum, älter als das zunächst nur im Satzzusammenhang darauf gereimte *paternus*, genau so wie θεῖνος dem ἀνθρώπινος nachgebildet ist. Als Beweis für letzteres hätte W. Verbindungen wie GDI 5150_{34} Kret. πεδέχεν θίνων καὶ ἀνθρωπίνων anführen können. Offenbar richtig ist die Deutung von πατρυιός, das nicht etwa lat. *patruus* gleichzusetzen ist, sondern auf Analogie nach μητρυιός beruht, das seinerseits wieder die Maskulinform zu dem älteren μητρυιά ist. Die Begründung scheint mir in dem einen Punkt allerdings nicht stichhaltig zu sein. Der ›Oheim‹ konnte sehr wohl der ›Stiefvater‹ werden, allerdings nicht für einen Knaben, wohl aber für ein Mädchen, weil nicht nur die kinderlose, sondern auch die sohnlose Witwe ihres Mannes Bruder heiraten mußte. Weniger sicher ist die Erklärung des Wortes *vitricus* aus *vi-ptr-icus* (S. 47), für das die Quantität des ersten *i* durch die Schreibung *vItricus* CIL VI 24501, X 1273 gesichert scheint.

Keine Entscheidung wagt W. bei πατρῷος, von dem in ähnlicher Weise im Jonisch-Attischen das ältere πάτριος zurückgedrängt wird, wie es noch stärker dem lat. *patrius* gegenüber *paternus* ergeht. Sichtlich jünger ist πατρικός im Attischen, das sich zuerst in Verbindung mit φίλος, ξένος an die Stelle von πατρῷος setzt, ganz ähnlich wie im Lateinischen *paternus* für *patrius* am frühesten bei *amicus*, *hospes*, *servus* eintritt.

1) Darf ich diese Gelegenheit benutzen, um für meine Deutung von ai. *patnī* (Philol. Woch. 1922, 255) auf iran. *xšoiθnī* ›Herrin‹ zu av. *xsoito* (= *xšaēta*) sowie auf ai. *Indrāṇī* usw. hinzuweisen? (Vgl. Bartholomae Sitzber. Heidelb. Ak. 1920 II 28 ff., Whitney Ind. Grammatik² § 1223, 1176 b).

In dem Abschnitt über φράτρα, φάτρα hätte es sich verlohnt, die Belege aus den verschiedenen Mundarten zu sammeln. Ich habe φράτρα zur Hand aus Hibeh Papyr. I 158 ff., Keil und Premerstein, Reise in Lydien, Denkschr. Wien. Ak. LIV N. 147, φάτρα aus Argos Glotta X 219; φρήτρα belegt W. Schulze Z. Gymn.-Wes. XLVII 161. Die von W. S. 55 erwähnte Dissimilation aus Neapel ist anderer Art: auf der Inschrift GDI 5272 steht nicht φήτραρχος, sondern φρήταρχος neben φρητρία. Daß πάτρα ›Vaterssippe‹ nach φράτρα gebildet sein muß, sehe ich nicht ein. Wenn das Wort von Haus aus ›Gesamtheit der Väter‹ hieß, so konnte daraus sehr leicht ›Vorfahren des Vaters, Geschlecht des Vaters, Sippe des Vaters‹ werden. Mir scheint übrigens für N 354 wie besonders für Herodot IX 76, 8 auch die Bedeutung ›Name des Vaters‹ im Bereich der Möglichkeiten zu liegen so, wie man in Rußland sich beim Kennenlernen nach Namen und Vatersnamen erkundigt. Auch darin bin ich im Zweifel, ob πάτρα ›Vaterland‹ wirklich ein anderes Wort als πάτρα ›Vaterssippe‹ und im Aeolischen aus πατρία entstanden ist. Für ὄπατρος mag die Herleitung aus ὀπάτριος eher zutreffen. Wenn übrigens in den mit ἀνήρ gebildeten Eigennamen seit alters -ανδρος neben -ηνωρ an zweiter Stelle zu finden ist, so scheint mir der häufige Wechsel in der Stellung der Glieder der Eigennamen zu einem Ἀνδρο- leicht ein -ανδρος geschaffen haben zu können. — Zu μήτρα· ὁ κλῆρος war die Hesychglosse ἐρεσιμήτρην· γεωμετρίαν heranzuziehen, die Hoffmann in der Festschrift für Bezzenberger 82 behandelt hat.

Einen Beitrag zur litauischen Wortgeographie steuert Max Niedermann in einer Studie über den Namen des ›Storches‹ bei. Bei den mangelhaften lexikalischen Hilfsmitteln des Litauischen ist es selbstverständlich, wie N. selber sehr gut weiß, nicht möglich, nach Art der Wortgeographen unter den Romanisten zu arbeiten. Immerhin ist es N. gelungen, sechs verschiedene mehr oder weniger verbreitete Formen nachzuweisen, die er zugleich auch etymologisch bearbeitet: 1. *gandras*, aus dem lett. *gandrs* stammt; Lehnwort aus nd. *Ganter*; 2. *garnys*, urverwandt mit *Kranich*; 3. *gužas*, retrograde Bildung aus *gužutis*, das zu *guž-* ›kauern‹ gehört; 4. *starkas* aus lett. *stàrķis*, das aus nd. *Stork* entlehnt ist; 5. *stërkus* aus russ. *sterk*; 6. *busilas* zu poln. *busel*. Ein lit. *gagalas* ›Storch‹ gibt es nicht, das Wort bedeutet ›Enterich‹. Mit Ausnahme der Herleitung bei 1 und 3 aus *Ganter* und *guž-* scheinen mir diese Darlegungen überzeugend. Die Anregungen verdienen den Dank der Indogermanisten.

Der Amerikaner Charles R. Lanman knüpft an eine launige Reminiszenz aus der mit dem Jubilar verbrachten Tübinger Studentenzeit eine kleine Untersuchung über die Bezeichnung *mūrdhanya*. In-

dem er sich der Max Müllerschen Bedeutung ›Gaumendach‹, engl. ›dome (of the palate)‹ anschließt, gelangt er zu der Uebersetzung ›domal‹, der wir im Deutschen nichts Entsprechendes entgegensetzen können. Wir werden also wohl vorläufig weiter bei dem allerdings recht törichten Ausdruck ›cerebral‹ bleiben müssen.

Karl Geldner verfolgt in dankenswerter Weise eine bislang noch recht vernachlässigte Spracherscheinung, die Worthaplologie, im Rigveda und weiß damit allerlei neue Deutungen zu geben. — Alfred Hillebrandt behandelt in einem seiner Schrift über Kālidāsa entnommenen Kapitel diesen indischen Dramatiker als Kunstdichter im Sinn der indischen Poetik. — Eduard Müller-Heß verfolgt die Geschichte von Mahosadha und Amarā durch verschiedene Rezensionen hindurch. — Julius Jolly erörtert das altindische Vorkaufsrecht, wobei auch für die Chronologie etwas abfällt. Wenn von dem Vorkaufsrecht der Nachbarn die Rede ist, so scheint mir das in Zusammenhang mit der Großfamilie und ihrer Ausbreitung zu einem Dorf zu stehen. — Emil Abegg bespricht indische Traumtheorien, Ernst Kuhn die zigeunerischen Nomina auf *-o* und *-i*.

Mit den syntaktischen Bemerkungen zu griechischen Inschriften von Otto Schultheß beginnt die Reihe der griechischen Beiträge. S. untersucht ungewöhnliche Stellungen von ἄν und Fut. bei ἐάν. Ueber griechische Wortstellung wissen wir allerdings noch viel zu wenig; aber so kümmerlich, wie S. es S. 158 hinstellt, ist es denn doch nicht, vgl. die Angaben bei Brugmann-Thumb 658. — Ernst Howald liefert Betrachtungen zur Theognissammlung. — Peter Von der Mühl spricht über Epikurs Κύριαι δόξαι und Demokrit. — Paul Schmiedel gibt einige Konjekturen zum Neuen Testament. — Ludwig Köhler erörtert Septuaginta-Eigennamen und ihre Entartung. Er möge mir (zu S. 182) erlauben, das Interesse auch der Sprachforscher an diesen Dingen anzumelden. — Jean-Jacques Heß untersucht χαλαμίτης ›Magnetnadel‹ auf seine Herkunft und findet sie in der Verwendung eines Halms zum Schwimmen.

Otto Waser berichtet vom Flußgott Jordan und andern Personifikationen. — Einen höchst interessanten Ausflug in die schweizerdeutsche Namenbildung unternimmt Albert Bachmann. Das heutige pluralische *-i(n)g(a)*, z. B. *Welfinga* ›Leute mit dem Namen Welf‹ verfolgt er durch die Mundarten und Zeiten und gelangt zu dem Ergebnis, daß es auf einen Kollektivtypus auf *-ingōz* zurückgeht, wozu die Ortsnamen auf *-ingen* einen Dativ darstellen. Die Geschlechtsnamen auf *-ing* sind teils erst aus diesem Plural gebildet, teils enthalten sie auch den alten Singular zu *-ingen*. Es wäre interessant zu erfahren, in welchem Zusammenhang damit die Namen auf *-ing*, *-ingen* in Deutschland stehen.

II. Auch die Nachkriegszeit hat uns eine Festschrift für einen Sprachforscher geschenkt, für einen Sprachforscher allerdings, dessen wissenschaftliche Tätigkeit mit gleicher Liebe auch die Arbeit mit dem Spaten umfaßt. So sind die Beiträge zu der Festgabe für Adalbert Bezzenberger besonders von Sprachforschern und Archäologen gleichmäßig beigesteuert, ein beredtes Zeugnis für die Vielseitigkeit der Interessen des siebzigjährigen Jubilars. Hierfür zeugt auch die Gratulantenliste, an deren Spitze der Name Hindenburgs prangt; sie umfaßt auf acht Seiten nicht nur die Namen vieler bekannter Gelehrten des In- und des Auslandes, sondern auch sonst Namen von vielerlei hervorragenden Persönlichkeiten, zumeist Ostpreußens. Die Liste würde ebenso wie die zu Ehren Kaegis länger geworden sein, wenn alle Verehrer der Jubilare von den Veranstaltern der Festgaben benachrichtigt worden wären. — Die Armut unserer Zeit hat es mit sich gebracht, daß in dieser zweiten Festschrift jeder Beitrag nur noch ein paar Seiten umspannen durfte. Um so höher ist es zu veranschlagen, daß dem Band nicht nur ein Bildnis Bezzenbergers nach einer Radierung Heinrich Wolffs in Königsberg beigegeben ist, sondern daß auch Vignetten aus der Hand von Gertrud Lerbs in Königsberg sinngemäß den vielgestaltigen Inhalt begleiten.

Die Mehrzahl der Beiträge kann ich nur aufzählen, da ihr Inhalt außerhalb meiner Studien liegt. Max Ebert bespricht einen Spät-La Tène-Depotfund in Sprindt, Bruno Ehrlich seine Ausgrabungen am Schloßberg in Rajgrad in Polen, Alfred Götze ein goldenes Diadem der Völkerwanderungszeit, Alfred Hackman eine baltische Sprossenfibel aus Finnland, Felix Peiser die Trinkhornränder des von Bezzenberger zur Blüte gebrachten Prussiamuseums. Oscar Almgren vergleicht den schwedischen Brauch, dem Hochzeitspaar zwei große Bäume aufzurichten, die auf einer volkstümlichen Wandmalerei auf einem Schlitten gezogen werden, mit dem Baumschiff auf schwedischen Felsenzeichnungen und deutet den Baum als Symbol der Fruchtbarkeit. — Oscar Montelius weist aus Funden in der Weichselgegend schwedische Wanderungen dorthin im dritten Jahrtausend v. Chr. nach und bringt sie mit den Zügen der Goten zusammen, die sich dann weiter nach Südrußland ausdehnten, um dort die Runenschrift anzunehmen und sie nach dem Norden zu bringen. — Hubert Schmidt stellt einen Bronzezierrat, der einen Bärenkopf zeigt, zu ähnlichen Schmuckbronzen in dem Permer Bezirk. — Carl Schuchhardt bespricht einen kleinen Fund wendischer Keramik, der auf das Jahr 810 n. Chr. genau datierbar ist. — Karl Stadie berichtet von den Steinzeitdörfern der Zedmar, den bedeutendsten steinzeitlichen Fundplätzen des deutschen Ostens; auf die Hirschhorn-

hammeräxte und die Hirschhornhacke der älteren Zeit wie auf das jüngere Pfahldorf sei besonders hingewiesen. — Ernst von Stern beweist gegen Schuchhardt, daß in Südrußland die Leichen in prämykenischer Kultur verbrannt wurden. — Walter Wreszinski deutet die Tempeltürme in Mesopotamien als Grabbauten. — Zur Geschichte des alten Preußens liefert Christian Krollmann einen Beitrag in dem Nachweis der Bedeutung Lübecks für die Aufschließung des preußischen Landes. — Schmerzvolle Erinnerungen weckt Richard Dethlefsen mit seiner Sammlung ostpreußischer Glockeninschriften. Wir sind dem Verf. dankbar für das viele Interessante, das er einer bisher ganz vernachlässigten Quelle entlockt hat. Er hat für Ostpreußen damit mancherlei Nachrichten vor dem Untergang gerettet, den die Not des Vaterlandes veranlaßte. Die wertvollen Glocken selber auszuscheiden, hat Bezzenberger persönlich mit gewirkt.

Der Rest der Beiträge ist philologischen und sprachwissenschaftlichen Inhalts. Richard Garbe deutet die Jungfrau von Pohjola in der finnischen Kalewala als das Polarlicht. — Albert Grünwedel führt mit der tibetischen Uebersetzung von Kālidāsas Meghadūta in den fernen Osten. — Vratoslav Jagić bringt eine schon im Arch. slav. Phil. XI 304 vorgetragene Verbesserung einer Stelle in einer altkroatischen Chronik in Erinnerung. — Karl Meister schlägt vor, im Prolog der Asinaria des Plautus statt *huic nomen Graecae Onagost fabulae* zu lesen: *huic Graece nomen Onagrost fabulae.* Obwohl seine scharfe Scheidung zwischen ›Eselführer‹ und ›Eseltreiber‹ fast auf eine Spitzfindigkeit hinausläuft, da der ›Eselführer‹ das Tier zugleich ›treibt‹ und ἄγω auch bei Tieren gebraucht wird wie Ψ 596 ἦ ρα καὶ ἵππον ἄγων μεγαθύμου Νέστορος υἱὸς ἐν χείρεσσι τίθει Μενελάου, mag doch die auf besserer Ueberlieferung beruhende Lesung *Onagrost* ebenso wie die Umstellung nach Trinummus 18 zur Vermeidung des Hiatus richtig sein. Die Form ὄναργος ›Wildesel‹ hat M. durch Σύαγρος (Herodot VII 153) ›Wildschwein‹ gut gestützt.

Mehrere Beiträge steuern neue Etymologien oder Verbesserungen alter bei: Hermann Collitz reißt sicher mit Recht lat. *saeculum* von *sēmen* los und erklärt es aus **kšaitlom* (wobei ihm *š* für das sonst geläufigere *þ* dient), um es dem aind. *kṣetram*, av. *šōiϑra-*, kymr. *hoedl* ›Leben‹ gleichzusetzen. Dabei macht außer *kš* = *s* die Bedeutung Schwierigkeiten, da die arischen Wörter einen Wohnsitz bedeuten. Collitz leitet das Wort von **kšī* = ai. *kṣi*, vgl. lat. *situs*, ab und konstruiert als idg. Bedeutung: 1. ›Ansiedelung‹, 2. ›Gesamtheit der Ansiedler‹; er hätte dabei auf aind. *dhāman* und lat. *familia* s. Schrader, Reallexikon ² 292 hinweisen können. Trotz der Schwierigkeiten ist es verlockend, dieser Etymologie zu trauen, denn mit ihr

wäre vielleicht ein wichtiger alter Terminus technicus gefunden. Darauf läßt die avestische Bedeutung schließen. Im Avestischen haben wir genaue Termini für Stamm, Geschlecht, Sippe usw. und die ihnen zukommenden Sitze, die wie *xēl* = av. *xvaētu* nach Andreas' Forschungen zum Teil im Afghanischen noch fortleben. Ich hoffe auf diese Dinge ein andermal zurückkommen zu können.

Otto Hoffmann legt vier Wortdeutungen vor. Zuerst beschäftigt er sich mit ἄνθρωπος, dessen Deutung als ›Aufwuchs‹ (Brugmann in der Kaegifestschrift) ihm unbekannt geblieben war. Mit Recht wohl weist er solche Etymologien wie die Günterts zurück, die an ἀνήρ ›Mann‹ anknüpfen, da zwischen ›Mann‹ und ›Mensch‹ ein Unterschied ist; der ›Bartmann‹ im besonderen wird vermutlich nicht gerade die allgemeine Bedeutung ›Mensch‹ bekommen haben. Häufiger scheint die Bedeutungsveränderung den umgekehrten Weg einzuschlagen wie bei unserm *Mann*, frz. *homme*. Hoffmann selber geht davon aus, daß zwischen Mensch und Haustier ein Unterschied im Leben vorhanden ist, daß nur der Mensch konvergierende Sehaxen hat, darum sei es natürlich, den Menschen danach benannt zu sehen. Dahin gelangt er wirklich mit einem doppelten Salto mortale. Er zerlegt ἀνθρ-ωπος ›auf ein Ziel blickend‹. ἀνθρ- soll aus ἀν- für ἁμ-, eine sonst unbekannte Nebenform von ἁ- und ἅμα (wie ἀν ›an‹ neben ἀ- und ἀνα-[εδνος]), und -θρ- zu ai. *dhar*, ἐναποθέρομαι· ἐνδέχομαι zusammengesetzt sein. Zu diesem -θρ- stellt er auch ἀθρόος ›vereint‹. Man muß demnach, um mit H. gehen zu können, erst die Etymologie von ἀθρόος anerkennen: ›auf eins haltend‹. Unmittelbar überzeugend ist sie nicht, aber möglich. Daß von *$s\partial_2m$- im Griechischen nur in ἄνθρωπος ein Rest übrig ist, macht das Ganze auch nicht wahrscheinlicher. Zu seinen Gunsten hätte H. noch anführen können, daß ἀθρέω die besondre Bedeutung hat ›beobachte mit Aufmerksamkeit‹. — Nr. 2 behandelt ἐπίξενος· ἐπιχθόνιος und erklärt unter Hinweis auf andre Fälle mundartlicher Entwicklung von χθ > ξ, φθ > ψ das Wort gewiß richtig als ἐπί-χθενος im Ablaut zu χθών. — Bei dem dritten Wort hat H. wieder weniger Glück gehabt. Er trennt ταρχύω ›bestatte‹ von ταρῑχεύω ›balsamiere ein‹ wegen des ῑ und verknüpft es mit τέρχανον· πένθος und στέρχανα· περίδειπνον, also eigentlich ›Leichenschmauß‹, und weiter mit τορχάζειν· εἰς (ση)κοὺς κατακλείειν τὰ βοσκήματα. So erschließt er ein (σ)τερχ- ›einschließen‹ nämlich in die Grabhöhle, für das er eine Anknüpfung in andern Sprachen nicht zu geben vermag. Ich kann da nicht mitgehen. Den Sprung von τορχάζειν zu den andern Wörtern kann ich nicht ohne weiteres mitmachen. Wenn aber das Wort von auswärts doch kein Licht erhält, wenn somit die Möglichkeit einer Entlehnung nahe gerückt ist, dann braucht man sich

an dem ῑ von ταρῑχεύω nicht mehr zu stoßen. Mir ist es viel wahrscheinlicher, daß wir es bei ταρχύω in der Tat mit einem Fremdwort aus der ägäischen Kultur zu tun haben. Ob die von H. mit herangezogenen Wörter τέρχανον, στέρχανα auch zu unserm Wort gehören, ist schwer zu entscheiden. — Nr. 4 zieht die Hesychglosse ἐρεσιμήτρην· γεωμετρίαν ans Tageslicht. In μήτρη haben wir einen der erwünschten Belege für ē in der Wurzelsilbe dieses Wortes im Griechischen. H. hätte an das von Wackernagel Kaegifestgabe 56 behandelte μήτρα anknüpfen sollen, ἐρεσι wird zu ἔρεζε gestellt, wird aber als erstes Stück eines Kompositums kaum Dativ sein; H. denkt daher an eine Bildung wie ἑλκεσίπεπλος und erblickt darum in ἐρεσι- das zum Konkretum gewordene Verbalabstraktum (vgl. κτῆσις ›Besitz, Habe‹) zu einer Wurzel *er-, *ere-, die er, einen Gedanken Ficks weiterverfolgend, in lit. ìrti ›sich trennen‹, ἔρημος ›einsam‹, eigentlich ›abgetrennt‹ wiederfindet und der er die Bedeutung ›trennen‹ gibt. Obwohl auch χῶρος neben χῆρος steht, geht mir auch hier die Phantasie etwas zu weit. Wenn es darauf ankäme, könnte man übrigens auch ἀρόω ›pflüge‹ zu einem *er, *ere ›trennen‹ stellen. Sollte nicht die Verbindung von ἐρεσι- mit ἔρας falsch sein? — Dann wäre es möglich, an μήτρα· ὁ κλῆρος anzuknüpfen und ἐρεσίμητρος als ›Grundstücke trennend‹ aufzufassen, bei ἐρεσιμήτρη wäre τέχνη hinzuzudenken.

Paul Kretschmer sucht der Etymologie des umbr. *Grabovius* beizukommen. Daß es zu slav. *grabъ* ›Hainbuche‹ und dem hinter γράβιον steckenden makedon. *γρᾶβος ›Eiche‹ gehört, dem sich die illyr. Namen Γρᾶβος, Γράβων anschließen, ist nicht ganz unwahrscheinlich. Auch daß es wegen des *b* wie wegen des Wechsels von *C-* und *G-* in der neuumbrischen Schreibung als Fremdwort illyrischer Japuden gelten soll, die sich in Umbrien festgesetzt hätten, läßt sich hören. Das umbrische *Japusco, Jabuscom* erweist sich übrigens als Fremdwort nicht nur wegen der Unsicherheit in *p*, *b*, sondern auch wegen der nichtumbrischen Behandlung des *d* (**Japudisco-*). Mullers Versuch IF XXXVII 208, daraus die umbrische Silbentrennung zu erkennen, ist also jedenfalls verfehlt. *Grabovius* als ›Eichengott‹ wird von K. mit Recht lit. *Perkúnas* und dem phryg. Ζεὺς Βαγαῖος gleichgesetzt; daß letzteres wegen des γ nicht echtphrygisch sein kann, sei nebenbei bemerkt, vgl. meine Besprechung der tocharischen Sprachreste KZ L 303 f.

Walther Prellwitz geht die mit θεσ- beginnenden homerischen Wörter durch und glaubt zu unumstößlichen Ergebnissen gelangt zu sein, wenn er in θεσ den Genetiv von **dhēs* ›Schöpfer‹ sieht, der in θέσφατος von -φατος, in θεσπέσιος von der Postposition πέτι, in θέσπις von der Postposition πί, in θέσκελος ebenfalls von einer Postposition

abhängig sei, die als *σκελέ zu *Schuld* oder als *κελέ zu κέλομαι gehören soll. Die Etymologie von ϑέσκελος scheint mir ganz unannehmbar. Aber auch bei den andern wird einem reichlich viel zugemutet. Von den Postpositionen πέτι und πί haben wir sonst gar keine Proben; auch der Genetiv zu **dhēs* ist sehr kühn.

Reinhold Trautmann beschäftigt sich mit vier baltisch-slavischen Wörtern. Ostlit. *leñtas* stellt er zu d. *lind*, lat. *lentus*; ostlit. *stũburas* ›Pfosten‹ zu serbokroat. *stùbar* ›Säule‹, d. *Stubben* usw. Wenn er für lett. *gùws* ›Kuh‹ und ai. *gāvī* Herleitung aus **gu̯ōu̯ī* ablehnt, hätte er Streitbergs Darlegungen Zur german. Sprachgeschichte 59 nicht übersehen sollen. Für das Wort ›Ameise‹ weist T. aus dem Slavischen ein **morviji* und ein **morvъ* nach.

Dem Baltischen entnimmt sein Thema Georg Gerullis, der aus der Ueberlieferung und den Namen wahrscheinlich zu machen versteht, daß die Sudauer, ein Teil der Jatwinger an der Süd- und Ostgrenze des Preußenlandes, entweder einen preußischen Dialekt oder eine dem Preußischen näher als dem Litauisch-Lettischen stehende Sprache hatten [vgl. Altpr. Ortsn. 272, Būgà-Kalba in Sen. 78 f.].

Wilhelm Schulze hat einen hübschen Beitrag aus dem Altbulgarischen beigesteuert. Er weist nach, daß *otъvrěšti* ›wegwerfen‹ in der Orthographie des *ъ* von *otvrěsti* ›öffnen‹ im Zographensis durchweg, im Marianus, Euch., Cloz. mit einer Ausnahme usw. geschieden, daß *otъ-vrěšti*, aber *o-tvrèsti* abgeteilt wird. Den Unterschied hat sichtlich das etymologische Bewußtsein veranlaßt. In *o-tvrèsti* bedeutet die Silbenbrechung in der Schrift offenbar auch die Trennung in der Aussprache, ein interessantes Zeugnis für den seltnen Silbenanlaut *tu̯r-*.

Aus der Feder Friedrich Bechtels stammen drei kleine Beiträge zur Kenntnis der griechischen Dialekte. Daß die Behandlung des anlautenden *ϝō̆-* im Böotischen nur durch ϑια-ωρίαν geklärt werde, beruht auf einem Irrtum. Daß in dieser Mundart *ϝō̆-* zu *ō̆-* geworden ist, hatte längst Thumb IF IX 313 aus ὀφείλετη usw. geschlossen, wie ganz mit Recht J. Schmidt KZ XXXIII 455 ff. wegen Ὀφέλανδρος das Korinthische zu den Mundarten mit *ϝō̆ > ō̆* gestellt hatte, während das von Bechtel mit so großer Bestimmtheit ebenfalls dazu gerechnete Kyprische vermutlich ebenso mundartlich gespalten sein dürfte wie das Böotische und das Arkadische, s. meine Ausführungen Philol. Wochenschrift 1922 393 f. in der Besprechung von Bechtels Griech. Dial. I. So wie böot. ϑια-ωρίαν gegen den Verlust des *ϝ* vor *ō̆* in Anspruch genommen wird und Solmsen, Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre 186 in πρωροξ ein nicht so sicheres Beispiel dafür geliefert hatte, wird man nicht mit Bechtel nur ϑεαοροί aus dem arkadischen Orchomenos anführen dürfen. Wie ich NGG 1919, 143 ff.

gezeigt habe, ist die Verschmelzung von ϝ- mit ὄ vermutlich ein Stück achäischer Sprache. Daß auch das Lakonische hieran teilgenommen hat, habe ich daselbst zurückgewiesen. Das baut sich nun alles sehr gut zusammen. ϝοφλε̄κόσι aus Mantineia enthält in dem ϝ- dorisches Gut, ὀφέλλονσι gegenüber ϑεαοροί in Orchomenos dagegen achäisches. Daß gerade Orchomenos reich an Achäismen ist, wird immer deutlicher. Zuerst hatte das Danielsson IF XXXV 105 Anm. 3 wegen des λλ in ὀφέλλονσι ausgesprochen, ich habe dann den Verlust des ϝ- vor ὄ hinzugefügt; die während des Krieges hinzugekommene Form ἔκριννᾰν liefert den dritten Beleg, vgl. Philol. Wochenschrift. Die Geminaten in ἔκριννᾰν, ὀφέλλονσι spricht auch Bechtel in seinem zweiten Aufsätzchen als Achäismen an, da er die Ersatzdehnung besonders in Tegea, das übrigens ὀφλέν hat, gegenüberstellt. Das Merkwürdige aber ist, daß auch noch eine dritte Entwicklung vorliegt: einfacher Konsonant ohne Ersatzdehnung. Bechtel sieht darin eine Entwicklung aus der Geminata. Damit wird er recht haben. Die Vereinfachung geht aber, woran Hiller v. Gaertringen KZL 12 durch seine Frage besonders erinnert, viel weiter. Wir haben es vermutlich mit Allegro- und Lentoformen zu tun, wie ich in meinem Buch über die Silbenbildung angedeutet habe, ohne aber das Problem, das seine Konsequenzen bis zum Neugriechischen zeigt, zu einer völligen Lösung zu bringen. — In seinem dritten Aufsätzchen weist B. auf die kretische Form προστακώτος hin und verwendet sie zu einer wichtigen Schlußfolgerung für Homer. Die den Homerphilologen des Altertums geläufigen Formen des Part. Perf. mit langem ō in den obliquen Formen waren keine Erfindungen, um den Homertext metrisch in Ordnung zu bringen, sondern entstammten gleich den ebenso gebildeten gotischen Formen der lebendigen Sprache.

Endlich liefert Edward Schröder den Nachweis, daß der Gotenbischof den Namen *Ulfila* ohne *w*- führte, wie er bei seinem Zeitgenossen und Schüler Auxentius heißt.

Göttingen. Eduard Hermann.

Charles E. Bennett, professor of Latin in Cornell University, Syntax of early Latin, vol. II, The Cases. Boston, Allyn and Bacon (Leipzig, Th. Stauffer) 1914. IV, 409 S.

Die Besprechung dieses zweiten Bandes, der die Kasussyntax enthält (der abschließende dritte steht noch aus), kommt spät, doch nicht zu spät, da unsere Not in absehbarer Zeit uns nicht einmal einen eigenen neuen Holtze, geschweige eine wirkliche altlateinische Syntax bringen wird. Was der Philologe bei Bennett findet, richtiger nicht

findet, hat in diesen Anzeigen kein Geringerer als Leo zum ersten Band musterhaft knapp und klar hervorgehoben. Hier bietet der vorliegende Band Verbesserungen, die freilich nicht tief gehen. Ennius und Lucilius sind ja jetzt nach Vahlen und Marx zitiert; das führte aber nicht dazu, auch den wertvollen Kommentar des letzteren einzusehen, sonst stünde Lucil. 775 *agite, fures, mendaci argutamini* <*lingua* ergänzt Mx.> nicht auf S. 89 unter den verba iudicialia: *argutari*, wenn richtig überliefert, kann als Ableitung von *argutus* nur ›schwatzen‹ oder dgl. bedeuten. Die Argumente zu Plautus werden immer noch zitiert, z. B. S. 299 Poen. Arg. 6 *eum furto alligat*, noch dazu mit falscher Einordnung. Die plautinische Interpolationenforschung, über die jetzt gut, doch lange nicht abschließend die Berliner Diss. von Steinthal, de interpol. Plaut. 1918, unterrichtet, erscheint kaum einmal berücksichtigt, und doch ist sie von ungeheurem Wert für die scharfe Erfassung der gewordenen wie insbesondere der vor unseren Augen sich erst vollziehenden Sprachtatsachen. So hat das auf S. 182 gebuchte *studiosus* c. dat. Plautus sicher nicht verbrochen (vgl. Steinthal 28 f.), auch der einzige Fall *vae te* Asin. 481 neben sonstigem Dativ steht in einer interpolierten Partie. Ueberraschen muß ferner, daß ein seit Jahren in der amerikanischen syntaktischen Forschung an führender Stelle stehender Forscher wie B. maßgebende deutsche Arbeiten des öfteren nicht berücksichtigt — kaum zum Vorteil, denn gerade die Teile des Buches sind die weitaus besten, die sich auf brauchbare einschlägige Vorarbeiten stützen, so die Behandlung des sympathetischen Dativs nach Havers oder des Wackernagelschen *ī*-Präverbale. Aber die Werke eines so tüchtigen und längst nicht veralteten Forschers wie Langen über Plautus sind kaum je herangezogen; man vergleiche z. B. die zwei spärlichen Belege für *praevorto(r)* c. dat. auf S. 130 mit der zusammenfassenden Behandlung bei Langen, Beiträge 78 ff., der immerhin einige Ordnung in die bunte Vielfältigkeit der plautinischen Verwendung gebracht hat, im einzelnen doch wohl zu schematisch: so will er *serio* Amph. 921 *si quid dixi per iocum, id te serio praevortier* als Adverb, nicht als Dat. des Subst. fassen, wogegen schon die ganz parallele Fassung Poen. 1321 *si quid per iocum dixi, nolito in serium convertere* spricht, *praevortier* ist wohl aktiv zu fassen = *praevortere*, vgl. meine Diss. de verb. depon. 21 f.

Doch der Schlüssel zur Beurteilung des Werkes liegt im Grundsätzlichen. Eine altlateinische Syntax von heute muß vor allem zwei Anforderungen genügen, einmal nach rückwärts die Vorgeschichte der Erscheinungen ins Italische und Indogermanische verfolgen, und die voll blühenden, die bereits erstarrenden, die absterbenden Kategorien

von einander sondern, zum andern die Ergebnisse der altlateinischen Syntax fruchtbar machen für die Entwicklung der Gesamtsyntax, in dem raschen Fluß der Erscheinungen die großen Linien des gesetzmäßigen Verlaufes erkennen und bloßlegen. Beides hängt eng zusammen: wer nicht das Alte im Neuen klar erfaßt, der wird auch nicht das werdende Neue aus dem bestehenden Alten herauszuschälen und so das Zukunftsreiche von dem sprachgeschichtlich Episodischen zu scheiden verstehen. Im ersten Punkt versagt das vorliegende Werk — wie übrigens alle landläufigen Abrisse, Lindsay vielleicht ausgenommen — so ziemlich, trotz der hübschen und gut orientierenden, wenn auch meist eklektischen Bemerkungen über die Grundbedeutung der Kasus und dgl. Es ist wohl kein Zufall, daß der Abl. ›mensurae‹ trotz Amph. 55 *isdem versibus*, Trin. 345 *totidem litteris* als eigene Rubrik nicht vertreten ist: es fehlt auch der nach Ausweis der Flexion besonders altertümliche Abl. *pondo* ›an Gewicht‹, z. B. Pseud. 816 *libram pondo diluont.* Auch der aus dem Abl. modi frühzeitig losgelöste Abl. *numero* ›zur rechten Zeit‹ und ›allzufrüh‹ ist nicht verzeichnet. Von dem bereits indogermanischen temporalen Genitiv ›des Nachts‹, der in dem *si nox furtum faxit* der 12 Tafeln vorliegt, aber zu des Lucilius Zeit bereits völlig papieren ist, wie sein *media nox* zeigt, erfahren wir nichts; jedenfalls war er, trotz *dius* nach der Solmsenschen Deutung, im einzelsprachlichen Latein nicht mehr produktiv, da sein Gegenstück stets *luci* heißt, vgl. besonders Enn. ann. 431 *si luci, si nox* (Wackernagel, Ind. Forsch. 31, 251 f.). Richtig ist S. 36 nach dem Vorgang von Lindsay *parum* = *parvum* c. gen. durch die entsprechende Verwendung von *parva res* bei Plautus illustriert. Will man aber starre und mechanisierte Syntax nicht völlig trennen von der im Fluß befindlichen und, wie geboten, herüber und hinüber die Fäden ziehen, dann ist z. B. auch *satis*, das weiter nichts ist als erstarrter Nominativ eines Verbalabstraktums auf *-tis* (ähnlich ist *affatim* losgelöst aus Prototypen, deren einer noch vorliegt in *usque ad fatim* Poen. 134), nicht zu trennen von den Genitiven nach *satias satietas*, die S. 63 unter der Masse der objektiven Genitive verschwinden; die Abundanz in Poen. 215 *neque eis ulla ornandi satis satietas est*, die bei einem Schriftsteller wie Plautus genau so etymologisch verwertbar ist wie in *nemo homo*, das S. 22 dem *nemost hominum* des Terenz gegenüberzustellen war, u. ä., kann wenigstens theoretisch die Brücke zwischen den beiden Konstruktionen bilden. Wie wichtig die Klarlegung der Wurzeln eines Sprachtypus für dessen Verständnis ist, möge die Behandlung des ›proleptischen‹ Akkusativs 222 ff. zeigen. Hier vermittelt die Anordnung nach den Verben nur halbe Erkenntnis, auch fehlen Grenzfälle, die diese laxe Syntax vul-

gärer Uebung ins rechte Licht rücken, so Trin. 236 *amoris artis eloquar quemadmodum expediant* oder Amph. 399 *tu me alienabis numquam quin noster siem* ganz parallel gebaut zum vorausgehenden *tu me ... numquam facies quin sim Sosia.* Um eine genetische Ausbreitung des Typus zu gewinnen, war vielmehr die Art der untergeordneten Sätze zu untersuchen: mit *ecquid* usw., *ut, quemadmodum, quin, an* usw., und als Querschnitte die Geschichte ganzer Wendungen zu geben: *flocci facio,* danach *aestimo,* u. a. Wer den Bau von Merc. 483 *responde quo leto censes me ut peream potissimum* neben den von Trin. 992 *si te flocci facio an periisses prius* hält, der wird über die merkwürdig kurzsichtige Verdächtigung durch C. F. W. Müller, Rhein. Mus. 54, 395 hinwegsehen. Auszugehen wird sein von Fällen wie *illam aspice: ut placide accubat* oder *viden tu hunc: quam inimico vultu intuetur!* Hier gestattet die bloße Interpunktion die Herkunft aus der ursprünglichen Parataxe sicherzustellen; das ist wichtig für die Entstehung des Typus, da Paul, Prinzipien[4] S. 166 (danach neuerdings Kroll, Synt. im altspr. Unt. S. 6, s. dagegen meine Bemerkungen in d. Wien. Bl. f. a. U.), für die Masse der Fälle schwerlich richtig, mit der beliebten Kontamination zweier Ausdrucksweisen rechnet, obwohl damit im einzelnen vielfach nicht mehr auszukommen ist. Die Wurzelung der Erscheinung in der primitiven Syntax der Beiordnung erklärt es vielmehr auch, weshalb in dem strafferen Satzbau der logisch durchdachten und durchgebildeten Syntax der guten Zeiten wenig Platz für sie ist: darf man z. B. für *facio* der Vollständigkeit der Liste im Thesaur. VI 114, 83 ff. einigermaßen trauen (ein paar von Löfstedt gebuchte Fälle, so aus Chiron, fehlen allerdings), so ist die Uebung außerhalb der Komödie ganz selten und vulgär (danach allerdings wieder reich entwickelt im Altromanischen) geblieben; einmal ist es ein Gräzismus der Bibel.

Günstiger sind wir daran für Sprachentwicklungen, die sich von Anfang bis Ende vor unseren Augen abspielen; hier genügt auf die Dauer keine bloße zahlenmäßige Buchung, auch der Thesaurus hat einen guten Teil seines Zwecks verfehlt, wenn er nicht auch von dem sprachlichen Bearbeiter einzelner Epochen für Ausblicke nach vorne ständig herangezogen wird. Um eins der neuerdings vielerörterten Probleme herauszugreifen, den Gen. des Sachbetreffs, so ist (was freilich auch nach B., von Raabe, nicht geschehen ist) die Kristallisierung von einem Grundstock aus zu zeigen: daß z. B. die Reihe *capitis perdere* und *comitia habere* (Plaut.) *diem dicere* (Lucil.) *damnare* (Cic.) nicht nur eine chronologische, sondern auch eine genealogische Folge darstellt, ist klar, ebenso *iniuriarum inducere* (Plaut.) *dicam scribere* (Ter.) *agere* (Rhet. Her.) *damnare* (Cic.), vgl. ferner

furti adstringere (Plaut.) *adligare* (Ter.) *agere* (Rhet. Her.) *damnare* (Val. Max.); auch das erst Ciceronische *reus capitis* ist bereits vorgebildet durch Plaut. Trin. 961 *si capitis res sit,* Ter. Phorm. 631 *capitis ei res agitur.* Bei gleichzeitigem Auftreten derselben Konstruktion bei sinnverwandten Verben hält es schwerer, das syntaktische Stemma im einzelnen genau festzustellen, das ist aber dort unerheblich, wo eine pullulatio von Sproßwendungen innerhalb einer individuell und zeitlich ganz eng begrenzten Sphäre vorliegt. So ist die S. 280 ff. im Separativus verschwindende ganze Ablativgruppe nach *circumduco eluo emungo* (ἀπομύττω!) *intervorto mulco tango tondeo attondeo* (Bacch. 1094, danach auch *eludo* Argum. Curc. 2), alles burleske Abwandlungen des Begriffes ›exuo, spolio‹, so gut wie ausschließlich auf die Komödie beschränkt. Für das ganz seltene *communico* c. abl. Mil. 51, für das auch der Thes. nur ein einziges spätlateinisches Gegenstück hat, war S. 299 die Analogie von *participo* sowie von *dono impertio,* die zu Unrecht anderwärts untergebracht sind, hervorzuheben. Besonders wichtig, aber noch nirgends ernstlich durchgeführt ist das Prinzip der Analogie bei der Frage der Transitivierung von ursprünglichen Intransitiven; hier darf der gelegentlich getriebene Mißbrauch nicht abhalten, dieses wertvolle Instrument der Erklärung stetig zu verfeinern und auszubauen. So war S. 208 ff. festzustellen, daß *abutor* im Gegensatz zum Simplex im ganzen Altlatein, offenbar nach *ab-, consumo,* den Akk. in der Alleinherschaft zeigt, erst seit Cicero wird aus *utor* wieder der Abl. eingeführt; ähnlich ist *devito* bereits bei Plaut. transitiv, während das Simplex *vitare* ›einem aus dem Wege gehen‹ seiner Etymologie entsprechend noch den alten Dativ bewahrt. Für das *avorsabuntur semper vos* des Ennius habe ich schon Ind. Forsch. Anz. 28, 68 die Analogie von *vitare, odisse* verantwortlich gemacht; Vergil hat danach georg. 3, 499 *fontes avertitur* gewagt, wofür bei den landläufigen Erklärern wieder einmal der Spuk des Gräzismus herhalten muß. Für die Phrase *te condono* ist wohl *absolvo* maßgebend gewesen, wie für trans. *exire* des Terenz, das Plautus trotz dem Ambros. Mil. 1432 noch nicht kennt, *relinquere.* Während *convenire aliquem* nach *visere, visitare* allgemein durchgedrungen ist, ist *colloqui aliquem* (vgl. *alloqui, interrogare*; dazu auch elliptisch *te volo* Trin. 516 und sonst) nach Ausweis des Thes. III 1653, 75 ff. so gut wie ganz auf das Altlatein beschränkt geblieben; diese Struktur hat jetzt eine überraschende Aufklärung und schlagende Parallele, die auch die transitivierende Wirkung von *con-* ins rechte Licht rückt, durch das Umgangsdeutsche *einen sprechen* gefunden, seitdem Kern, Paul und Braunes Beitr. 41 (1916) 511 festgestellt hat, daß der Akkusativ im Altdeutschen zunächst nur bei *gespreken* im

Sinn von ›einen anreden, mit einem eine Unterredung haben‹ gebräuchlich war und erst dann auch auf das Simplex *spreken* übertragen wurde. Die transitive Verwendung von *oro* muß man bei B. an nicht weniger als vier Stellen zusammensuchen, dabei sind nicht einmal die Bedeutungen ›sprechen‹ und ›bitten‹ auseinandergehalten, geschweige eine Herleitung versucht trotz der eingehenden, in Einzelheiten allerdings verfehlten Monographie von Heerdegen, Semasiol. Unters. III; daß ich weniger den Einfluß des terminativen Kompositums *exorare* ›einen bereden‹ als die Einwirkung von *precari* heranziehen möchte, habe ich bereits a. O. 68 ausgesprochen, vgl. als Zwischenstufen das *te oro per precem* (›einen bittweise sprechen‹) des Plautus und das *tecum precibus orat* des Ennius. Mit derselben Methode kann man wohl auch der nach *amare* erfolgten Transitivierung von *deperire aliquem* ›in einen sterblich verliebt sein‹ beikommen, zu dem das nur Plautinische *demoritur te* offenbar nur ein Gelegenheitsklische ist (ähnlich noch *eam ut sim implicitus* Merc. 14 gegen die Hrsg. mit dem vereinten Zeugnis der Plautushss. und des Nonius): auch hier begegnet noch der Abl. *amore* in *is amore ... hanc deperit mulierculam* Cist. 131 u. ö., *amore eum haec perditast* Cist. 132.

Es kann nicht zufällig sein, daß die sprachpsychologische Erfassung und Auswertung der Tatsachen lateinischer Sprachgeschichte selbst in so ausgezeichneten Werken wie Pauls Prinzipien oder bei Brugmann und Delbrück merkwürdig dürftig ist: sie alle beziehen ihr Material aus Dräger, bestenfalls aus Einzelarbeiten altmodischen Zuschnittes. Auch die vorliegende Darstellung bewegt sich noch fast ganz in dieser Welt, wo Deskription und Zahlen alles bedeuten. Nun ist ja Statistik, sofern sie den Blick für das Wesentliche festhält, ein nützlich Ding, wenn sie daneben nicht bloß positiv, sondern auch negativ ist, d. h. wenn sie die karge Summe des Vorhandenen stets mit dem variablen x des zufällig Unbelegten multipliziert. Sie kann aber ein Hemmnis des Fortschritts werden, wenn sie glaubt und mit Erfolg andere glauben macht, jenseits des durch Maß und Zahl mechanisch Erfaßbaren liege kein abbaufähiges Feld mehr für die Wissenschaft. So ist es bezeichnend, daß das bekannte σχῆμα καθ' ὅλον καὶ κατὰ μέρος, ganz im Einklang mit den Feststellungen von Schmalz, Synt.[4] S. 359 A. 1, nirgends auch nur erwähnt wird, trotzdem bereits Brugmann, Indog. Forsch. 27, 121 ff. diesen Sonderfall psychologisch geklärt und in die sonstigen Verwendungsweisen des Akk. eingereiht hat. In einer kommenden Syntax muß das unter dem Kapitel ›Syntaktische Gliederungsverschiebung infolge Erstarrung ursprünglich appositiver Verhältnisse‹ in einen weit größeren Zusammenhang gestellt werden: die doppelten Dative in *mihi animo* (danach auch Pseud. 953

credo, animo malest aedibus), Cas. 387 *quis mihi subveniet tergo aut capiti aut cruribus*, die doppelten Nominative *maxima pars morem hunc homines habent* (vgl. CORP. XI 3807 *municipes omnis ordo*), die Synesis bei *quisque*, die doppelten Abl. wie *dextera digitis rationem computat* Mil. 204, die Fälle wie *ad prandium ad se, domum ad se* u. a., die C. F. W. Müller gesammelt hat, ja selbst die Mechanisierung adverbieller Akkusative wie *magnam partem, partim, plerumque* (vgl. CORP. IV 1291 *da fridam pusillum*) u. a. m. gehören hierher.

Ein paar von anderer Seite unberührte Einzelheiten seien herausgegriffen, wie sie folgen. S. 22 *mille cum numero navium* Bacch. 928 ›mit einem Tausend, an Zahl, von Schiffen‹ ist keine Durchbrechung der Regel, daß Plautus *mille* nur als Substantiv gebraucht; auch *mille modis* Trin. 263 ist keine Gegeninstanz, da Kompositum vorliegt wie in *mirimodis omnimodis*. — S. 25 waren die Fälle mit persönlichem Genitiv wie *nescio quid viri sis* Poen. 856, *quid tu hominis es* Ter. Haut. 848 (ebenso *quid hoc hominis* Eun. 546 usw., die fälschlich auf S. 31 stehen), *quid mulieris uxorem habes* Hec. 643 usf. herauszuheben; das sind doch sicher sekundäre Weiterwucherungen dieses partitiven Genitivs, der einmal im Zusammenhang auf sein autochthones Wachstum geprüft werden muß, um sein Gebrauchsbereich gegen den konkurrierenden Genitiv der Rubrik festzulegen. — S. 34 war Rud. 683 *nisi quid re praesidium apparas* nicht anzuzweifeln. — Der von Vahlen z. St. als Kontamination genügend gewürdigte Konstruktionswechsel Enn. ann. 235 *mensam sermonesque suos rerumque suarum comiter impertit* wird S. 35 grundlos verdächtigt; auch Phorm. 709 *ante brumam autem novi negoti incipere* (so schon Plaut. Most. 1017) ist völlig einwandfrei, wie Hauler nach dem Vorgang von Leo richtig gesehen hat; nur braucht man daneben auch nicht entfernt aus *incipere* die Einwirkung eines synonymen *initium facere* zu entnehmen, es liegt einfach eine Loslösung und Weiterwucherung eines so häufig verwendeten Partitivus, wie es *negoti* ist, vor; ganz ebenso der auch durch häufiges *quod boni* eine besondere Entwicklungsbreite verratende Genitiv *boni*: Poen. 641 *boni de nostro tibi nec ferimus nec damus*. — Andr. 70 *commigravit huc viciniae* enthält nicht einen Gen. des geteilten Ganzen (S. 37), sondern nur eine mechanische Uebertragung aus *hic viciniae*, wo *viciniae* Lokativ ist. — S. 50 ff. ist die Abgrenzung des gen. subi. und poss. nicht restlos gelungen; im einzelnen ist z. B. *ventorum flamina* unter dem subjektiven, *ventorum animae* unter dem possessiven Gen. gebucht, *servi officium* steht gar unter beiden S. 45. 54 (wie z. B. auch *indigere* c. gen. S. 100, wo allein richtig, und S. 92). Die Gleichwertigkeit von Gen. und Adj. in Caecil. com. 85 *noxa muliebris est magis quam viri* war hervorzuheben und zu verfolgen.

Unter dem Gen. obi. S. 62 fehlt z. B. *pax:* Poen. 254 *quae ad deum pacem oportet esse* (andere Stellen S. 76) sowie *vitium* in der Bedt. ›vitiatio‹, die Plautus noch nicht kennt: Eun. 722 *neque de vitio virginis.* — *dignus* c. gen. war S. 83 nicht zu halten, da sonst nicht vor Ciceros Zeit belegt und durch die Etymologie von *dignus* für die alte Zeit widerraten: *non ego sum salute dignus* haben Trin. 1153 richtig die Plautushss., nur Nonius liest *dignus salutis,* was lediglich Lindsay, bezeichnenderweise aber doch mit der Wortstellung der Plautusüberlieferung, akzeptiert. — S. 84 war der formal wichtige Typus *amans fugitans gerens imprudens persequens* usw. c. gen. herauszuheben, ebenso der Gen. der Rubrik in Capt. 264 *quarum rerum ... falsiloquom,* Amph. 105 *liber harum rerum* u. a. m. Unter *vacivus* (S. 87) ist zu berichtigen, daß Plautus nur die Form *vocivos* kennt (Abraham, stud. Pl. 184 f.); *vacuus* c. abl. Merc. 983 a und *vacivom virium* Bacch. 154 sind interpoliert, s. jetzt Steinthal, de interpol. Pl. p. 28. — In Fällen wie *qui me tui miserere postules* (S. 91) liegt unpersönliches *miseret* vor. Ebda. fehlt *repleo* c. gen. Poen. 701, während die von Leo z. St. gleichfalls hierhergezogenen Merc. 795. Poen. 1290 wohl wirkliche Ablative enthalten. — S. 116: Stich. 279 *ripisque superat atque abundat pectus laetitia meum* ist *ripis* Abl., nicht Dat., wie schon das nebenstehende *abundat* zeigt, das übrigens S. 351 trotz dieser Stelle und Truc. 569 aus Plautus nicht belegt wird. — S. 128 ff. fehlt z. B. Lucil. 1095 *oculisque involem* (Plaut. und Ter. noch *in oculos*), *suppeto* (Asin. 56 u. s. o.), *suppedito* (Trin. 1119), *supterduco* (Asin. 278). — Die Trennung des sympathetischen Dativs S. 134 ff. von dem ethischen 146 ff. und dem separativen 148 ff. ist im einzelnen wenig glücklich durchgeführt; bei letzterem vermißt man z. B. Capt. 902. 915 *ut ego collos praetruncabo legoribus,* Merc. 308 *decide collum stanti,* während Acc. trag. 48 *dicta factis discrepant* wegen der Alternation Cic. fin. 2, 96 *facta eius cum dictis discrepare* den Dativ von dem Oppositum *concordo* bezogen haben wird. Unter 150 ff. vermißt man eine Rubrik ›dat. incommodi‹, so bei *mentior* (daneben *advorsum* Mil. 1080) *sycophantor (oc)calleo* Pseud. 136. Asin. 419, *quid tu mihi tristis es* Men. 607, *statuite exemplum impudenti* Rud. 620. Auch Amph. 817 *quid ego tibi deliqui* gehört, da es mit *erga* wechselt, hierher, nicht unter den Dat. ethicus; etwas anders *mihi peccat* Ter. Ad. 116. Selbst so wichtige Fälle wie des Ennius *lumina sis oculis bonus Ancus reliquit,* über die kurz und gut Norden, Enn. und Verg. 46[2] das Nötige gesagt hat, kommen in dieser mechanischen Zusammenstellung nicht unter. — Brauchbar ist die Liste 166 ff. über den dat. agentis, doch ist eine Reihe von Punkten, so das Ueberwiegen der Pronomina, die Abgrenzung gegen die rein adjektivische Wertung der *to*-Partizipien und

die Seltenheit der finiten Formen, erst durch eine Geschichte der Konstruktion im ganzen Latein abschließend zu klären. In letzterer Beziehung scheinen meist Konzinnitätsrücksichten mitzuspielen, vgl. den spätlat. Fall Hier. c. Joh. 4 *Palaestinae interrogaris et respondes Aegypto.* — S. 185 fehlt u. a. *memoriae interpretari* Epid. 552. Mißverständlich ist die Rubrik ›Dat. mit Adverbien‹, da hier der Dat. nicht vom Adverbium abhängt, sondern Einfluß der Synonyma vorliegt: *contra asistere* hat den Dat. nach *resistere* usw., anderseits gibt es einen Dativ der feindlichen Richtung, der von dem oben berührten ›dat. incommodi‹ kaum zu trennen ist, auch ohne solche Adverbia, vgl. Rud. 734 *tun ... mihi audes inclementer dicere,* Curc. 539 *ne te mi facias ferocem.* — Ergänzungsbedürftig ist S. 197 ff. die Liste des Akk. des inneren Objekts, es fehlt z. B. *statim stant signa* Amph. 276 (vgl. Bacch. 640 As. 712), *magna moenit moenia* in einem interpolierten Vers Mil. 228, selbst Grenzfälle wie Mil. 700 *sermones serat,* die zu Asin. 506 *ubi piem Pietatem* hinüberführen, vermißt man so ungern wie den abundant wirkenden Sondertypus Curc. 540 *redditum ut reddam tibi,* Capt. 441 *hunc inventum inveni,* vgl. noch Rud. 1338 *testem te testor mihi.* — Für trans. *studere* S. 216 hat Heraeus, Archiv Lex. 15, 561 gezeigt, daß der Ausgangspunkt *id, nil studere* ist, danach erst das allerdings schon bei Plautus vorliegende *has res.* — S. 217 ff. ist nachzutragen Trin. 446 *meas res inrides,* Lucil. 610 *pectus inrigarier.* — Wertlos ist die Einteilung beim Akk. der Raumerstreckung S. 229 ff. nach den Subst. im Akk., statt nach den Adj. *altus crassus latus longus* bz. der freieren Zuordnung zu den Verben; wie soll man sich so zu den Ursprüngen der Konstruktion zurückfinden? Auch die Adverbia *alte longe* (*pedem* etc.) waren gesondert zu stellen, da sie, wie der Thes. für *alte* zeigt, den späteren Ersatz durch den Gen. nicht mitgemacht haben, wohl wegen ihres von Anfang an engeren Gebrauchsbereichs. — Die Behandlung der Richtungsakkusative *domum rus exilium* usw. 230 ff. läßt die ursprünglichen Muster dieses beschränkten und absterbenden Typus kaum hervortreten. Daß die auch morphologisch eng zusammengeschlossenen *infitias exequias suppetias ire* sämtlich diesen Akk., nicht den des inneren Objekts enthalten, habe ich anderwärts zu zeigen versucht; sie lassen sich samt *pessum ire, venum dare* u. ä. am besten in die produktive Gruppe der Supina auf *-um* nach Richtungsverben einschalten. — *hoc primum te absolvo* Men. 780 (S. 247) enthält den Abl. separationis, nicht Akk.; umgekehrt ist die Klarlegung der alten Formel *id te Juppiter prohibessit* durch Norden, Rhein. Mus. 49, 202 als Separativus ›von dir‹, die ja durchaus nicht an Amph. 1051 zu scheitern braucht, dem Verf. leider entgangen. — S. 258 wäre etwas

zu sagen gewesen über die ›adverbialen‹ Akk. *insanum bene*, *nimium* neben *nimio*, *alias res*, *ceterum cetera*, *tertium quartum* usw.; ungenügend präzisiert ist *quod* = ob quod, *id*, *idem hoc* (Amph. 165) nur nach Verben der Bewegung. — Der einzige Acc. ›graecus‹ unserer Periode *perculsi pectora Poeni* ist wahrscheinlich unennianisch, darüber zuletzt Norden, Enn. und Verg. 79 A. — Besonders lückenhaft, nicht befriedigend abgegrenzt und das Herauswachsen aus den Funktionen des Instrumentalis nicht ersehen lassend ist die Behandlung des Abl. der begleitenden Umstände 301 ff., modi 306 ff., causae 312 ff.; beim ersten vermißt man z. B. *bono publico* Capt. 499 u. ö., *dispendio* Men. 485, *praesidio* Rud. 693, *tuo vestimento et cibo* Truc. 137, beim zweiten *exitiis* Bacch. 1093, *fallaciis* Capt. 678, *fiducia* Poen. 1209, *nomine* Asin. 454, *necessitate* = ›necessario‹ Pers. 382 u. a., beim letzten ist z. B. *fame* gebucht, nicht aber die danach gebildeten *ieiunitate inedia siti algu*, ferner fehlt *consuetudine compressu cura dictis duritia lassitudine nausea odore* (Capt. 608) *potando* (Rud. 361) *puerperio vetustate*, um nur einige plautinische Fälle zu erwähnen. Zu der Liste des abl. instrumenti S. 325 ff. habe ich gar über 100 Nachträge notiert, die ich hier nicht vorlegen kann. Eine Ausbreitung des Typus ist ja ohnedies aus B. nicht zu gewinnen, wie sie beispielsweise die Reihen *verbis eloqui eripere evocare expedire*, *oculis cernere circumvisere prospicere spectare videre*, *usu capere facere ferre ostentare vincere*, *pugnis caedere con-obtundere*, *paucis e-proloqui audire auscultare attingere percontari* usw. ermöglichen würden.

Für viele weitere Einzelheiten ist hier nicht mehr der Raum, es ändert nichts am Gesamturteil. Daß das vorliegende Werk das Ideal, wie es den vereinten Anforderungen der Philologen und der Sprachforscher entspricht, nicht erfüllt, darf nicht wundernehmen, eher vielleicht, daß es doch in manchen Punkten etwas unter der Linie billiger Ansprüche bleibt. Wie die Dinge liegen, werden wir das Buch eifrig, ja selbst mit Dank benützen, ohne dabei je zu vergessen, daß es zur Erreichung jenes Ideals nicht nur vieler entsagungsvoller weiterer Einzelforschung bedarf, sondern vor allem der souveränen Zusammenfassung in der Hand eines die großen Linien der Entwicklung klar überschauenden und ins bunte Bild der lateinischen Gesamtsyntax widerspruchslos einzeichnenden Synthetikers.

München. J. B. Hofmann.

Aage Friis, Den danske Regering og Nordslesvigs Genforening med Danmark. En historisk Fremstilling. 1. Bd.: Artikel V.s Tilblivelse og Forhandlingeren om dens Udførelse 1864—1868. København, Henrik Koppels Forlag, 1921. 459 S.

Aage Friis, Det nordslesvigske Spørgsmaal 1864—1879. Aktstykker og Breve til Belysning af den danske Regerings Politik. Paa Udenrigsministeriets Foranstaltning udgivet. 1. Bd.: Fra Efteraaret 1864 til Marts 1868. Ebd. 1921. 839 S.

Andreas Frederik Kriegers Dagbøger 1848—1880. Paa Carlsbergfondets Bekostning udg. af **Elise Koppel**, **Aage Friis**, **P. Munch.** 1. Bd.: 1.—10. Bog. 1. Jan. 1848—Nov. 1858. 2. Bd.: 11.—18. Bog. 15. Nov. 1858—2. Dez. 1863. 3. Bd.: 19.—21. Bog. 3. Dez. 1863—31. Juli 1866. 4. Bd.: 22.—26. Bog. 1. Aug. 1866—12. Juni 1870. København, Gyldendalske Boghandel, 1920—21. XIV u. 355, 365, 387, 387 S.

Nachdem die nordschleswigsche Frage, die seit dem Wiener Frieden 1864 im Brennpunkt der dänischen Außenpolitik gestanden hatte, durch die auf Grund des Versailler Friedens vorgenommene Volksabstimmung in Schleswig eine Lösung gefunden hatte, die den seit Aufnahme des bekannten Artikels V in den Prager Frieden gehegten dänischen Hoffnungen und Wünschen entsprach, hat sich die dänische Regierung entschlossen, die Akten, die über ihre Nordschleswigpolitik seit 1864 Aufschluß geben, zu veröffentlichen. Bisher war unsere Kenntnis der dänischen Politik, die nach dem Verlust der Elbherzogtümer auf die Gewinnung eines Teiles des ehemaligen Herzogtums Schleswig gerichtet war, recht lückenhaft. Sie beruhte, abgesehen von Zeitungsnachrichten, deren Zuverlässigkeit im einzelnen nicht immer festzustellen war, im wesentlichen auf der Darstellung, die Jules Hansen über seine Tätigkeit im Interesse seines Vaterlandes und später im Dienste der französischen Diplomatie gegeben hatte [1]), und auf dem vom französischen Außenministerium herausgegebenen großen Quellenwerk [2]) über die Entstehung des deutsch-französischen Krieges 1870/71, für die Entstehung des Artikels V auf der zur Hauptsache auf französische Akten gegründeten Untersuchung [3]) Franz v. Jessens. Die Wissenschaft wird daher der dänischen Regierung für ihren Entschluß, die dänischen amtlichen Akten vorzulegen, nicht dankbar genug sein können; denn der Gewinn, den die historische Forschung aus ihnen zu ziehen vermag, ist so bedeutend, daß man es nur lebhaft bedauern

1) Les coulisses de la diplomatie. Quinze ans à l'étranger (1864—1879). Paris 1880. — In dänischer Ausgabe: Femten Aar i Udlandet 1864—1879. Kjøbenhavn 1880.

2) Les origines diplomatiques de la guerre Franco-Allemande de 1870—71.

3) L'intervention de la France dans la question du Slesvig du Nord. Paris 1919. — In dänischer Ausgabe: Frankrig og § 5. Kjøbenhavn 1919.

kann, daß die von deutscher Seite in Aussicht gestellte Publikation der preußisch-deutschen Akten immer noch nicht erschienen ist.

Mit der Herausgabe der Akten hat die dänische Regierung einen ihrer bedeutendsten Gelehrten beauftragt, den bekannten dänischen Historiker Aage Friis, dessen Name als Geschichtsforscher auch außerhalb Dänemarks einen guten Klang besitzt. Gleichzeitig mit dieser Ausgabe hat Friis eine Darstellung veröffentlicht, die dem gleichen Gegenstand gewidmet ist und sich in erster Linie auf die von ihm zusammengestellte Aktensammlung stützt.

Diese, von der bisher nur der erste umfangreiche Band vorliegt, wird die Zeit vom Wiener Frieden 1864 bis zur Bekanntgabe der Aufhebung des Artikels V des Prager Friedens im Jahre 1879 umfassen, den Zeitraum, in dem sich die dänische Regierung auf Grund des Artikels V um eine Vereinigung Nordschleswigs mit Dänemark bemühte. Die Aktensammlung ist auf breitester Grundlage angelegt. Sie enthält nicht nur die wichtigsten offiziellen Aktenstücke: die ministeriellen Gutachten, die Vorstellungen an den König, die Instruktionen für die dänischen Gesandten und ihre Berichte, die die von der Regierung amtlich unternommenen Schritte erkennen lassen, sondern daneben eine reiche Fülle privater Briefe der führenden Persönlichkeiten, im vorliegenden ersten Band vor allem aus dem Briefwechsel zwischen dem Minister des Aeußern Graf Frijs, dem Direktor im Außenministerium Vedel und dem dänischen Gesandten in Berlin, Kammerherrn Quaade, die für das Verständnis der den offiziellen Akten zugrunde liegenden Erwägungen und Gesichtspunkte und daher für die Beurteilung der dänischen Politik von größtem Wert sind. Außerdem konnte die Sammlung durch Aktenstücke aus den Archivbeständen des österreichischen und schwedischen Außenministeriums ergänzt werden. Sie werden im zweiten Bande Aufnahme finden, während die von dem Herausgeber im Archiv des französischen Ministeriums des Aeußern benutzten Akten mit Rücksicht auf das von der französischen Regierung herausgegebene Quellenwerk ganz ausgeschieden sind. Dagegen waren die preußisch-deutschen und englischen Akten Friis verschlossen, erstere, weil die deutsche Regierung selbst eine Ausgabe der betreffenden Akten beabsichtigt, letztere, weil die Akten im englischen Auswärtigen Amt nach 1870 überhaupt nicht zugänglich sind.

Neben den in dieser Sammlung vereinigten Aktenstücken und Briefen hat Friis für seine Darstellung eine große Menge ungedruckten Quellenmaterials verarbeitet, das in die Aktensammlung nicht aufgenommen werden konnte, außer den früher erwähnten Akten aus den Archiven des französischen, schwedischen und österreichischen Außenministeriums Briefe und Aufzeichnungen aus Privatarchiven und

mündliche Mitteilungen von verschiedenen Seiten, vor allem aber den reichen Stoff, den die von Friis zusammen mit Elise Koppel und P. Munch herausgegebenen Tagebücher Kriegers enthalten. Andreas Friedrich Krieger (1817—1893), der während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als einer der Führer der nationalliberalen Bewegung im politischen Leben Dänemarks eine hervorragende Rolle spielte, hat außer einer umfassenden Briefsammlung, die sich heute im Reichsarchiv in Kopenhagen befindet, eine stattliche Zahl zusammenhängender Tagebücher hinterlassen, die von Anfang 1848 bis 24. Juli 1880 reichen und für die dänische Geschichte in diesem Zeitraum eine Quelle von einzigartiger Bedeutung bilden. Durch seine vielseitige amtliche Tätigkeit [1]), seine politische Wirksamkeit in führender Stellung und seine ausgedehnten persönlichen Beziehungen im In- und Ausland erschlossen sich ihm Quellen von seltener Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit: Staatsratsprotokolle, ministerielle und diplomatische Papiere, offizielle und private Korrespondenzen und mündliche Mitteilungen. Aus ihnen schöpfte Krieger seine Kenntnisse, die er in seinen Tagebüchern [2]) niederlegte.

Auf dieser breiten quellenmäßigen Grundlage ruht das Bild, das Friis in der auf zwei Bände berechneten Darstellung der Nordschleswigpolitik der dänischen Regierung seit 1864 gezeichnet hat. Der Verfasser schildert hier nur eine einzelne Seite der Geschichte der nordschleswigschen Frage: die Bestrebungen der dänischen Regierung, den dänischen Teil des Herzogtums Schleswig zu gewinnen. Alles, was außerhalb dieses Zieles liegt, wird als bekannt vorausgesetzt [3]). Die einzelnen Abschnitte des Nationalitätenkampfs in Nordschleswig wie auch wichtige Fragen der preußischen Politik in Nordschleswig (Wehr-

1) 1855 wurde Krieger Departementschef im Schleswigschen Ministerium, 1856—59 Mitglied von Andræs und Halls erstem Ministerium, zuerst als Minister des Innern, später als Finanzminister; 1864 war er einer der dänischen Vertreter auf der Londoner Konferenz, 1870—74 Mitglied des Holsteinschen Ministeriums, zunächst als Justizminister, dann als Finanzminister.

2) Die Ausgabe der Tagebücher, von der bisher vier Bände, die bis zum 12. Juni 1870 reichen, vorliegen, ist auf sechs bis sieben Bände berechnet. Der Schlußband wird außer dem Personen- und Sachregister und andern die Benutzung erleichternden Hilfsmitteln die notwendigen sachlichen Erklärungen und besondere Untersuchungen zu einzelnen Punkten enthalten. Für Friis' Darstellung der dänischen Nordschleswigpolitik seit 1864 kommen von den bisher veröffentlichten Bänden der dritte (3. Dez. 1863—31. Juli 1866) und der vierte (1. Aug. 1866 bis 12. Juni 1870) in Frage.

3) Friis verweist hierfür auf das bekannte Buch von Mackeprang: Nordslesvig 1864—1909, København 1910, das freilich als völlig objektive Darstellung nicht anerkannt werden kann. Das Buch ist auch in deutscher Ausgabe, Jena 1910, erschienen.

pflicht, Ausweisungen, Behandlung der Optanten usw.), die sehr stark auf die Stimmung in Dänemark zurückwirkten, sollen in der Darstellung nur soweit berücksichtigt werden, als sie auf die Erwägungen und Handlungen der Regierung Einfluß gehabt haben. Der erste Band führt die Darstellung bis zum März 1868, dem Zeitpunkt, als die zwischen Preußen und Dänemark geführten Verhandlungen über die Ausführung des Artikels V aufhörten. Der zweite Band soll die späteren Versuche, Nordschleswig zu gewinnen, schildern, die dänische Politik im Jahre 1870 und die Aufhebung des Artikels V im Jahre 1878[1]) mit den sich anschließenden Verhandlungen.

Die Darstellung zeigt alle Vorzüge der Friisschen Geschichtsschreibung, wie wir sie vor allem aus seinem großen Bernstorffwerk kennen: klar und anschaulich entwickelt Friis die für die leitenden Männer maßgebenden Gesichtspunkte und die von ihnen zur Erreichung des gesteckten Zieles unternommenen Schritte. Nur bisweilen verleitet ihn die Fülle des Stoffes zu einer den Gesamteindruck störenden Breite, so namentlich, wenn er die von Männern wie Blixen Finecke und Claus Molzen auf eigene Rechnung und ohne amtlichen Auftrag entfaltete Tätigkeit, die der Regierung manche Sorge bereitete, ohne sie in ihrer Handlungsweise zu beeinflussen, ausführlich schildert. Wenn auch das Werk im ganzen als eine Rechtfertigung der dänischen Regierungspolitik Nordschleswig gegenüber zu bewerten ist, so tritt doch das eigene Urteil des Verfassers sehr stark zurück. Entsprechend dem bekannten Rankeschen Wort: »Ich will nur zeigen, wie es eigentlich gewesen«, das als Motto dem Werk vorangestellt ist, läßt Friis in ausgedehntem Maße die Quellen für sich sprechen. Die Darstellung ist demnach mehr referierend als reflektierend. Besonders reizvoll ist die Zeichnung der Männer, die nach 1864 die auswärtigen Geschicke Dänemarks leiteten. Wie in seinen früheren Werken beobachten wir auch hier wieder die ausgezeichnete Befähigung des Verfassers, sich in die Psyche der Persönlichkeiten zu versetzen und ihr Bild lebensvoll und anschaulich zu gestalten, sowohl in ihrer amtlichen Wirksamkeit, als auch als Menschen. Das trifft neben der Schilderung von Männern wie des gewissenhaften und im Urteil nüchternen Kammerherrn Quaade, des dänischen Gesandten in Berlin, oder des mit besonderer Vorliebe gezeichneten Jules Hansen vor allem zu auf die ausführliche Charakteristik des Grafen Frijs-Frijsenborg, der von November 1865 bis 1870 die volle Verantwortung für die dänische Außenpolitik trug, nicht nur dem Namen nach wie seine Nachfolger, unter

1) Vgl. dazu die Abhandlung von Friis, Ophævelsen af Pragfredens Artikel V. In: Tilskueren 1921, S. 106—118. — In deutscher Uebersetzung in: Historische Zeitschrift Bd. 125, S. 45—62.

denen Vedel, der Direktor im Außenministerium und Frijs' bester Mitarbeiter, der eigentliche Leiter wurde. Von dem harmonischen Zusammenarbeiten dieser beiden grundverschiedenen, aber sich gegenseitig aufs glücklichste ergänzenden Männer geben ein schönes Zeugnis die zahlreichen in der Aktensammlung mitgeteilten Briefe. Frijs und Vedel haben die Grundlinien der dänischen Nordschleswigpolitik, die bis zum Jahre 1914 inne gehalten wurden, festgelegt.

Das Ziel dieser Politik war ein scharfer und bewußter Bruch mit der Vergangenheit. Den ersten schleswigschen Krieg hatte man in der Absicht geführt, das ganze Herzogtum Schleswig ungeteilt mit dem dänischen Königreich aufs engste zu verknüpfen. Der Gedanke einer Teilung, der bereits Anfang der dreißiger Jahre erörtert wurde und den Großmächten 1848 als die beste Lösung der schleswigschen Frage erschien, war bis zum Jahre 1864 in Dänemark auf den schärfsten Widerstand gestoßen. Noch während der Londoner Konferenz 1864 war eine Teilung des Herzogtums auf Grund des Nationalitätsprinzips, für die sich vor allem Napoleon III. einsetzte und der Bismarck im Prinzip zustimmte, an dem Verhalten der dänischen Regierung gescheitert. Historische und rechtliche Gesichtspunkte hatten bisher in weit höherem Maße als nationale Erwägungen das Ziel des Kampfes bedingt. Jetzt aber, nach dem für Dänemark unglücklichen Ausgang des Krieges, macht sich auf dänischer Seite sehr schnell, nachdem die niedergedrückte Stimmung infolge der Niederlage gewichen war, eine völlige Frontveränderung bemerkbar. Erst seitdem das ganze Schleswig verloren war, richteten sich die Augen des Volkes und der Regierung auf den Teil des Herzogtums, wo die Bevölkerung, abgesehen von den Städten, fast rein dänisch war. Die schleswigsche Frage wurde so zur nordschleswigschen. Friis läßt es unentschieden, inwieweit diese Richtungsänderung der dänischen Politik auf der Resignation gegenüber den tatsächlichen Machtverhältnissen beruhte oder ob in ihr die mehr oder minder klare Erkenntnis zum Ausdruck kam, daß das Programm der Eiderdänen ebenso wie die Gesamtstaatspolitik nicht nur nicht durchführbar war, sondern auch mit dem nationalen Recht im Widerspruch stand. Wie dem auch sein mag, für die amtliche dänische Politik wurde der Gedanke der Teilung des Herzogtums nach der Gesinnungsgrenze der allein maßgebende, so wie Graf Frijs diesen Standpunkt in einer vertraulichen Instruktion für Vedel im November 1867 aussprach: ›Es ist selbstverständlich, daß wir nur wünschen können, das wiederzubekommen, was der Gesinnung nach dänisch ist, aber auch den wesentlichsten Teil dessen, das dänisch ist, verlangen müssen, sowohl mit Rücksicht auf das Königreich wie auf den dänischen Teil von Schleswig‹ (Akten I, 621). Selbst Bluhme,

der Vorgänger des Grafen Frijs, der vor dem Wiener Frieden als Gesamtstaatsmann für eine Personalunion der Herzogtümer mit Dänemark eingetreten war, erkannte im Januar 1865, daß »eine Wiedererwerbung der Herzogtümer, sei es in der Form einer Personalunion oder in der Form dieser Lösung in Verbindung mit einer Teilung Schleswigs, zum mindesten augenblicklich, völlig außerhalb der Grenze der Möglichkeiten liegt« (Akten I, 5), und erklärte, wenn auch sicherlich innerlich widerstrebend, Ende August nach dem Gasteiner Vertrag, daß »das historische Recht und alle anderen berechtigten Gesichtspunkte vor dem Nationalitätsprinzip weichen müßten« (Akten I, 34). Wie der König Christian IX. innerlich zu der Sache stand, wissen wir nicht, da des Königs und des Prinzen Hans Papiere vorläufig unzugänglich sind. Doch hält Friis es für nicht unwahrscheinlich, daß Christian IX. auch noch nach dem Wiener Frieden die Hoffnungen auf eine Personalunion nicht aufgegeben hatte, wenn auch andererseits kein Zeugnis dafür vorliegt, daß er der von Bluhme und Frijs festgelegten Politik Schwierigkeiten bereitet oder auch nur Einwendungen gegen sie erhoben hat.

Wenn so die dänische Regierung, Bluhme zwar anfangs zögernd und nicht ohne Bedenken, Graf Frijs dagegen mit vollem Bewußtsein, das Nationalitätsprinzip zur Richtschnur ihrer Politik erhob, so geschah dies in der klaren Erkenntnis, daß nur bei einer solchen grundsätzlichen Stellung auf die Unterstützung der Großmächte gerechnet werden konnte. Die englische Regierung zeigte ohnehin, seitdem die Londoner Konferenz infolge der ungeschickten Haltung Dänemarks zu keinem Ergebnis geführt hatte, nur geringes Interesse für das Schicksal Schleswigs, und auch von Frankreich, das an sich zu jeder diplomatischen Unterstützung sich bereit zeigte, waren auch nach dem Wiener Frieden keine Schritte zu erwarten, die gegen das von Napoleon III. proklamierte Nationalitätsprinzip verstießen. Wenn daher überhaupt eine Revision des Friedens erstrebt werden sollte, konnte es nur in dieser Richtung geschehen.

Dabei war sich Graf Frijs bei aller persönlichen Abneigung gegen Preußen und Bismarck, die wiederholt in seinen privaten Briefen zum Ausdruck kommt, völlig klar darüber, daß eine solche Lösung für Dänemark nur dann wünschenswert sei, wenn sie in bestem Einvernehmen mit Preußen herbeigeführt werden konnte. Wenn auch weite Kreise des dänischen Volkes ihre brennendsten Wünsche, das dänische Nordschleswig wiederzugewinnen, durch eine Niederlage Preußens erfüllt zu sehen hofften, so hat sich doch die Regierung in ihren Maßnahmen von solchen Stimmungen nicht beeinflussen lassen. Das lassen nicht nur die zahlreichen amtlichen Aeußerungen des däni-

schen Außenministers erkennen, sondern vor allem geht dies klar aus dem von Frankreich gebilligten Bündnisangebot hervor, das die dänische Regierung im April 1866 unter dem Eindruck eines unmittelbar bevorstehenden Krieges zwischen Oesterreich und Preußen der preußischen Regierung machte und von dem die Oeffentlichkeit zum ersten Mal aus der Darstellung von Friis Kenntnis erhält. Gegen eine Abtretung des nördlichen Schleswig erklärte sich Dänemark bereit, diesen Teil mit seinen Truppen gegen Preußens Feinde zu verteidigen und seine Flotte Preußen in der Ost- und Nordsee zur Verfügung zu stellen. Die streng geheim gehaltene Mission des Barons Otto Plessen, des dänischen Gesandten in Petersburg, führte jedoch zu keinem Ergebnis, da die Kriegsgefahr noch einmal wieder vorüberzog und Bismarck erklärte, daß er die Zustimmung des preußischen Königs für die bis südlich Flensburg gehenden dänischen Wünsche niemals werde erlangen können.

Ueber den Umfang des Gebietes, dessen Abtretung Dänemark bei einer Regelung der Frage wünschte, fanden zum ersten Mal innerhalb der dänischen Regierung eingehende Erwägungen statt, nachdem in Kopenhagen bekannt geworden war, daß in den Nikolsburger Präliminarfrieden unter dem Druck Napoleons ein Artikel III aufgenommen war, nach dem die Bevölkerung in den nördlichsten Distrikten von Schleswig an Dänemark abgetreten werden solle, wenn sie durch eine freie Abstimmung den Wunsch nach einer Vereinigung mit Dänemark zu erkennen gäbe — eine Bestimmung, die als Artikel V in den Prager Frieden überging. Bisher war es aus begreiflichen Gründen zu einer präzisen Stellungnahme in dieser Frage nicht gekommen, nur ganz allgemein hatte man, wie Bluhme Anfang 1865, seine Ansicht dahin ausgesprochen, daß die Bedeutung einer Abtretung für Dänemark in hohem Maße davon abhängig sein werde, daß sie sich auf eine natürliche Linie stütze und daß das dänische Schleswig nicht eines ausreichenden Zentrums für seine kommerziellen und sozialen Interessen entbehre, wobei, ohne daß es genannt wurde, an Flensburg gedacht werden muß. Jetzt aber, als man von der nächsten Zukunft die Erfüllung der dänischen Hoffnungen erwartete, legte die Regierung nach reiflicher Ueberlegung und auf Grund eines Gutachtens, das der frühere Departementschef im schleswigschen Ministerium, Jes Regenburg, erstattete, ihren Standpunkt in einer ausführlichen, für die französische Regierung bestimmten Denkschrift fest, in der die Grundsätze für die als nahe bevorstehend angenommene Volksabstimmung niedergelegt wurden und die in vertraulichen Mitteilungen an die dänischen Gesandten in Paris und Berlin eine Er-

gänzung fand. Die Kenntnis dieser Denkschrift[1]) hat heute deswegen besonderes Interesse, weil die hier ausgesprochenen Grundsätze zweifellos als Vorlage für die Bestimmungen des Versailler Friedens über die Abstimmung in Nordschleswig gedient haben. Da man eine Abstimmung en bloc weder für gerechtfertigt, noch für durchführbar hielt, forderte man eine solche in Gürteln. Als südlichste Grenzlinie wollte man die Linie zu erlangen versuchen, welche von der Geltinger Bucht bis zur Mündung der Soholmer Au verlief. Doch erklärt die Regierung in den vertraulichen Mitteilungen, daß man die Abstimmungsgrenze soweit nach Süden gerückt habe, um um so leichter eine etwas weiter nördlich verlaufende Grenzlinie zu erlangen, eine Linie nämlich, welche von Munkbrarug südlich um die Flensburger Föhrde und die Stadt bis zur Wiedau verläuft. Diese Linie werde am besten mit den nationalen Verhältnissen übereinstimmen und Dänemarks wichtigste Interessen befriedigen. Das von dieser Flensburglinie und der Königsau eingeschlossene Gebiet sollte in drei Zonen geteilt werden, welche jede für sich stimmen sollte. Die Inseln an der Westküste sollten entweder mit den betreffenden Zonen oder jede für sich an der Abstimmung teilnehmen. Auch über die Art der Abstimmung enthielt die Denkschrift eingehende Angaben.

Wenn auch das Friissche Werk in erster Linie der Darstellung der dänischen Regierungspolitik in ihrem Ziel und ihren Mitteln gewidmet ist, so enthalten Aktensammlung und Darstellung doch auch reiches Material zur Beurteilung von Bismarcks Stellung zur nordschleswigschen Frage. Allerdings ist es, solange die preußisch-deutschen Akten nicht vorliegen, unmöglich, ein abschließendes Urteil über Bismarcks Stellung zu gewinnen, und mit vollem Recht hat daher auch Friis darauf verzichtet, ein solches Urteil zu fällen, und eine zusammenfassende Würdigung der Politik Bismarcks sich für den zweiten Band vorbehalten. Es muß daher vorläufig dahingestellt bleiben, ob tatsächlich, wie es nach den dänischen Akten den Anschein gewinnt und auch Friis anzunehmen geneigt scheint, Bismarcks Stellung zur nordschleswigschen Frage nach dem Prager Frieden eine grundsätzlich andere gewesen ist als vorher. Wiederholt hat Bismarck sich zwischen dem Wiener und Prager Frieden nicht nur Jules Hansen, sondern auch dem dänischen Gesandten Quaade gegenüber dahin ausgesprochen, daß er zu einem Entgegenkommen hinsichtlich des däni-

1) Aage Friis hat die in der Denkschrift ausgesprochenen Grundsätze zuerst in einer Abhandlung: »Det danske Programm for Nordslesvigs Genforening med Danmark 1866« in der dänischen Zeitschrift »Tilskueren« 1919, S. 534—549 mitgeteilt, gleichzeitig Fr. v. Jessen auf Grund der französischen Akten in seiner obengenannten Darstellung.

schen Teils von Schleswig bereit sei. Doch hat er nie einen Zweifel darüber gelassen, daß er Flensburg als eine deutsche Stadt ansah und daß Alsen und der Sundewitt als mit der preußischen Waffenehre verknüpft für eine Abtretung nicht in Frage kamen. Wenn er auch persönlich diesen letzten Distrikten keinen realen Wert für Preußen beilegte und in dieser Ansicht mit Moltke übereinstimmte, so müsse er, wie er wiederholt betonte, auf die Stimmung des Königs und die öffentliche Meinung in Deutschland Rücksicht nehmen. Denn er könne aus dieser Frage, die im Vergleich zu seiner Gesamtpolitik von untergeordneter Bedeutung sei, unmöglich eine Kabinettsfrage machen. Ob aber der Versuch, aus dem endgiltigen Frieden mit Oesterreich die Klausel hinsichtlich Nordschleswigs zu beseitigen, worüber Friis aus den österreichischen Akten neues Material beibringt, ohne freilich diesen strittigen Punkt restlos zu klären, durch eine grundsätzlich veränderte Stellung zur nordschleswigschen Frage bedingt war und als eine Aeußerung steigenden Machtgefühls, auch den schwachen Staaten gegenüber, zu bewerten ist, darüber wird, wenn überhaupt, nur dann eine sichere Entscheidung möglich sein, wenn aus den preußischen Akten über die Prager Verhandlungen die Gründe für Bismarcks Verhalten erkennbar sind. Auch Bismarcks Aeußerungen zu Quaade am 8. August 1866 und zu Sandströmer, dem schwedischen Gesandten in Berlin, am 20. August brauchen nicht notwendig durch eine unfreundliche Haltung gegenüber Dänemark diktiert zu sein und, wie Quaade meint, als mit Bismarcks früheren Ansichten im Widerspruch stehend aufgefaßt zu werden. Wenn es auch sehr wahrscheinlich ist, daß der Widerstand des Königs gegen jegliche Abtretung und die Einmischung Frankreichs Bismarcks Stimmung stark beeinflußt haben, so wird man andererseits auch nicht verkennen können, daß die dänischen Hoffnungen, die bis zu einer Linie südlich von Flensburg gingen und in denen man sich jetzt getäuscht sah, im wesentlichen durch Frankreich genährt waren und erheblich über das hinausgingen, was Bismarck früher als möglich in Aussicht gestellt hatte, sodaß dieser, wie auch Quaade berichtet, eine Verständigung über den Umfang des abzutretenden Gebietes für aussichtslos hielt.

Daß diese tatsächlich nicht möglich war, zeigt das Ergebnis der Verhandlungen, die in den Jahren 1867/68 über die Ausführung des Artikels V des Prager Friedens zwischen Preußen und Deutschland geführt wurden und von Friis mit Rücksicht auf ihre prinzipielle Bedeutung in besonderer Ausführlichkeit geschildert werden. Allerdings gründet sich seine Darstellung ausschließlich auf das dänische Aktenmaterial, das freilich im Vergleich zu dem, was bisher über den tatsächlichen Verlauf dieser Verhandlungen bekannt geworden war, eine

sehr starke Bereicherung unserer Kenntnisse bringt. Trotzdem aber ist für ein endgiltiges Urteil auch die Kenntnis der Akten der Gegenseite unbedingt erforderlich, und solange diese nicht vorliegen, wird man daher mit seinem Urteil zurückhalten müssen[1]). Es ist aber sicherlich für die Verhandlungen nicht vorteilhaft gewesen, daß, noch ehe man sich überhaupt an den Verhandlungstisch setzte, auf beiden Seiten die Empfindung vorhanden war, daß das Ergebnis unbefriedigend sein werde. Dadurch wurde von vornherein eine Atmosphäre geschaffen, die auf die Verhandlungen hemmend einwirken mußte. Für ihren Verlauf hätte es nur förderlich sein können, wenn beide Parteien gleich zu Anfang mit der bestimmten Absicht in die Verhandlungen eingetreten wären, eine für beide Teile bestmögliche Lösung der Frage zu finden. Daran scheint es aber beiderseits gefehlt zu haben. Auch dann kann es allerdings zweifelhaft sein, ob ein besseres Ergebnis erzielt worden wäre. Denn die Art, wie die Grundfragen, die zur Erörterung standen, die Frage der Garantien und des Verlaufs der Grenze miteinander verquickt wurden, ließ die Aussicht, zu einem Einvernehmen zu gelangen, als sehr gering erscheinen. Anstatt sie getrennt und in ihrer grundsätzlichen Bedeutung zu erörtern, die Frage der Garantien auch unter dem Gesichtspunkt der Gegenseitigkeit, machte die dänische Regierung ihre mehr oder minder einschränkende Zustimmung zu den verlangten Garantien von dem Verlauf der Grenzlinie abhängig, bis zu der die Bevölkerung über ihre Zugehörigkeit zu Dänemark oder Preußen entscheiden sollte, während andererseits Bismarck über die Größe des abzutretenden Gebietes sich erst auslassen wollte, wenn die gestellten Garantieforderungen, und zwar ohne Rücksicht auf den Verlauf der zukünftigen Grenze, bewilligt wurden. Es verdient nachdrücklich hervorgehoben zu werden, daß Friis im Zusammenhang einer Gesamtwürdigung des dänischen Standpunktes dem preußischen Verlangen nach Garantien für die deutschen Minderheiten in dem abzutretenden Gebiet an sich eine Berechtigung zuerkennt. ›Die dänische Regierung Schleswigs zwischen den Kriegen während der fünfziger Jahre beging tatsächlich Unbilligkeiten und Uebergriffe. Sie stand als ein Schreckbild da und war die besondere Veranlassung für die deutsche Forderung nach Sicherung einer deutschen Minderheit innerhalb Dänemarks Grenzen.

1) Das gilt auch für die Beurteilung der Rechtsfrage, die in den dänischen Akten nur gestreift wird, in der politischen Agitation aber bis in die neueste Zeit hinein eine starke Rolle gespielt hat. Vedel hatte, wie aus einem Schreiben an Quaade (Akten I, 534) hervorgeht, die richtige Empfindung, daß die nordschleswigsche Bevölkerung aus dem Artikel V kein Recht geltend machen könne, ohne freilich aus dieser Erkenntnis Folgerungen zu ziehen.

Man konnte dänischerseits nicht verlangen, daß die preußische Regierung durch eine freiwillige Abtretung ohne weiteres die dänische demokratische Verfassung als ausreichend anerkennen sollte, selbst wenn Grundgesetz und die übrigen Gesetze offenkundig der Bevölkerung eine viel weitgehendere persönliche Freiheit und einen weit größeren politischen Einfluß zusicherten, als Preußens konservative Verfassung und die schleswigsche Provinzialverfassung zwischen den Kriegen‹ (S. 432/33). In diesem Urteil äußert sich freilich wohl mehr die Ansicht des rückschauenden objektiven Historikers als die der damaligen Staatsmänner, die grundsätzlich die preußischen Garantieforderungen ablehnten[1]) und nur in dem Fall zu Zugeständnissen bereit waren, wenn die Grenzlinie nach den Wünschen der dänischen Regierung gezogen werde. Daraus folgte, daß man ohne Garantien auch eine nördlichere Linie, sogar die von Preußen angebotene, von der Gjennerbucht bis zur Nordsee, anzunehmen bereit war, freilich nur als Abschlagszahlung, durch die die weiter gehenden Forderungen für die Zukunft nicht berührt wurden. Ob aber tatsächlich, wie Friis glaubt, durch die Flensburglinie die dänischen Wünsche zufriedengestellt worden wären und ›jede Ursache für zukünftigen nationalen Streit zwischen Dänemark und Preußen als beseitigt angesehen werden konnte‹ (S. 436), muß nach den jüngsten Erfahrungen doch als sehr fraglich erscheinen. Auch aus diesem Grunde ist die Verbindung der Garantien mit der zukünftigen Grenze nicht ganz verständlich. Daß freilich, wie früher behauptet ist, die Verhandlungen von Dänemark abgebrochen seien, entspricht, wie die Friissche Darstellung zeigt, nicht den tatsächlichen Verhältnissen. Mag auch die dänische Regierung gewünscht haben, daß Bismarck auf die letzte dänische Note vom 9. März 1868 seinerseits einen Verzicht auf eine weitere Fortsetzung der Verhandlungen aussprach, um so der preußischen Regierung die Schuld für den Abbruch der Besprechungen zuschieben zu können, so zeigt doch die Aeußerung des dänischen Gesandten zu Herrn v. Thile, dem preußischen Minister des Aeußern, daß die dänische Regierung in ihrer Antwort vom 9. keinen Abbruch der Verhandlungen erblickte. Daß Bismarck diese Mitteilung mit Genugtuung

1) Dabei wird man nicht außer acht lassen dürfen, daß 1864 während der Wiener Verhandlungen Dänemark, wenn auch in allgemeiner Form, Bürgschaften für die dänische Bevölkerung Schleswigs verlangt hatte, die Preußen zuzugestehen bereit war, wenn Dänemark ein Gleiches für die Gebiete versprach, die auf Grund der Grenzregulierung an Dänemark fielen. Während der preußisch-dänischen Verhandlungen 1867/68 verzichtete die dänische Regierung darauf, die Forderung der Gegenseitigkeit zu erheben, da Preußen, wie Vedel an Quaade schreibt (Akten I, 534), sie niemals anerkennen werde und aus ihr schließen könne, daß die Regierung auf eine Verständigung keinen Wert lege.

empfand, geht vor allem daraus hervor, daß er der dänischen Regierung nahelegte, auf dem Umweg über den dänischen Hof auf den preußischen König, für den die ganze Angelegenheit in Wirklichkeit nur eine Sache des Gefühls sei, einzuwirken, seinen Widerstand gegen eine südlichere Linie als die Gjennerbucht aufzugeben. Unterdessen sollten die preußisch-dänischen Verhandlungen ruhen.

Mit diesem Vorschlage Bismarcks schließt der erste inhaltreiche Band, der in seinem offensichtlichen Bemühen um eine objektive Auffassung der Dinge einen sympathischen Eindruck erweckt. Wie und mit welchem Erfolg von dänischer Seite der von Bismarck gezeigte Weg beschritten wurde, wird Friis im zweiten Bande darstellen, sobald das preußische Aktenmaterial der Forschung zugänglich ist. Man wird daher nicht lebhaft genug wünschen können, daß die seit langem angekündigte deutsche Publikation nicht mehr allzu lange auf sich warten läßt, nicht nur mit Rücksicht auf den Abschluß des dänischen Werkes [1]), sondern auch, weil ohne Kenntnis der preußischen Akten eine abschließende Beurteilung mancher Fragen unmöglich ist.

Kiel. V. Pauls.

Armin von Gerkan, Das Theater von Priene als Einzelanlage und in seiner Bedeutung für das hellenistische Bühnenwesen. Verlag für praktische Kunstwissenschaft F. Schmidt, Kommanditgesellschaft, München-Berlin-Leipzig 1921. Folio. 132 Seiten. 36 Tafeln und 11 Textabbildungen.

Mit bewunderungswürdigem Fleiß, schärfster Beobachtung, sicherem Können des in jahrelanger Praxis ausgebildeten Ausgräber-Architekten hat v. G. eine Beschreibung dieses best erhaltenen aller Theater in Wort und Bild geleistet, wie sie in gleicher Sorgfalt und Genauigkeit wohl noch keinem Bauwerk zu Teil geworden ist. Wie wiel Zeit, Arbeit, Erfahrung, Technik steckt in der Vermessung, den Grundrissen, Durchschnitten, Aufrissen, Profilen, Aufnahmen. Jeder irgendwie wichtig scheinende Stein ist aufgenommen und mancher in verschiedenen Ansichten gezeichnet. Alle Teile des Baues sind gleichmäßig durchgearbeitet, Bauperioden und die Veränderungen innerhalb jeder genau beobachtet und notiert. G. hat hier geleistet, was Fiechter für alle wichtigen Theater ersehnte. Aber in gleicher Weise kann nicht, jedenfalls jetzt nicht fortgearbeitet werden. Die Franzosen, Engländer mögen zeigen, ob sie so etwas zu leisten vermögen.

Natürlich begnügt sich G. nicht mit der Vorlegung des Befundes. Er gibt auch Rekonstruktionen, entwickelt die Baugeschichte und

1) Wie neuerdings bekannt wird, wird Friis' Darstellung auch in deutscher Ausgabe erscheinen, worüber man sich nur wird freuen können.

macht sich ein Bild von den Aufführungen. Den Dank gibt die Wissenschaft in ehrlicher Kritik, zumal hier, wo sie gegenüber den Aufnahmen bewundernd verstummt, die doppelt dankbar anerkannt werden müsssen, da sie die Nachprüfung bis ins Einzelne ermöglichen. Gewiß ist ›jede Quader nur eindeutig‹, aber die Ergänzung der fehlenden läßt schon Spielraum und die Folgerungen für die Benutzung sind nicht allein nach architektonischen Gesichtspunkten zu ziehen.

Nach G. ist in dem um 300 erbauten Theater zu Priene etwa eineinhalb Jahrhunderte ausschließlich in der Orchestra vor dem Proskenion gespielt worden, dessen Decke als Dach benutzt sei. Das hinter ihm um ein weiteres Stockwerk ansteigende Skenengebäude, nur mit einer Tür nach vorn versehen, habe für Göttererscheinungen gedient, die mittelst eines Aufzuges in einer Dachluke gezeigt seien. Erst um 160 v. Chr. habe ein Umbau die Aufführung von Dramen, und zwar nur modernen, oben auf dem Proskenion ermöglicht, die Vorderwand der Skene sei damals mit drei je $3^1/_2$ m breiten, nur durch Pfeiler getrennten θυρώματα, wie wir sie aus Ephesos und Oropos kennen, ausgestattet worden, der Aufzug für Göttererscheinungen (θεολογεῖον) beibehalten. G. denkt sich diese θυρώματα mit Dekorationen geschlossen, so daß nur auf der schmalen Proskeniondecke gespielt werden konnte.

Jeder Unbefangene wird, sollte ich meinen, diese Aufstellung bezweifeln. Wenn überhaupt oben auf dem Proskenion gespielt worden ist — diesen Nachweis hat G. nun für Priene erbracht — so ist nicht einzusehen, warum das erst nach eineinhalb Jahrhunderten geschehen sein soll. Von Anfang an hatte das *Proskenion* einen *horizontalen* Bretterbelag, also eine *Bühne*. Als Dach kann diese flache Abdeckung niemals gegolten haben. Denn mögen auch Privathäuser flache Dächer gehabt haben, Säulenstellungen wie das Proskenion hatten sie nicht, über solchen steigt stets ein Dach an. Schon Puchstein hat das betont und gefolgert, das Proskenion müsse von Anfang an als Bühne erbaut sein. Weiter ist mir heute noch wie vor 26 Jahren unerfindlich, wozu der Oberstock des Skenengebäudes mit seinen großen Innenräumen von etwa 75 qm Grundfläche gedient haben könne, wenn nur unten, nicht oben gespielt wurde. Nach G. diente es ausschließlich für Skenen auf dem Dach und Göttererscheinungen — beides nicht eben häufig und beides ausschließlich in Dramen des 5. und angehenden 4. Jhdts. In hellenistischer Zeit wäre der ganze Oberbau sicher manches Jahr überhaupt nicht benutzt. Eine so unpraktische Verschwendung von Baumaterial und Arbeit dem Architekten von Priene zuzutrauen, könnten nur stärkste Gründe zwingen. Die aber finde ich nicht.

Worauf beruht denn G.s *Datierung* des Umbaues, der nach seiner Ansicht erst das Spiel oben auf dem Proskenion ermöglichte? Allein darauf, daß um 160 vor den beiden äußersten Flügeljochen des Proskenions Statuen aufgestellt sind. Sie beschränken aber, wie er selbst zugibt, das Spiel vor den sieben freibleibenden Jochen in der Orchestra nicht und in der Tat denkt G. auch noch weiter hier wenigstens die klassischen Tragödien gespielt mit ihren Chören und Wagenaufzügen. Es ist nicht auszudenken — auch G. hat sichs nicht ausdenken können —, was den kostspieligen Umbau und die Verlegung allein des modernen Komödienspiels nach oben damals veranlaßt haben könnte. Diese Statuen geben überhaupt keinen zeitlichen Anhalt für den Umbau. Ebensowenig die Anlage einer zweiten Proedrie in der fünften Zuschauerreihe — von einer ›Verlegung‹ der Proedrie an das Orchester darf nicht geredet werden, sie steht ja heute noch da — denn auch sie ist nicht datiert. Stattgefunden hat aber der Umbau, das beweisen die sorgfältigen Untersuchungen G.s, aber wann, bleibt ganz unsicher; er kann früher gemacht sein.

Ich sehe auch keinen zwingenden Grund, die Herrichtung der ϑυρώματα erst diesem Umbau zuzuweisen. Nur G.s Ueberzeugung, daß ursprünglich Aufführungen nur in der Orchestra stattfanden, hat ihn dazu geführt. Sie aber ist nicht so gesichert, wie er glaubt. Ist sicher auch die Steintreppe zum Proskenion hinauf an der äußeren Westseite der Skene später angebaut, so hat doch G. scharfsinnig erschlossen, daß an derselben Stelle vordem eine Holztreppe angelegt war. Zugänglich war es also immer von hier. Ebenso von innen her durch die ursprüngliche Steintreppe, die zwischen der mittleren und der westlichen Kammer des Untergeschosses hinaufführte. G.s Rekonstruktion der ursprünglichen Vorderwand des Obergeschosses ist durchaus hypothetisch. Er sucht Türen, kann aber nur eine anbringen, weil er an den andern Stellen die Anbringung von Schwellen nicht für wahrscheinlich erklärt. Die ϑυρώματα hatten aber keine, wie er aus dem Befund zeigt: was hindert denn, sie für die ursprüngliche Skene anzunehmen? Sind sie nicht gerade wegen des Befundes wahrscheinlicher? Fiechters Vermutung, der ϑυρώματα für jede hellenistische Bühne annimmt, ist durchaus nicht widerlegt.

Großen Wert legt G. auf seine Entdeckung eines sorgfältig gearbeiteten mit der Skene zugleich aufgeführten *Schachtes* von 0,77 Breite und 1,01 Tiefe an der den Zuschauern zugewandten Seite des Treppenkorridors zwischen der westlichen und mittleren Kammer des Untergeschosses. Er ist nach dem Proskenion hin geschlossen durch einen 0,77 cm breiten Block, der einen 3 cm hohen, vorn 32 cm breiten Schlitz hat, der sich nach innen schwalbenschwanzförmig er-

weitert, also zum Herausnehmen eingerichtet war. Der Fußboden des Schachtes besteht aus einer großen Marmorplatte, die ringsum in die Seitenwände einbindet und nach vorn ein Gefälle von 1 cm hat. Die Einarbeitung an einen Konsolstein eines ϑόρωμα beweist, daß der Schacht hoch hinauf ging. G. schließt, daß er oben offen war; deshalb sei unten die große Platte eingelegt und der Stein mit Abflußöffnung zum Herausziehen locker eingefügt, damit das Regenwasser ablaufen und der Schacht gereinigt werden könnte. Diese Entdeckung, ein schöner Erfolg schärfster Beobachtung, steht bisher allein. Die Anlage zu erklären und für die Bühnentechnik auszunutzen, diese Freude gönnt man gern dem glücklichen Entdecker. Desto schärfer müssen wir aufpassen. Schon die Erklärung ruft mir starke Zweifel wach. Wer einen bis ins *Dach* offenen — bewiesen ist auch das nicht — Schacht baut, der wird ihn gegen Regenwasser doch verständigerweise durch eine Verschlußplatte *oben* schützen, die wie jede Dachluke auf- und zugeklappt werden kann, statt eine so komplizierte Vorrichtung *unten* anzubringen und die Maschinerie im Schacht der Feuchtigkeit auszusetzen. Ferner würde das durch den geschlitzten Stein unten ablaufende Wasser den Boden zwischen Skene und Proskenion unterspült haben: denn da ist kein Bassin, kein Kanal, nicht einmal Plattenbelag.

Erst recht nicht kann ich G. zugeben, daß dieser Schacht als Aufzug gedient habe, um *Götter erscheinen* zu lassen. G. konstruiert ein Loch im Dach und behauptet allen Ernstes, diese Dachluke sei das Theologeion. Ich kann mir kaum denken, daß sich G. anschaulich gemacht habe, wie ein Schauspieler auf diese Weise sich dargestellt haben muß. Ueber der nackten Steinwand erschien zwischen den Dachschindeln zuerst ein Kopf, dann Brust, schließlich die Beine. Daß dies Wesen vom Himmel herabkomme, kann doch selbst der Gutwilligste sich nicht einreden; er sieht ja, daß er aus dem Hause hinaufsteigt. Dazu brauchte er keinen Aufzug, eine Leiter hätte denselben Dienst geleistet. Unglücklich genug illustriert G. seine Inszenierung mit dem aus meinen Prolegomena entlehnten Beispiel, der Schlußszene des Euripideischen Orestes! Freilich steht da Menelaos unten an der Pforte des Palastes, Orest mit Pylades, Elektra, Hermione auf dem Dache (1569), Apollon aber erscheint ἐν αἰϑέρος πτυχαῖς (1631) — also ganz zweifellos *nicht in einem Dache* — und noch dazu mit Helena (1631 ἥ δ' ἐστίν, ἣν ὁρᾶτε). Wie können in dem 0,77 cm breiten Schacht zwei Personen Platz haben? Auch in Euripides Elektra erscheinen die *beiden* Dioskuren (1239) δόμων ὑπὲρ ἀκροτάτων· οὐ γὰρ ϑνητῶν γ' ἥδε κέλευϑος (1235). Und im Herakles sieht der Chor ὑπὲρ δόμων (817) Iris und Lyssa und diese sagt 874

εἰς δόμους ἄφαντος δυσόμεσθ' Ἡρακλέους, während sie der Iris zuruft στεῖχ' ἐς Ὄλυμπον πεδαίρουσ' Ἶρι γενναῖον πόδα, also die eine taucht hinab, die andere schwebt wieder hinauf. Das ist alles nicht mit G.s Aufzug zu bewerkstelligen. Seine Erklärung ist also unrichtig. Welchen Zweck der Schacht nun in Wirklichkeit gehabt habe, das weiß ich nicht, nur das ist gewiß, daß er nicht für Göttererscheinungen gedient haben kann.

Hier muß ich eine prinzipielle Erörterung wiederholen, die G. aus meinen Prolegomena aufnimmt und merkwürdig genug gegen mich wendet, statt gegen seine eigenen Darlegungen. Tragödien des 5. Jhdts., sicher des Euripides, sind auch im 4. Jhdt. und in hellenistischer Zeit wieder aufgeführt worden (niemals Stücke der alten Komödie). Doch dürfen wir nach ihren Anforderungen die hellenistische Bühne konstruieren? So wenig wie die Bühnen des 19. und 20. Jhdts. nach Shakespeares Dramen. Die Regisseure paßten zu allen Zeiten selbstverständlich ältere Stücke der jeweiligen Bühneneinrichtung an. Hat doch Leo (Plaut. Forsch. 185) gezeigt, daß Ennius Chorverse der griechischen Originale in Dialogverse umgesetzt hat. Die neue Komödie hat keine Göttererscheinungen, keine Wagenauffahrten, hat auch keine Skenen im Obergeschoß oder auf dem Dache. Der Schluß muß gezogen werden: damals war die *Bühne anders, einfacher, als im 5. Jhdt.* Die hellenistischen Tragödien anders zu beurteilen, wäre unmethodisch. Eine analoge Entwickelung hat ja auch das neuere Drama durchgemacht. Wo gibt es denn bei Lessing, Goethe, Schiller und Späteren Oberbühnen — Faust ist ja nicht für die Aufführung geschrieben — Unterwelts- und Lufterscheinungen? Für die νέα κωμῳδία, also auch die gleichzeitige Tragödie, bietet die hellenistische Bühne auf dem Proskenion ausreichenden Raum — das gibt ja auch G. zu — ganz besonders, wenn man die θυρώματα nicht mit Dekorationen nur schließt, sondern durch sie auch die Möglichkeit zur Darstellung von *Innenszenen* gegeben sieht, die ich bereits 1896 an Plautus Stichus und Mostellaria (Prolegomena 311) und aus den Terenzillustrationen (Arch. Jahrb. XVIII (1903) 93 ff.) nachgewiesen habe. Wie klassische Tragödien von den Regisseuren für diese Bühne zugerichtet sind, entzieht sich gänzlich unserer Wahrnehmung. Unbedingt muß der Grundsatz gelten: auf die hellenistische Bühne dürfen wir nur Stücke dieser Zeit anwenden.

Bezeichnend für den Architekten ist, daß er Folgerungen aus dem Text der klassischen Dramen auf die damalige Bühneneinrichtung nicht gelten lassen will. Er glaubt den Ruinen mehr als dem Buchstaben. Aber für das 5. Jhdt. haben wir keine Skenenruine. Daß die ganze Zurüstung damals einfacher und die Anforderungen an die

Phantasie der Zuschauer größer gewesen sein müssen als in hellenistischer Zeit, ist eine unbewiesene Behauptung. Die Dramen von Aischylos bis Euripides und Aristophanes zeigen, wie ich in meinen Prolegomena dargelegt habe, eine stetige Entwickelung vom einfachen Schauplatz zu komplizierten, vom Spiel auf einem einzigen Niveau zum Dreietagenspiel, von Göttererscheinungen unter Menschen zum Fliegen aus der Höhe hinab auf die Erde und zum Erscheinen in der Höhe, vom Aufbau der Gruppen durch dramatische Handlung bis zur Darbietung fertig gestellter lebender Bilder in der ersten Szene, von türloser Wand zur Palast- oder Tempelfassade und zu Wald- und Felsdekorationen mit Tempeln und Bergen (Euripides Hiketiden) und Hauseinsturz (Herakles, Bakchen) und Brand (Troerinnen). Diese Tatsachen sind so wenig fortzuleugnen wie die fortschreitende Entwickelung zu verkennen ist. Wir müssen die *klassische Bühne*, die allein aus den erhaltenen Dramen zu erkennen ist, von der *hellenistischen* und ihren Dramen grundsätzlich und vollkommen *trennen*. Nur dann können wir weiter kommen in der Aufhellung der Geschichte des antiken Theaters, die eben dadurch so sehr erschwert ist, daß wir aus der klassischen Zeit nur Texte und keine Ruinen, aus der hellenistischen Ruinen und kein einziges griechisches Originalstück ganz besitzen.

Noch eins muß ich wiederholen. Das griechische Theater ist nicht aus den Bedürfnissen des Dramas entstanden, sondern aus denen der Chortänze. Seine Grundform, die kreisrunde Orchestra mit möglichst weit umgreifenden ansteigenden Zuschauerringen, war schon fertig, als es Dramen (außer Possen, die hier nicht aufgeführt wurden) noch gar nicht gab. Erst allmählich ist den Anforderungen des sich ausbildenden Dramas durch Anlage der Skene entsprochen worden, aber niemals bis sicher ins 2. Jhdt. (Polybios IV 20. 9) ist der ursprüngliche Zweck des griechischen Theaters vergessen. Die Orchestra blieb der Platz für die großen Choraufführungen und alle Musikdarbietungen und was sich sonst in hellenistischer Zeit anschloß und (seit etwa 300) unter dem Namen der θυμελικοὶ ἀγῶνες im Gegensatz zu den σκηνικοὶ ἀγῶνες in den offiziellen Programmen, die zahlreiche Inschriften zeigen, zusammengefaßt wurde. Mit der unbegründeten Vermutung, ein Teil derselben hätte ebenso gut auf der Bühne Platz finden können, ist dagegen nicht aufzukommen. Die Orchestra ist auch in Priene bis an die römische Zeit ein wichtiger Teil geblieben. Deshalb sind die Throne aus ihr nie entfernt worden und ist das Proskenion erhalten. Seine auswechselbaren Pinakes dienten — das habe ich längst an Philoxenos Kyklops, dem einzigen erkennbaren Dithyrambos dieser Art, gezeigt (Archäol. Jahrb. XV (1900) 80) —, um eventuell nötige Dekorationen einzusetzen.

Mit der Freude über die neuen Aufklärungen und Sicherungen und Berichtigung älterer Erkenntnisse durch G. mischt sich bei mir die Genugtuung, daß ich 1896 im großen und ganzen die Entwickelung des Theaters richtig gezeichnet habe. Meine Verteidigung des Proskenions als Bühne (Logeion) nach Vitruv gegen Dörpfeld, damals viel gescholten, ist jetzt fast allgemein angenommen, auch von G. wenigstens von 160 an; meiner Behauptung, daß auf dieser hellenistischen Bühne auch Innenszenen dargestellt seien, ist durch Entdeckung der θυρώματα Wahrscheinlichkeit gegeben, wenn auch für die Anbringung von Dekorationen hinter ihnen Erklärung nicht gefunden ist; die Ableitung der niederen römischen Bühne von der Phlyakenbühne ist wie von Fiechter jetzt auch von G. wieder aufgenommen. Schnürboden und Riesenvorhang fürs 5. Jhdt. habe ich allerdings längst aufgegeben. Aber nur der Schluß war falsch, die Beobachtungen, die dazu führten, bleiben bestehen, und sie führen mich nach wie vor zur Ueberzeugung, daß es am Ende des 5. Jhdts. eine Möglichkeit gab, Dekorationen und lebende Bilder gedeckt vor den Augen der Zuschauer zu stellen und Hauseinsturz und Brand vorzuführen. Ich vermute dafür eine ähnliche Einrichtung wie die θυρώματα im hellenistischen Theater, nachdem sie in Ephesos entdeckt und Fiechter die Bühne von Oropos durch ihren Nachweis erst möglich gemacht hat.

Ich bin auf diese Dinge eingegangen, weil G. sich in anerkennenswertem Eifer über die ganze Theaterfrage verbreitet, nicht nur zahlreiche weitere Ruinen kritisch bespricht, sondern auch die bildlichen Darstellungen, die Dramen und die Grammatikerzeugnisse. So manche kluge Bemerkungen er auch dazu macht, besonders über die Freilichtbühne und die geringe Wirkung von Dekorationen im Freilicht, zumal in Kastenbühne: der Wert seines Buches liegt nicht hier, wo der treffliche Architekt Gebiete betreten mußte, für die er zwar Liebe und Verständnis in hohem Maße zeigt, die ihm aber doch selbstverständlich ferner liegen, auch nicht in seinen Hypothesen, so anregend sie auch sind, sondern in den unübertrefflichen Aufnahmen und der Beschreibung des Befundes. Nach dieser Richtung hat er ein Muster hingestellt, das schwerlich so bald erreicht werden wird.

Leipzig. E. Bethe.

Horn, Wilhelm, Sprachkörper und Sprachfunktion (= Palaestra 135). Berlin 1921, Mayer und Müller. 8°. VII und 144 S.

Daß funktionslos gewordene Teile der Rede die Neigung zum Schwinden haben, ist eine alte, leider oft vergessene Wahrheit, die Behaghel durch seinen Vortrag auf der Marburger Philologenversammlung mit Beispielen aus dem Deutschen von neuem ans Tageslicht

gezogen hat. Diese Wahrheit war aber bisher noch nicht in ihrer grundsätzlichen Wichtigkeit herausgearbeitet worden. Wenn Vf. dies mit der vorliegenden Schrift nachholt, ist das besonders zu begrüßen, nicht nur weil z. B. Paul in seinen Prinzipien den Einfluß der Bedeutung auf den Lautwandel leugnet oder Saussure in den Cours de linguistique générale S. 200 die Bedeutung eines Wortes als gleichgültig für die Lautveränderung erklärt, sondern vor allem weil die Erklärung der Sprachformen unter der Vernachlässigung jener Erkenntnis leidet. Nur vereinzelt ist die Funktionslosigkeit zur Erklärung herangezogen worden, erst Behaghel hat ihr einen breiteren Raum eingeräumt. Auch im Lager der während des Krieges ganz von deutscher Wissenschaft getrennten Franzosen hat, was Vf. entgangen ist, in den letzten Jahren die Lehre von den mots accessoires und den mots autonomes, wie besonders die letzten Jahrgänge der MSL zeigen, steigenden Einfluß gewonnen. Was der Vf. bringt, ist also in seinem Grundgedanken nicht neu, in seiner weitgehenden Bedeutung aber jedenfalls bisher nicht annähernd genügend gewürdigt gewesen.

Horns Schrift unternimmt es, die Wichtigkeit der Funktionsarmut und Funktionslosigkeit von Sprachteilen durch Beispiele und allgemeine Betrachtungen in das richtige Licht zu setzen. Die Beispiele sind, wie es sich bei dem Anglisten von selbst versteht, in erster Linie der Entwicklung der englischen Sprache entnommen; aber dabei ist V. nicht stehen geblieben, er hat seinen Blick auch nicht nur auf das ganze germanische Gebiet (mit Bevorzugung des Deutschen), sondern auch auf das romanische und allgemeinindogermanische ausgedehnt, wofür ihm besonders die Handbücher von Brugmann und Sommer die nötigen Beispiele zumal aus dem Lateinischen lieferten. Es dürfte keinem Sprachforscher schwer fallen, die Beispiele aus seinem Spezialgebiet zu mehren, wie das Fraenkel in seinem Vortrag auf der Philologenversammlung zu Jena für das Baltisch-Slavische getan hat. Aber darauf scheint es mir vorläufig weniger anzukommen, daß nun von allen Seiten Beispiel auf Beispiel gehäuft wird. Mir scheint es vor allem nötig, die grundsätzliche Erkenntnis an Hand von Beispielen zu vertiefen.

Wir dürfen dem Vf. für seine außerordentlich lehrreiche Schrift sehr dankbar sein: sein Prinzip behebt viele Schwierigkeiten. Wie es aber bei Erkenntnis einer neuen Wahrheit oft geht, ist es auch Horn ergangen: er hat den Bogen überspannt. Er übersieht auch vor allem, daß sich die Funktionslosigkeit nicht so äußerlich anwenden läßt, wie er meint: seine Beispielsammlung S. 21—123 ist absichtlich in ihrer Anordnung gar nicht auf ein sprachpsychologisches Prinzip aufgebaut, während die Herausarbeitung der Unterschiede für die Forschung

zunächst gerade die Hauptsache sein müßte. Horn hat dagegen alles über einen Kamm geschoren und Dinge zusammengeworfen, die nicht zusammengehören.

Daß in dem Kommando *Stillgestanden!*, einer Verkürzung für *Es wird stillgestanden!*, etwas anderes vorliegt, als wenn *Stillgestanden!* zu *Stillstann!* verkürzt wird, hat Horn S. 32 f. allerdings gesehen. Er hat aber keineswegs die beiden verschiedenen Verkürzungen in seinem Buch überall richtig auseinandergehalten. Wenn *Es wird* vor *stillgestanden* weggelassen wird, so haben wir es mit einer Ellipse zu tun. Eine Ellipse ist z. B. ebenso *Sonnabend* für *Sonntagabend*, *Oel(baum)zweig* (S. 5) oder *(Eisen)bahnhof*, *(Fahr)rad*, *Auto(mobil)* usw. Diese Ellipsen brauchen unter einander psychologisch nicht ganz gleichwertig zu sein. Eins eint sie alle. Das unterdrückte Glied muß im Augenblick der Entstehung solcher Verkürzungen für den Sprechenden unwichtig sein; es versteht sich von selbst aus der Situation, aus dem Zusammenhang usw. Deshalb kann, zumal bei Fremdwörtern, auch das betonte Stück wegfallen: *Auto(mobíl)*, *(Labor(atórium)*. *Vize* ist nicht nur ›Vizefeldwebel‹, sondern auch ›Vizehauswirt‹. Aber völlig anders als *Oel(baum)zweig* usw. ist das von Horn S. 5 f. in einem Atem damit genannte *ha(lf)p(enny w)orth*; bei *haporth* handelt es sich doch zweifellos nicht mehr um eine Ellipse, sondern um eine lautliche Schwächung. Bei der Ellipse wird von dem, der zuerst kürzt, mehr oder weniger bewußt, ein aus der Situation leicht ergänzbares Stück unterdrückt; diese Kürzung b r a u c h t allerdings nicht bewußt zu sein, sie k a n n es aber sein. Dagegen bei der lautlichen Schwächung ist ein Bewustsein davon unter allen Umständen ausgeschaltet — außer wenn etwa für ein Kommando eine Verstümmelung besonders ausgeklügelt werden sollte — was auch vorkommen mag, das sind aber besondere Fälle, die im allgemeinen für die Sprachentwicklung keine Rolle spielen und hier von mir ganz vernachlässigt werden können. Diese methodische Unklarheit zieht sich durch die Schrift Horns hindurch. Es mag ja auch Fälle geben, die in der Mitte zwischen Ellipse und Lautschwächung stehen; darum bleiben beide doch verschiedene Spracherscheinungen und verlangen in einer sprachpsychologischen Untersuchung scharfe Scheidung.

So kommt H. des öfteren zu verkehrten Anschauungen und sieht Schwierigkeiten, wo keine vorhanden sind. Ein besonders deutlicher Fall dieser Art ist der Schwund der Reduplikation im lateinischen Perfektum. S. 31 f. werden *tuli*, *scidi* neben *tetigi* erwähnt. H. muß sich mit der Tatsache begnügen, daß nicht alles Ueberflüssige in der Sprache verloren geht. Er übersieht nur darum den auf der Hand liegenden Grund für diesen Unterschied, weil er die Allmacht der

Analogie beim Wirken der Funktionslosigkeit grundsätzlich ausschaltet. Analogie und Funktion stehen aber in engerem Zusammenhang, als bisher erkannt worden ist. Funktionsschwäche oder in einem andern Fall Funktionsstärke befördern die Analogie. Es heißt *confero : contuli* wie *fero : tuli*, es heißt *rescindo : rescidi* wie *scindo : scidi;* aber es heißt *attingo : attigi* gegenüber *tango : tetigi;* darum bleibt *tetigi* unangetastet.

Allerdings bei *impello : impuli* gegenüber *pello : pepuli* versagt die Analogie. Darum bleibt es aber doch richtig, daß die Analogie neben der Funktionslosigkeit wirkt. Mit dem Beispiel *tuli* aus **tetuli* fällt zugleich die Behauptung, daß auch betonte Silben, die funktionslos sind, fallen könnten. Auch **didōmi* ist im Lateinischen nicht etwa, wie H. S. 29 meint, lautlich zu *dō* geschwächt, weil Reduplikation und *-mi* funktionslos geworden waren; sondern weil beide funktionslos waren, konnte sich die Analogie leicht der Form **didōmi* bemächtigen und sie um Reduplikation und Endung bringen; ob zwischen **didōmi* und *dō* eine Form **daō* stand oder nicht, läßt sich nicht feststellen. Umgekehrt hat darum ae. *bindu* das *-u* von den schwachstämmigen Verben analogisch wiedererhalten in einer Zeit, als *-u* eine bestimmte Funktion hatte. Aehnlich ist es bei einer ganzen Zahl von Fällen, bei denen H. im Uebereifer die Analogie zum alten Eisen geworfen hat. Die Analogie will er erst nach der Schwächung infolge von Funktionslosigkeit gelten lassen. Natürlich gilt sie danach auch. So scheint es mir wohl glaublich, daß die lautliche Verkürzung bei *vadere* im Imperativ *vade > va* begonnen und von da weitergewuchert hat. Ich gebe auch zu, daß unter gewissen Bedingungen, z. B. bei einem Befehl, eine Verlängerung der Laute eintreten kann. An dem Kommando *Stillll-stann* können wir das sehr schön beobachten. Ob aber gerade lat. *dā* seine Länge daher allein hat (S. 41)? Die Analogie der andern Verben kann ja wieder mitgewirkt haben. In got. *sai* mag vielleicht eine Kürzung aus **saiƕo* vorliegen, gedehnt b r a u c h t der Vokal aber im Gotischen später nicht zu sein.

Unrichtig ist auch die Verquickung der Fremdwörter mit dem Hauptproblem. *Pfarre* aus *parochia*, *Priester* aus *presbyter* sind psychologisch anders zu bewerten als z. B. *nāmt* ›guten Abend‹. Das Fremdwort macht sich die Sprache mundgerecht, da können Verstümmelungen leicht eintreten. Hier fallen auch, wie schon erwähnt, betonte Silben *Auto(mobil)*, engl. *(ómni)bus*. Aber von Funktionsarmut oder Funktionsverlust kann man da doch nicht ganz in demselben Sinn sprechen wie bei einheimischen Wörtern.

Daß der Anglist außerhalb seines Gebiets gelegentlich Schnitzer macht, wird man ihm nicht so sehr übelnehmen, z. B. bei der phantastischen Herleitung von got. *ƕaiwe* aus **ƕaiwegai*; das *-ōī* des Lo-

kalen der *o*-Deklination wäre got. *-ai* (S. 81); eine Zwischenstufe *nōnum* zwischen *noinom* und *nōn* (S. 94) ist nicht belegt. Wohl aber hätte der Vf. mit einem Wort darauf hinweisen können, daß die verschiedenen Sprachen und Sprachperioden keineswegs gleichmäßig an der lautlichen Verkürzung beteiligt sind. Oder sollte es ihm nicht aufgefallen sein, daß er so wenig Beispiele aus dem Altgriechischen hat auftreiben können? Warum sind sie da so selten? Ich glaube, die Antwort ist einfach. Das Altgriechische war eine Sprache mit ausgeprägt musikalischer Betonung, aber geringen exspiratorischen Stärkeunterschieden. Jene lautlichen Verkürzungen treten aber sichtlich nur bei deutlichen Differenzen in der Exspiration ein. Ein φεῦ mag allenfalls aus stark hervorgestoßenem φεῦ(γε) entstanden sein. Das alte Latein war vermutlich in vorausgegangenen Zeiten auch nicht so stark exspiratorisch gewesen, um ein *enim* aus *enāmente* (S. 86), ein *cum* aus *quō modō* (S. 88) usw. zu ermöglichen. Es kommt also darauf an, die für jene Verkürzungen empfänglichen Sprachen und Sprachperioden genau festzustellen.

Im Zusammenhang damit steht ein anderes Erfordernis, das H. nicht erkannt hat. Daß auch Sprachen wie das Altgriechische Beispiele liefern, scheint mir, wie gesagt, gar nicht ausgeschlossen. Es fragt sich also, welche besonderen Bedingungen dazu gehören, um eine lautliche Verstümmelung zu begünstigen. Sämtliche Beispiele aus dem Altgriechischen mit Ausnahme des S. 124 falsch beurteilten Ἀνδρικός sind verstümmelte Imperative. Da handelt es sich doch wohl darum, daß ein Wortstück besonders schwach und leise artikuliert wird (so auch bei δέσποινα, das Brugmann IF XXXIX 127 Anm. aus der Anrede erklärt, auch den Beispielen, die ich Phil. Woch. 1922, 394 angezogen habe, vgl. Silbenbildung 35). Das aber geschieht oft in der Nachbarschaft einer über das gewöhnliche Maß hinausgehobenen Silbe, die natürlich in einer stark exspiratorischen Sprache häufiger zu finden sein wird als in einer wenig exspiratorischen. Wenn z. B. *Still* und *stann* laut kommandiert werden, bleibt für *ge* und *den* leicht nicht viel oder gar nichts übrig. Es wäre Horns Sache gewesen, die Wortarten daraufhin zu befragen, statt aufs Geratewohl eine Einteilung nach der Wortart vorzunehmen. Es würde dann leicht gefunden werden, daß z. B. ein Imperativ, ein stark hinweisendes Demonstrativum, ein steigerndes Wort (›sehr‹), eine Negation, eine Interjektion, eine Anrede usw. vor andern geeignet sind, einen Teil des Wortes auf Kosten des Restes hervortreten zu lassen. Ganz besonders die bei Horn kaum eine Rolle spielenden Interjektionen verdienen hier einen Ehrenplatz. Die Verkürzung von Partikeln und Konjunktionen, die aus Verbalformen entstehen, erklärt sich auch, wie ich meine, gerade dadurch, daß ein Teil

des Wortes übermäßig gesteigert und infolgedessen der Rest stark benachteiligt wird. So wird z. B., wenn im Litauischen *nonts*, *nors* für **norints*, *noręs* eintritt, die erste Silbe *no-* so stark herausgehoben worden sein, daß von der zweiten nicht mehr viel übrig blieb. Möglich war diese Verkürzung aber nur, weil die Form schon vorher ihre Bedeutung als Partizip bereits eingebüßt hatte.

So sind also immer diese beiden Momente mit einander verknüpft, wenn bei Funktionsarmut oder Funktionslosigkeit eine besondere lautliche Veränderung eintritt. Das ist von Horn völlig übersehen worden. Das erkennt man am besten, wenn man die fünf Sätze in dem Rück- und Ausblick S. 135 f., die er zu den physiologischen Funktionen in Beziehung setzt, nachprüft. Richtig sind nur die beiden ersten Sätze, die sich auf die Funktionsarmut oder Funktionslosigkeit beziehen. Satz 4 ist nur halb richtig. Ich gebe zu, daß mengl. *dŏnt* außergewöhnlich zu *dōnt* gedehnt ist; es ist geschehen, um die Negation besonders eindringlich zu gestalten. In ähnlicher Weise hat der Ruf *Feuer* auf analogischem Weg seine Endung *-io* bekommen, damit er weiterhin vernehmlich ist. Und schließlich hängt das von Wackernagel NGG 1906, 147 f. behandelte Problem ›Wortumfang und Wortform‹ damit zusammen. Es wäre aber verkehrt, von einer besonderen Funktion des Wortes zu sprechen, die sich mit der Hyperfunktion eines Organs völlig deckt; es handelt sich nicht darum, daß ein Wort zu seiner Bedeutung eine zweite Bedeutung hinzu erhält, sondern höchstens darum, daß die eine Bedeutung auch exspiratorisch besonders deutlich hervortritt. Satz 3 und 5 sind dagegen unrichtig. Ein funktionswichtiger Laut bleibt nicht gegen die ›Lautgesetze‹ erhalten, sondern wenn wirklich einmal ein derartiger Laut bleibt, während er sonst schwindet, ist die Sache so, daß er auch exspiratorisch stärker hervortritt als der schwindende. Ein einwandfreies Beispiel für 3 hat Horn nicht beigebracht — weil es keines gibt. Daß ein mit Funktionen überlasteter Sprachkörper zugrunde geht, ist ebenfalls unrichtig. Richtig ist nur, daß er Funktionen verliert. Der Vergleich mit der Physiologie, das Hinüberschieben in eine andere Wissenschaft, hat also hier wieder einmal mehr Verwirrung als Nutzen gebracht.

Es wäre vorteilhafter gewesen, Horn hätte sich im Zusammenhang mit seinem Problem eine völlig in die Sprachwissenschaft fallende Frage mit vorgelegt: was denn lautlich bei den von ihm besprochenen Kürzungen herauskommt. Er begnügt sich damit, daß je nach größerer oder geringerer Funktionsarmut mehr oder weniger von dem Wort sich ändert oder schwindet und daß die sonstigen ›Lautgesetze‹ aufgehoben sind. Es ist aber doch gewiß nicht so, daß innerhalb dieser

Kürzungen alles möglich ist, daß also der sprachlichen Willkür die Tore geöffnet sind. Auch da heißt es vielmehr, Gesetz und Regel zu suchen. Hier liegt also noch ein besonderes Problem, und zwar auch für den, der wie ich, ganz abgesehen von solchen ›Verstümmelungen‹, nicht mehr ohne weiteres von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze überzeugt ist. Der Vf. scheint aber fast zu glauben, daß die unangenehmen Ausnahmen von den Lautgesetzen mit der Funktionsarmut bezw. Funktionslosigkeit erklärt werden könnten. Das wäre ein Irrtum. Wie es mit den sog. Lautgesetzen und der Regelmäßigkeit oder Ausnahmslosigkeit steht, wissen wir nicht. Als Arbeitsprinzip hat sich die Ausnahmslosigkeit in der Sprachwissenschaft wie kaum ein andrer Grundsatz bewährt, wenngleich er da und dort überspannt worden sein mag.

Abhilfe in unsrer Unwissenheit würde da, wie ich glaube, erst ein großzügiges Unternehmen schaffen hönnen, für das im verarmten Deutschland allerdings keine Mittel mehr vorhanden sind. Aber warum sollten sich z. B. die Amerikaner mit ihren unerschöpflichen Geldmitteln nicht etwa daran machen? Es müßte die Mundart von einer Zahl von Dörfern gleichzeitig von einem Stab von Forschern bis in alle Einzelheiten hinein unter genauen Angaben über Differenzen und Herkunft der Sprecher zugleich mit allen modernen Hilfsmitteln (Kymographion, Dögenapparat usw.) untersucht werden. Dazu müßte die Untersuchung auf einzelne Ortschaften in weiterem Umkreis zur Feststellung fremder Einflüsse usw. ausgedehnt werden. Diese Aufnahme müßte etwa alle 20 Jahre wiederholt werden. Daß damit die Sprachwissenschaft in ihren Grundlagen ein für allemal gefestigt werden könnte, liegt auf der Hand. Amerika mit seinen aus dem Boden schießenden Städten und seiner fluktuierenden Bevölkerung würde sich dazu zwar nicht eignen, aber in Deutschland z. B. wäre das Unternehmen aus- und durchführbar. Ob sich wohl einmal die großen Mittel für einen solchen lediglich idealen Zweck aufbringen lassen werden?

So regt die Schrift Horns mehr zu neuen Gedanken an, als daß sie überall gleich die Lösung brächte. Daß ich dies ausspreche, möge mir der verehrte Vf. nicht übel nehmen. Rom ist nicht an einem Tag gebaut worden. Und ich bekenne unumwunden, daß ich dem energischen, wenn auch über das Ziel hinausschießenden Anfassen des Problems sehr viel Anregung verdanke.

Göttingen. Eduard Hermann.

A. W. de Groot, Die Anaptyxe im Lateinischen (= Forschungen zur griechischen und lateinischen Grammatik, her. von P. Kretschmer und W. Kroll. 6. Heft). Göttingen 1921, Vandenhoeck und Ruprecht. 8°. 92 S.

Eine aus der Schule Niedermanns hervorgegangene Arbeit eines Holländers. Der Verf. hat sich als Ziel gesteckt, Schuchardts Vokalismus des Vulgärlateins in dem Kapitel der Anaptyxe durch eine auf die modernen Hilfsmittel sich stützende Untersuchung zu ersetzen. Mein Urteil geht dahin, daß er sein Vorhaben in der Sammlung wohl erreicht hat, daß er aber in der Beurteilung der Tatsachen leider hie und da auf Abwege geraten ist.

Als Quellen dienen ihm vor allem das Corpus Inscr. Lat., das Corpus Gloss. Lat. und der Florentinus der Digesten. Um die Beispiele aus diesen und andern Quellen richtig herauslesen zu können, stellt er erst sorgfältig fest, wie sich die Anaptyxe zu Schreibfehlern, umgekehrter Schreibung, Resten alter Formen, Analogiebildungen, Volksetymologien verhält, wobei er die Gruppen *cr, gr, tr, dr, pr, br* im Inlaut noch einmal besonders prüft. Seine Hauptergebnisse sind: im Schriftlateinischen liegt keine Anaptyxe vor; diese hat sich erst im Vulgärlateinischen stark ausgebreitet, ist aber nur auf ehemals oskischem Sprachgebiet in großem Umfang geblieben; die romanische Betonung wie it. *intiero* ist in den anaptyktischen Formen wie **integerum* entstanden; die Anaptyxe selber ist veranlaßt durch besonders kräftige Artikulation des ersten Konsonanten einer Konsonantengruppe; es sind drei Formen nebeneinander anzuerkennen, eine mit vollentwickeltem Vokal, z. B. *populum*, woraus frz. *peule*, eine mit halbentwickeltem, z. B. *pop*ᵘ*lum*, woraus frz, *peuble*, eine ohne Sproßvokal, z. B. *poplum* mit Silbengrenze vor *pl*, woraus frz. *peuple*, ein Wort wie *peuple* ist daher kein mot savant; Fremdwörter unterliegen der Anaptyxe sehr leicht und sind besonders behandelt; die Anaptyxe in den Lehnwörtern aus dem Griechischen stammt keineswegs immer aus dieser Sprache.

Diese Resultate kann ich nur zum Teil anerkennen. Daß es im älteren Latein keine Anaptyxe gegeben habe, daß vielmehr nur Analogiebildungen vorliegen sollen (S. 62), läßt sich auf keinen Fall aufrechterhalten. Die Formen wie *saeculum, poculum, iugulans* usw. beruhen doch nicht samt und sonders auf Analogien. Wenn wir das glauben sollten, müßte das irgendwie bewiesen werden. Vf. hat aber gar nicht den Versuch eines Beweises unternommen, sondern hat nur die Behauptung aufgestellt. Daß diese unrichtig sein muß, ergibt die Ueberlegung, daß im allgemeinen lautgesetzliche und Analogieform nicht lange friedlich nebeneinander in Gebrauch bleiben. Hier gehen aber eine längere und eine kürzere Form ruhig neben einander her, wie das eben bei Lento- und Allegroformen oft der Fall ist. Daß die

Anaptyxe im Schriftlatein nur in den Suffixen auftritt, ist nichts Auffälliges (S. 61), sondern bei der Beschränkung auf den Inlaut ganz selbstverständlich: da es vom Urindogermanischen her keine *etel*-Basen gibt, um mich einer Ausdrucksweise Hirts zu bedienen, und unter den dreisilbigen Basen ein Wort wie κύκλος ganz vereinzelt ist. Wenn nun die Anaptyxe des Schriftlateinischen auf die Gruppen Muta + *l*, *n* im Wortinnern beschränkt ist, die Gruppen Muta + *r* (S. 62) nicht mitumfaßt, so ist das ein Fingerzeig dafür, daß diese Anaptyxe entstanden ist, als Muta + *l* zu zwei Silben gehörten, was ja bei Muta und Nasal auch noch später der Fall war. Demnach machten die auf beide Silben verteilten Gruppen Muta + *l* oder *n* dem Römer zu einer gewissen Zeit Schwierigkeiten in der Aussprache, vielleicht wegen deutlicher Explosion des Verschlußlautes; er half sich so, daß er einen Vokal einschob. Ob dieser Vokal zunächst aus *l̥*, *n̥* hervorgegangen ist, entzieht sich unsrer Kenntnis; mit silbenauslautendem *l*, *r*, wie Vf. S. 62 meint, hat das nichts zu tun. Wie es bei der vulgärlateinischen Anaptyxe war, ist wieder eine Sache für sich. Wenn S. 21 Vermutungen darüber geäußert werden, welcher Konsonant der Konsonantengruppen für die Klangfarbe des Sproßvokals maßgebend war, so muß ich gestehen, daß ich aus diesen Angaben nicht ganz klug werde. Der Vokal zwischen Muta + *r* wird mehrmals offen, einmal geschlossen genannt; gemeint ist jedes Mal wohl ›geschlossen‹. Wenn für diese Klangfarbe das *r*, in der umgekehrten Verbindung (*r* + Verschlußlaut) der Verschlußlaut verantwortlich gemacht wird, so kann das nur für die Verbindungen mit Labial (*liberum*, *verobis*) einen Sinn haben; da sich die andern Verschlußlaute neutral verhalten. Daß aber immer der zweite Konsonant den Ausschlag geben soll, paßt wieder nicht zu *Lepotinis*. Ueberhaupt ist der Unterschied zwischen *l̥l* und *əl* phonetisch oft so schwer feststellbar, daß ich nicht recht verstehe, warum Vf. so großen Wert darauf legt, Sievers' und Brugmanns Deutung der Anaptyxe mehrfach (S. 29, 58) als unrichtig zu bezeichnen, statt sich, wie es v. Helle, Glotta XI 42 Anm. 1 tut, zu freuen, daß Brugmann mit andern Worten schließlich dasselbe sage, obwohl auch v. H., wie Vf., den Anlaß zum Sproßvokal zwischen Muta + *l* in einem Nachdruck der Muta sucht. Wenn es übrigens so wäre, daß regelmäßig der zweite Konsonant den Ausschlag für die Vokalabtönung der Anaptyxe gäbe, sollte man gerade im Gegensatz zum Vf. bei Verschlußlaut + *l* nicht die Artikulation des Verschlußlauts, sondern die der Liquida als verantwortlich für die Anaptyxe ansehen.

Daß die romanische Betonung der Paenultima von Muta und Liquida eine Folge der Anaptyxe ist (S. 37 f.), hat Vf. ebensowenig

wie seine Vorgänger G. Paris und Neumann bewiesen. Wenn wirklich die Tonstelle infolge der Anaptyxe verändert worden wäre, müßte man den Sproßvokal in den Inschriften in ganz anderem Umfang vorfinden, als es wirklich der Fall ist. Ich gebe ja Vf. gern zu, daß dieser Vokal viel häufiger gesprochen als geschrieben wurde; aber daß er im Vulgärlateinischen allgemein bei jedem Wort unter bestimmten Bedingungen vorhanden war und außerdem mächtig genug, um die Tonstelle in den Nebenformen ohne Sproßvokal zu verändern, müßte denn doch erst noch bewiesen werden. Wie man ohne die Anaptyxe die romanische Betonung sehr wohl verstehen kann, habe ich KZ XLVIII 102 f. zu zeigen versucht. Ich finde nicht, daß des Verfassers Gegengründe (S. 87 f.) stichhaltig sind. Wenn viersilbige Wörter wie *fácilius* ihren Ton auf der ersten verloren, um sich dem Dreisilbengesetz zu fügen, ist nicht gesagt, daß ein wegen der ehemals langen Silbe auf der offenen Paenultima betontes *intégrum* des Volkslateins seinen Tonsitz auch umändern mußte, da doch viele Wörter auf dieser Silbe den Ton tragen, alle mit langer Vorletzter. Wenn meine Hypothese verschiedene Entwicklung des Tons im Hoch- und Volkslatein fordert (**ínte̖-grum* > hochlat. *íntegrum* und volkslat. *intégrum*), so ist darin keine besondere Schwierigkeit zu sehen, daß wir den Grund für die verschiedene Entwicklung nicht ohne weiteres angeben können. Vielleicht liefen beide Betonungen eine Zeitlang nebeneinander her, bis die Gebildeten (und Gelehrten!) sich für die Uebereinstimmung mit dem Dreisilbengesetz entschieden, das Volk für die Betonung auf der Vorletzten. Man könnte also die Differenz bis zu einem gewissen Grade vielleicht doch verstehen. Aber so weit dringen wir ja überhaupt nur in seltnen Fällen vor. Weiß denn etwa der Verfasser, warum sich das Französische bei *peuple* für die eine, bei *double* für die andre Entwicklung aus *pl* (S. 55) entschied?

Mit seiner Erklärung dieses Unterschiedes bin ich auch nur teilweise einverstanden. Allerdings weist er Salverda de Graves Ansicht, daß Formen wie frz. *peule* auf eine Silbentrennung *pop|lum* weisen, mit Recht zurück. Aber seine eigene Hypothese ist nicht besser. Soll es wirklich Fortsetzungen von drei verschiedenen Formen nebeneinander geben, sollen sich die feinen kaum hörbaren Unterschiede zwischen *poplum* und *pop^{u}lum* auf der einen und zwischen *pop^{u}lum* und *populum* auf der andern Seite in drei scharf geordneten Reihen fortgesetzt haben? Die Form mit schwachem *u* als dritte Form anzusetzen, ist, meine ich, durchaus nicht angängig. Es ist doch viel einfacher, zwei romanische Formen vorauszusetzen, eine mit, eine ohne Sproßvokal und dazu analogische Umbildung der in den beiden Stellungen verschieden entwickelten lateinischen Media anzunehmen. Damit erreicht

man vier verschiedene Formen, um es an *populum* kraß auszudrücken, etwa: 1. *populum*, 2. **poblum* (aus älterem *poplum*) und die Analogieformen: 3. **pobulum*, 4. **poplum*; bei der lateinischen Media könnten stimmhafter Verschlußlaut und stimmhafter Spirant dieselben Dienste leisten. Wie das im einzelnen auszuwerten ist, überlasse ich den Herren Romanisten. Uebrigens hat auch de Groot gar nicht einmal den Versuch gemacht, für die lateinische Media den Fall ohne Anaptyxe zu bezeichnen.

Auch zu mehreren unwichtigeren Punkten möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben. Die Sibentrennung *in(vi)citę* = *invictae* (S. 5, 16, 27) scheint mir für sich allein nicht so ohne weiteres beweiskräftig; jedenfalls kann nicht von der Trennung *invi|ctae* (S. 16) in der Aussprache die Rede sein; das widerspräche unsern Kenntnissen von diesen Dingen. — Daß *pater pateris* nach *piper piperis* gebildet sei (S. 12), ist eine kleine Ungenauigkeit; zwei in der Bedeutung so weit auseinander liegende Wörter treten nicht in analogische Beziehungen. — S. 14. Die Reihenfolge *mn* > *mbn* oder *bn* > *mm* ist recht wenig wahrscheinlich; denn der Verschlußlaut beruht auf Dissimilation, die Geminata auf Assimilation; es wäre also ein Umweg. Daran, daß der Verschlußlaut aus *mn*, *nm* durch Dissimilation zustande kommt, ist auch für S. 35 zu erinnern. — Wenn die Anaptyxe häufiger bei *cr* als bei *gr* zu finden ist (S. 16, 31), so stimmt das zu den Beobachtungen, die man an der lateinischen Assimilation und Dissimilation machen kann, vgl. NGG 1919, 252 N 62 und 269 Nr. 18, dazu die Erläuterungen S. 266, 273: die stimmhafte Verbindung *gr* wurde offenbar leichter ertragen als *cr*. — Eine Assimilation wie *exsatat* (S. 26) ist nicht nur psychologischen Ursprungs, vgl. NGG 1919, 234 Anm. — Die völlig unbegründete (und sicher unrichtige) Behauptung, daß *senex* als eine Drucksilbe hervorgebracht werde, erinnert mich lebhaft an Jespersens Spott (Lehrbuch[2] 205) über die Sprachforscher, die ohne Schwierigkeit in längst verschollenen Sprachen die Silbengrenzen feststellen zu können meinen. — Die aus der Metathese entsprungene Geminata ist lediglich ein Beweis für die Verteilung der Konsonantengruppe auf beide Silben. Aehnliches haben wir in ath. Φρεσσεφώνης IG III 3, 102 für Περσεφόνης. Genau so hat *governnatore* darum Geminata, weil auch *governatore* eine geschlossene zweite Silbe hatte. Zu weiteren Schlüssen, wie es Vf. S. 36 will, ist da kein Raum. — Lat. *nominis* (S. 47) wird auf Analogie nach dem Nom. *nomen* beruhen.

Die deutsche Sprache ist korrekt gehandhabt; fehlerhaft ist ›seinen‹ für ›ihren‹ 16_{19} und ›unlateinische‹ für ›unlateinisch‹ 18_{11} unten.

Göttingen. Eduard Hermann.

Nova Guinea. Résultats de l'Expédition Scientifique Néerlandaise à la Nouvelle Guinée en 1903 sous les auspices de **Arthur Wichmann.** Vol. IV: Arthur Wichmann, Bericht über eine im Jahre 1903 ausgeführte Reise nach Neu-Guinea. Leiden 1917, E. J. Brill. 4°. XVIII, 493 S. mit 171 Abbildungen und Karten im Text, 8 Tafeln und 3 Karten.

Die Bände I, II 1 und II 2 des Werkes Nova Guinea wurden im Jahrg. 1914, Nr. 3, S. 168—177 angezeigt. Auf das zu erwartende Erscheinen des vorliegenden Bandes IV wurde damals hingewiesen. Für diese verspätete Anzeige ist der Krieg verantwortlich und seine Folgen für den Referenten als ausgewiesenen Flüchtling aus seiner Heimat, dem deutschen Elsaß.

Das Hauptbetätigungsfeld des Forschungsunternehmens Wichmanns war die Humboldtbai mit näherer und weiterer Umgebung, Cyklopengebirge, Sentanisee, Tamifluß, die Landschaften Orum und Sekanto und bis über die Grenze hinüber zum deutschen Oinâke. Ferner die Nordküste von Neu-Guinea von der Humboldtbai bis zur Geelvinkbai stellenweise, und schließlich die Geelvinkbai mit Inselwelt selbst. Hier wurden von Manukwari aus Ausflüge gemacht in das Innere südlich des Arfakgebirges, nach Wendesi, zum Jamursee und nach innen- und außenliegenden Inseln bis zur Mapiagruppe.

Aber mit Erledigung dieser Aufgaben hat sich Wichmanns Forschungstrieb keineswegs begnügt. Unter Ausnutzung guter Gelegenheiten und freier Tage bei Aus- und Rückreise wurden Ambon und die Uliasseos besucht und der Pseudovulkan Wawani bestiegen. Der Bericht bringt eine hübsche Beschreibung mit einer Kritik der Tätigkeit von Karl Martin (S. 19, 21, 22, 23, 53) und des Vulkanbuches von Karl Schneider (S. 21). Ferner wurde ein längerer Ausflug nach der Gegend des McCluregolfs von Neu-Guinea gemacht und auf der Insel Ternate sowohl bei Aus- wie bei Heimreise wissenschaftlich geforscht. Eine Besteigung des Piks bildete sozusagen den Abschluß der Reise. Das alles wird klar und schön beschrieben, durch Bilder und Karten erläutert. Die Darstellung enthält viele hübsche Episoden und eine Menge wissenschaftlicher Ausflüge im Text und in den Anmerkungen, welche die Vielseitigkeit der Tätigkeit aller Expeditionsmitglieder und die Vielseitigkeit von Wichmanns fachmännischen Kenntnissen dartun. Es sind das u. a. Ausflüge in die Entdeckungsgeschichte, in die Geologie und Gesteinskunde, in die Handels- und Wirtschaftsgeschichte, in die Völkerkunde und in die Geschichte der geographischen Namenkunde. Ueber die zoologische und botanische Ausbeute der Sammeltätigkeit der Mitglieder der Expedition, über die geologischen Ergebnisse an der Hand der Befunde an Ort und Stelle und der nachher

gemachten Analyse der mitgebrachten Handstücke werden regelmäßig genaue Angaben gemacht.

Von alledem können bei der mannigfaltigen Masse des Gegebenen hier nur einige Beispiele ausgewählt werden, um den Charakter dieser Reisebeschreibung festzustellen.

Da ist (S. 14—15) die Beschreibung des zerfallenen Kontors von Fort Amsterdam in Hila, in dem Rumphius die besten und fruchtbarsten Jahre seines Lebens gewirkt hat (1660—70). Da ist ferner (S. 73) das Suchen der Expeditionsmitglieder nach den Resten des Forts du Bus im Urwaldgestrüpp von Neu-Guinea, das den Referenten lebhaft an sein eigenes Suchen nach den Resten der Marquis de Raysexpedition, jener französischen Tartarinade an der Südspitze von Neu-Mecklenburg, erinnert hat. Die Beschreibung der fürchterlichen Moskitonacht am Urama (S. 368—70) ruft Alexander v. Humboldts Fahrten auf dem Orinoko ins Gedächtnis und muß in Verbindung mit der Plage der Waldmilben (S. 232—233) und den allerdings nur für die nackten Melanesier gefährlichen Buschblutegeln jedem Neu-Guineamann unangenehme Erinnerungen wecken.

Auf S. 382—395 bringt Wichmann eine hübsche Geschichte der Landschaft Doré an der Geelvinkbai mit ihrer Heidenmission und ihrem Wirtschafts- und Handelsleben; wir hören vom Handel der Mission und vom Handel der Nufoorleute und Binnenpapuas, vom Paradiesvogel, vom Dammaraharz, der Muskatnuß, den Kautschukpflanzen, vom Tabak, Sagu, Tripang, Schildpatt, Perlmutter und anderem mehr, alles auf Grund von Wichmanns unerschöpflichen Literaturkenntnissen und seinen Erkundungen an der Quelle. Ganz ähnlich sind eine vortreffliche Geschichte der Humboldtbai und ihrer Ausbeute für die Wissenschaft (S. 304—314) und eine Geschichte der Entdeckung und Schicksale der bisher sehr wenig bekannten Mapiainseln (332—336).

S. 399 ff. gibt Wichmann Geschichtliches und Darstellendes über Ternate und seinen Vulkan mit seiner gewöhnlichen Gründlichkeit und Sachkenntnis. Referent kann ihm bei seiner Zurückweisung der Behauptungen eines übelwollenden und wichtigtuenden Reisenden nur beipflichten, weil auch auf ihn bei mehrmaligem Besuch Ternate einen durchaus freundlichen, ordentlichen und sauberen Eindruck gemacht hat.

Wichmanns Beiträge zur Völkerkunde sind zahlreich und wertvoll; in seinen ethnologischen Bemerkungen finden sich manche Hinweise, die van der Sande in Teil III glücklich ergänzen oder berichtigen, zumal im weiteren Ausblick, in Vergleichen und Quellenangaben. Denn in Literaturkenntnis ist Wichmann seinem ehemaligen, leider nur zu früh verstorbenen Ethnologen weit überlegen, wennschon auch dieser in seinem Fach vortrefflich Bescheid wußte.

S. 92 bemerkt Wichmann, daß das Gebell eines einzigen der Expeditionshunde genügte, um einen ganzen Papuastamm in die Flucht zu treiben. Die gleiche Erscheinung, wie bei der Eroberung Amerikas durch die Spanier mit ihren Bluthunden! Die Hunde der Naturvölker bellen nicht (›Globus‹ Bd. LXXVI, 362; v. 16. 12. 1899); ihr Bellen hat für letztere den Schrecken des Ungewohnten, der Ueberraschung. Aber Lazarus Geiger hat nicht recht, wenn er von dem Hunde behauptet, daß sein Bellen als der erste Sprachversuch eines Tieres betrachtet werden dürfe, der jedoch nur durch den Umgang und durch die Anrede des Menschen geweckt wird (O. Peschel: ›Abhandl.‹ I, 464—65). Aber Mann und Frau im Naturzustande beschäftigen sich noch viel mehr mit ihren Hunden, als der Kulturmensch, und sprechen mit ihnen; die Indianerin oder Tahitierin säugt ihn an ihren Brüsten wie ihr Kind. Dem Beispiel vom menschenleeren Juan Fernandez — dem einzigen, auf das sich die Anhänger Geigers zu stützen scheinen — (Aranzadi: ›Fauna Americana‹, Madrid 1892; S. 12—13) setze ich Bosmans Angabe über das menschengefüllte Guinea gegenüber, dessen schwarze Bewohner aber damals keine Kulturträger waren, wie heute unter den Fahnen Frankreichs, und unter denen die europäischen Hunde die Fähigkeit des Bellens gänzlich verloren und ›ganz abscheulich heulten‹ (Beckmann, ›Litteratur der älteren Reisebeschreibungen‹ II, 504). Das Bellen des Hundes ist eben nicht eine Folge seines Umgangs mit dem sprechenden Menschen, sondern eine Errungenschaft des Hundes in der Zivilisation. Auch haben möglicherweise stellenweise die Hunde das Bellen unter Völkern gelernt, die wir Naturvölker zu nennen pflegen. So fanden Vasco da Gamas Portugiesen bellende Hunde bei den Hottentotten der St. Helenabucht (Hümmerich: ›Vasco da Gama‹ S. 150; — Ravenstein, S. 6), und auf Tahiti bellten die Hunde nach Angabe der beiden Forster ›fast niemals‹ (›Reise um die Welt‹, II, 13). Aber im ersteren Falle weiß man nicht, wie weit sich über Mozambique hinaus arabischer Verkehr und Einfluß erstreckten, und in Tahiti waren schon, abgesehen von der etwas unbestimmten Angabe, andere englische, französische und spanische Schiffsbemannungen gewesen, die z. T. angeben, daß die Hunde der Tahitier nicht bellten. Cooks ›Resolution‹ hatte allein 30 Hunde an Bord. Im vorkolumbischen Amerika hat nie ein Indianerhund gebellt. Nach Kreuzung mit europäischen Hunden lernte es aber der Nachwuchs: Kippohren und die Fähigkeit zu bellen waren ein sicheres Zeichen der Mischung (s. noch Prichard: ›The Natural History of Man‹, I, 33; London 1855).

S. 98. Die Anlage der Schildkrötendachpfahlhäuser der Geelvinkbai im Spielraum von Ebbe und Flut geben dem Verfasser Veran-

lassung, unter Hinweis auf Arbeiten der Vettern Sarazin, zu bemerken, daß jene Bauten nicht in das Wasser zum Schutz gegen feindlichen Angriff verlegt wurden, ›sondern daß darin im wesentlichen eine Reinlichkeitsmaßregel zu erblicken ist, indem man der wohlwollenden Flut die Aufgabe zuweist, den Unrat zu entfernen‹.

Wohl ist dies ein Grund oder kann es wenigsten sein, und er mag auch im vorliegenden Falle zutreffen. Aber selbst die beiden Sarazin haben nicht gewagt, zu behaupten, daß die Entstehung des Pfahlhauses überhaupt auf diese Weise völlig erklärt werde (›Reisen in Celebes‹, II, 151). Denn den Stellen, die dies beweisen oder zu beweisen scheinen, kann die Völkerkunde zum mindesten ebenso viele entgegensetzen, die Gründe taktischer Art für die Erbauung der Pfahlbauten feststellen, ferner solche, in denen die sumpfigen, unbewohnbaren Ufer und die Flucht vor den Moskitos die Bewohner ins Wasser trieben, oder wo die alljährlich wiederkehrenden riesigen Ueberschwemmungen zu dieser Bauart zwangen, oder endlich, wo die Pfahlhütten aus den Vorratshäuschen entstanden sind, die man gegen Diebs- und Raubgetier auf Pfählen zu errichten genötigt war. Schließlich stehen Pfahlhütten an Orten, wo weder der eine noch der andere Grund ihr Dasein erklären kann: sie sind von wandernden Stämmen erbaut, deren Urwohnsitz ihnen den Pfahlbau gelehrt oder vermittelt hat, und die — wie zunächst jedes Naturvolk — den ihnen eigenen Haustyp auch in die neue Heimat mitgenommen und ihn erbaut haben, wo es die Natur gestattet. Stehen doch die Schildkrötendachhütten der Geelvinkbai auch in den Bergen (s. van Hasselt: ›Die Nuforeezen‹, S. 138), und hat andererseits D. A. P. Koning, der Kommandant der ›Ceram‹, bereits mit Recht darauf hingewiesen, daß an derselben Neu-Guineaküste nur dort jene Pfahlbauten möglich sind, wo sie gegen die volle Wucht der Brandung geschützt sind (›Bijdr. Taal-, L- en V. K. Nederl. Indië‹, deel LV (7. volgr. d. I), S. 274 [1903]). Altinum, Ravenna, Venedig, das alte Mexico waren Pfahlorte, aber bei keinem von ihnen war die Sorge um die Reinlichkeit der Grund für ihre Anlage. Im übrigen müssen die besonderen Auffassungen vieler primitiver Völker, die ihre überaus große Reinlichkeit zur Folge hatte (s. ›Ergänzungsheft‹ Nr. 5, S. 149—150, der ›Mitteil. a. d. deutschen Schutzgebieten‹), bei Erörterung dieser Frage in Betracht gezogen werden.

S. 160. Hier werden dankenswerte Angaben über die Verheerung der Blattern unter den Eingeborenen Neu-Guineas gemacht.

S. 164. An wohlriechenden getrockneten Pflanzen, welche die Eingeborenen zwischen den Oberarmring stecken, und von denen der Verfasser Evodia suaveolens nennt, habe ich noch gefunden (Be-

stimmungen durch Dr. Ernst H. L. Krause, bis zum Beginn des Waffenstillstandes und Auflösung der Universität Straßburg durch die Franzosen, Privatdozent daselbst): Asplenium elongatum, Hook, spec. Fil. III, p. 117; oder Asplenium tenerum, Schkutz, Bot. Handb. V, tab. 69. Diese Pflanzen riechen noch heute, nach fast 12 Jahren, ganz außerordentlich stark und angenehm. Evodia hortensis, Forst., die Dr. Krause gleichsetzt Herzogia odorifera, K. Schumann, Flora Kaiser-Wilhelmsland, S. 60. Außerdem trugen sie noch im Armband gespaltene Federblüten der Alpinia oceanica.

S. 119—121. Der sogenannte jüdische oder semitische Gesichtsausdruck ist auch von anderen Leuten, außer Keane und Deniker, als ein charakteristischer Zug der Papuas bezeichnet worden; so vom Engländer Seligmann. Im übrigen verzeichnet die Literatur diesen Typus stellenweise über die ganze Erde hin unter den Naturvölkern, auch in Nord-, Mittel- und Südamerika (s. u. a. ›Ergänzungsheft‹ 7, S. 150, der ›Mitt. aus den deutschen Schutzgebieten‹).

S. 182 gibt der Verfasser unter Richtigstellung einer Behauptung von Richard Neuhaus Angaben über Petroglyphen in Neu-Guinea. Ob es sich in dem Bericht von Johannes Keyts um richtige Petroglyphen handelt, muß allerdings dahingestellt bleiben.

S. 206—207. Sehr dankenswert ist die Zusammenstellung über Gebrauch, Nichtgebrauch und Gewinnung von Salz (s. des Referenten ›Die Schiffahrt der Indianer‹, S. 96—97). Das ›Salzbrennen‹ ist im Prinzip ganz ähnlich bei den Alfuren der Minahassa und in Bolaäng-Mongondou (P. A. Wilken in ›Meded. v. w. h. Nederl. Zendel. Genootsch.‹ Rotterdam 1863, VII, 388; und Wilken en Schwarz: ›Verhaal einer Reis naar Bolaäng-Mongondou‹, S. 33, 41, 252).

S. 347—354 enthalten eine hübsche geschichtliche und völkerkundliche Untersuchung über die Rum Sĕram der Geelvinkbai, einschließlich des Kampfes, den die Missionare gegen diese wissenschaftlich und künstlerisch so wertvollen Bauwerke zu führen für gut befinden.

Den Abdruck seines Wörterverzeichnisses der Mapiasprache (S. 337 bis 339) glaubt Wichmann geradezu entschuldigen zu müssen, indem er es mit dem Satz einführt: ›Obgleich die Philologen heutigentags auf Vokabulare unerforschter Sprachen nicht viel geben, glaube ich doch eine gute Tat zu verrichten usw.‹. Nein! Es ist von großem Wert, wenn es auch noch kleiner und unvollkommener wäre! Was würden wir heute darum geben, wenn Cabeza de Vaca und de Soto auf ihren Zügen, wenn Coronado in Quivira, Fontaneda in Florida, Columbus in Chiriqui und Georg Hohermuth am Caguan oder Rio Bermejo kleine Wörterverzeichnisse aufgenommen hätten? Oder wenn das Taumakovokabularium von Quirós und das Wörterverzeichnis von

Orellanas Amazonasfahrt auf uns gekommen wären? Weitere Beispiele aufzuführen ist überflüssig: sie sind dem Kundigen der Zeitalter der Entdeckungen — wenn auch vielleicht nicht den von Wichmann gemeinten Philologen — nur zu wohl und schmerzlich bekannt.

Wie schon Kubavy bemerkt hat, zeigen Grammatik und Wortschatz der Mapiasprache deutlich ihre Verwandtschaft mit der Sprache der Zentralkarolinen. Der von Wichmann beigebrachte neue Sprachstoff bestätigt diese Auffassung: eine ganze Reihe von Wörtern stimmt in beiden Sprachen gut überein. Die allgemein M. P. Worte scheinen in Mapia mehr als in der zentralkarolinischen Sprache vorhanden zu sein. Von den interessanten Worten mache ich nur auf das für Schwein, bek, aufmerksam. Es ist das englische pig und zeigt, daß das Hausschwein von dieser Seite aus eingeführt worden ist. Auf Ponape haben wir in gleicher Weise pwik (Gulick, S. 44, 85), auf Ebon: bik (Kubary: ›Ebon‹, S. 46), und im ganzen Marshallarchipel: pīg (Senfft: Spr. d. M. I. S. 104, 150). Daneben läuft in Mikronesien ein anderes Wort für Schwein mit keru auf Ebon, und silo auf den Zentralkarolinen (Fritz: ›Die Zentralkarolinische Sprache‹, S. 128), das mit a idu und a due bis nach Nord-Neumecklenburg reicht, und ebenfalls auf Einführung des Schweins hinweist, aber diesmal von den Philippinen aus. Denn in Manguian heißt idoh ›Hund‹.

S. 432—441 ›Berichtigungen und Zusätze‹ sind noch voll von belehrenden Bemerkungen und bibliographischen Hinweisen. Ein nicht weniger als 50 Seiten umfassendes, sehr weitgehendes und sorgfältiges Register beschließt den Band.

Das Buch als ganzes ist sehr hübsch geschrieben; es enthält manche schöne Stellen, die an A. v. Humboldt und Franz Junghuhn erinnern. Die vorstehenden Bemerkungen können nur einen schwachen Begriff davon geben, wie gediegen und überaus vielseitig sein Inhalt ist. Das Buch ist vorzüglich herausgegeben, mit vielen vortrefflichen Bildern und einigen guten Karten versehen und bei E. J. Brill in Leiden gedruckt. Aber es ist eigentlich zu bedauern, daß es in einem etwas unhandlichem Gewande erschienen und als ein Teil eines in den Niederlanden herausgegebenen vielbändigen Werkes nicht so leicht zugänglich ist. Denn sonst müßte es ein Buch werden, das, wie Forsters ›Reise um die Welt‹ und ›Bemerkungen‹, Alexander v. Humboldts ›Reise in die Aequinoctialgegenden‹, Darwins ›Journal of Researches‹, Wallaces ›Malay Archipelago‹ und Moseleys ›Notes of a Naturalist‹, die forschungsfreudige Jugend zu eigenen Taten anregt, und das der Hochschullehrer mit seinen Studenten im geographischen Seminar liest.

Ahrensburg, Holstein. Friederici.

Koordinatengeometrie. Von Dr. **Hans Beck.** Erster Band: Die Ebene. Berlin, Julius Springer, 1919. X + 432 p.

Das vorliegende Buch stellt einen Versuch des Verfassers dar, das System der Geometrie der Ebene unter sorgfältiger Berücksichtigung derjenigen Gesichtspunkte darzustellen, die, zuerst in F. Kleins Erlanger Programm entwickelt, im Laufe der letzten 50 Jahre namentlich von Study und seinen Schülern aufgenommen und in vielen speziellen Untersuchungen weiter geklärt worden sind. Der Gedanke Kleins besteht darin, daß die verschiedenen Zweige der Geometrie sich durch die ihnen zugrunde liegende Gruppe unterscheiden, ja direkt als Invariantentheorien dieser Gruppen aufgefaßt werden können. Daraus erwachsen die Forderungen, einmal, bei der Untersuchung jeder einzelnen der vielen möglichen Geometrien diesen gruppentheoretischen Gedanken in den Vordergrund zu rücken, zweitens aber die Aufstellung der möglichen Geometrien zu geben und ihre gegenseitigen Beziehungen zu erforschen — also Uebertragungsprinzipien aufzustellen. Der größte Teil des Erlanger Programms beschäftigt sich damit, die zweite der genannten Aufgaben an der Hand der damals bekannten Beispiele zu erläutern. Und in der Tat liegt gerade in den reichen und interessanten Beziehungen verschiedener Gebiete der Geometrie, die zur Zeit der Entstehung des Erlanger Programms besonders gepflegt wurden, der Reiz, den auf uns die ›neueren geometrischen Forschungen‹ jener Zeit auch heute noch ausüben. — Bei solchen speziellen Beispielen ist es aber im wesentlichen — bis auf einzelne besonders gepflegte Zweige der Geometrie, wie die projektive Geometrie, affine Geometrie — auch bis heute geblieben.

Der Grund, warum an das Erlanger Programm so wenig angeknüpft wurde, liegt, wie es ja in solchen Fällen wohl immer ist, in den großen mathematischen Schwierigkeiten, die einer Durchführung des Erlanger Programms in seiner ganzen Großzügigkeit im Wege stehen. Es sind zum größten Teil rein algebraische Schwierigkeiten, die bis heute noch nicht erledigt werden konnten und deren Ueberwindung bereits für die rein gruppentheoretischen Vorstudien zu einer solchen Durchführung unentbehrlich sind.

So ist z. B. das bezeichnende an den im Erlanger Programm besprochenen Uebertragungsprinzipien, daß die besonderen Geometrien sich elegant und übersichtlich darstellen lassen, wenn man mehrdimensionale Räume heranzieht und in ihnen geeignete Kollineationsgruppen betrachtet. Die diesen Geometrien zugrunde liegenden Gruppen lassen sich dann aus gewissen mit ihnen isomorphen Kollineationsgruppen in höheren Räumen gewinnen. Läßt sich nun jede für die Begründung einer Geometrie geeignete Gruppe aus einer mit ihr iso-

morphen Kollineationsgruppe in einem höheren Raum ableiten? Dies ist die erste und einfachste Frage, die die Kleinschen Betrachtungen nahelegen und sie gehört zu den schwierigsten Problemen der Theorie der kontinuierlichen Gruppen.

Bereits die Durchführung der einfachsten ähnlichen Fragen der Lieschen Theorie stößt auf große Schwierigkeiten. So haben sich z. B. mit der Frage nach der Aufstellung aller linearen Gruppen, die mit der ganzen linearen homogenen Gruppe eines beliebigen Raumes isomorph sind, eine Reihe von Forschern beschäftigt, Study, G. Fano, Maurer, J. Schur, um nur einige zu nennen. Und es genügt zu sehen, welche tiefliegenden Hilfsmittel der modernen Algebra — die Theorie der Gruppencharaktere — z. B. in der Dissertation von J. Schur bei diesen Untersuchungen angewendet werden mußten, um den Eindruck zu gewinnen, daß wir vielleicht noch sehr weit davon entfernt sind, die Begründung der Geometrie im Sinne des Erlanger Programms durchführen zu können. —

Noch in einer anderen Beziehung hat sich der Verfasser einer großen Sorgfalt befleißigt. Es handelt sich um die mit besonderem Nachdruck von Study vertretene, heute für jeden modernen Mathematiker glücklicherweise zur Selbstverständlichkeit gewordene Forderung lückenloser Strenge auch in geometrischen Untersuchungen, der nun auch im weit ausholenden Lehrbuch des Verfassers volle Rechnung getragen wird. —

Die Anordnung des Stoffes knüpft äußerlich an die historische Entwickelung an. Historisch hat man aus der elementaren metrischen Geometrie das Projektive herausgearbeitet, nachdem die Begriffe der uneigentlichen Elemente sich allmählich ausgebildet hatten. Daran knüpft dann die vor allem durch die Namen der französischen Geometer Poncelet, Chasles, Laguerre einerseits, Cayley-Klein andererseits gekennzeichnete Entwickelung der metrischen Geometrie in ihrer allgemeinsten Gestalt der nichteuklidischen Geometrie aus dem Projektiven heraus. — Da aber der Verfasser die gewöhnliche Ableitung der Prinzipien der analytischen Geometrie aus den metrischen Sätzen der Elementargeometrie für unwissenschaftlich hält, gibt er einen neuen rein analytischen Aufbau, indem er von vornherein als Punkt das System der reellen oder komplexen Zahlen x, y bezeichnet, durch lineare Gleichungen Geraden einführt, durch Grenzübergang unendlich ferne Punkte gewinnt, lineare Substitutionen bestimmter Gruppen als verschiedene Arten von Bewegungen definiert usw. [1]). Man kann wohl

1) Einen im übrigen mehr projektiv orientierten Aufbau der Geometrie in ähnlicher analytischer Einkleidung gibt H. Andoyer in seinem Buche: Leçons sur la théorie des formes et la géometrie analytique supérieure. T. I. Paris 1900.

geteilter Ansicht darüber sein, ob dieser Weg von der metrischen Geometrie durch eine Art von Grenzübergang zur projektiven Geometrie und von da aus zurück zur metrischen und nichteuklidischen Geometrie beim heutigen Stande der Wissenschaft der vollkommenste ist. Es wäre ein Aufbau denkbar, der von der projektiven Geometrie ausgeht, als einen Punkt also das homogene System von drei Zahlen x_1, x_2, x_3 definiert und von da aus auf bekannte Weise zur euklidischen — und nichteuklidischen — Metrik hinüberführt. Ein solcher Gedankengang liegt z. B. dem zitierten Buche von H. Andoyer zugrunde. Uns leuchtet aber auch die Notwendigkeit, von vornherein rein abstrakt vorzugehen und einen Punkt als ein System von Zahlen zu definieren, nicht ein. Es ließe sich ebenso gut das so durchsichtige Axiomensystem der projektiven Geometrie zugrunde legen. Von da aus dringt man ohne jede Schwierigkeit zu den projektiven Koordinaten durch, definiert sodann, mit von Staudt etwa, komplexe Elemente und hat damit einen konsequenten Aufbau der Koordinatengeometrie vollzogen. Da das Becksche Buch nicht auf die Ausbildung des eigentlichen Kalküls der analytischen oder algebraischen Geometrie ausgeht — Kurven höherer als zweiter Ordnung kommen nicht vor, transzendente Kurven werden nur in ein paar Zusätzen gelegentlich gestreift —, sondern auf die Vertiefung des Verständnisses der Zusammenhänge der sogenannten Elementargeometrie, so würde dieser Weg durchaus gangbar sein. Man hat ja schließlich für die Widerspruchslosigkeit der arithmetischen Axiome ebenso wenig einen strengen Beweis wie für die der geometrischen. —

Das Buch gliedert sich in fünf Kapitel. Das erste Kapitel ist im wesentlichen den Grundlagen der metrischen Geometrie in Punktkoordinaten gewidmet. Es werden zunächst Punkte und Geraden definiert und daran sofort die fundamentale Unterscheidung zwischen den anisotropen (gewöhnlichen) und isotropen (Minimal-)Geraden angeschlossen. — Die weitgehende Benutzung imaginärer Elemente macht überhaupt die ganze Darstellung sehr interessant und anregend. — Hieran schließt sich sodann die rein analytische Definition der Spiegelungen als einer Art linearer Transformationen der Punktkoordinaten. Nun wird die Orthogonalität definiert, mit Hilfe des Elementarvierseits — der Figur zweier linksisotroper und zweier rechtsisotroper Geraden, sodann Schiebung — durch Zusammensetzung zweier Spiegelungen, endlich Dehnungen, Bewegungen, Umlegungen. Mehr als eine Art Anhang erscheinen zwei reelle Deutungen imaginärer Punkte im Anschluß an Study.

Dabei werden, wie auch in weiteren Kapiteln, schwierigere oder

weitergehende Erörterungen in mit kleineren Typen gedruckte Zusätze verwiesen, oft ohne Beweis, als Uebungsaufgaben.

Im zweiten Kapitel werden Geradenkoordinaten eingeführt. Der Verfasser definiert orientierte Geradenspeere, Winkel zwischen Speeren, sodann Stäbe, Vektoren. Hier werden auch uneigentliche Geraden und Punkte besprochen, letztere werden mit Hilfe eines Grenzüberganges in Polarkoordinaten eingeführt, was natürlich an sich einwandsfrei ist. Ein Paragraph über Linienelemente beschließt das Kapitel.

Das dritte Kapitel ist der Kollineationsgeometrie gewidmet. Hier werden Dreieckskoordinaten eingeführt, der algebraische Apparat zur Durchführung der Rechnungen entwickelt und zum Nachweis des Dualitätsprinzips benutzt, sowie zur Ableitung der wichtigsten linearen Schnittpunktsätze der projektiven Geometrie. Nun folgt eine eingehende Klassifikation der verschiedenen Typen der Kollineationen, Affinitäten, Dehnungen, mit einer sehr sorgfältigen Durchführung der Grenzübergänge von einem Typus zum anderen. Daß vom Matrizenkalkül kein Gebrauch gemacht wird, macht allerdings die Darstellung rechnerisch nicht ganz durchsichtig und dürfte bei späterer Behandlung der dreidimensionalen Probleme die Darstellung ganz ungenießbar machen, falls der Verfasser sich nicht entschließt, dieses Hilfsmittel, welches sich sehr wohl neben seinem algebraischen Apparat der Symbolik benutzen ließe, noch aufzunehmen. Nur so konnte es kommen, daß der Verfasser zunächst die Frage nach den Ruhepunkten einer Kollineation behandelt und dann unabhängig davon die mit ihr durchaus identische Frage nach dem Durchschnitt zweier nicht singulärer Kollineationen, d. h. nach den Punkten, die durch beide Kollineationen in derselben Weise transformiert werden (p. 186—189).

Das Kapitel wird mit einem größeren Paragraphen beschlossen, in dem zunächst auf den Inhalt des Erlanger Programms eingegangen wird und sodann Beispiele verschiedener ebener Geometrien vorgeführt werden: Inversionsgeometrie, Möbiussche (zyklische) Geometrie, Laguerresche Geometrie und Blaschkes Geometrie der ›erweiterten Laguerreschen Gruppe‹, Studysche Liniengeometrie, Hermitesche Geometrie (nach Segre und Study).

Das vierte Kapitel behandelt Korrelationen und ihre Ordnungskurven — Kegelschnitte und zwar durchweg im komplexen Gebiet. Dabei wird die projektive Maßbestimmung ausgiebig benutzt, bereits bei der Darstellung der grundlegenden Sätze der Kegelschnittslehre.

Nach einigen Vorbereitungen werden automorphe Kollineationen von Kegelschnitten eingehend durchgenommen und sodann die weitere Geometrie der Kegelschnitte in die Sprache der nichteuklidischen Geometrie gekleidet. Hieran schließt sich eine ausführliche Darstellung

des Grenzüberganges von der nichteuklidischen Geometrie zur euklidischen, eine sonst in der Regel sehr stiefmütterlich behandelte Frage. ›*Die elementare Geometrie*‹, sagt der Verfasser, ›*ist kein spezieller Fall der nichteuklidischen Geometrie. Die elementare Geometrie besteht aus den Trümmern einer nichteuklidischen Geometrie.* Um von der nichteuklidischen Geometrie zur elementaren, oder, wie man sagt, *euklidischen* Geometrie überzugehen, hat man einen Grenzübergang auszuführen‹. Dabei (und auch am Schlusse des letzten Kapitels) wird an Beispielen die Richtigkeit der Studyschen Bemerkung dargetan, ›daß unter Umständen zu einem tiefer dringenden Verständnisse selbst sehr elementarer Abschnitte der euklidischen Geometrie die Kenntnis der nichteuklidischen Geometrie nicht wohl entbehrt werden kann‹.

Unter anderem wird in dem Kapitel auch eine kurze Darstellung der Cayley-Aronholdschen Symbolik gegeben.

Im letzten, fünften Kapitel, werden endlich Realitätsverhältnisse herangezogen. Zunächst werden reelle Affinitäten, Dehnungen, Bewegungen und Umlegungen behandelt, sowie die Geometrie der Kegelschnitte gegenüber den entsprechenden Gruppen. Sodann kehrt der Verfasser wieder zur nichteuklidischen Geometrie zurück, in der er nun hyperbolischen und elliptischen Fall getrennt behandeln kann. Zum Schluß kommen Paragraphen über die Erweiterung der nichteuklidischen Geometrie durch Heranziehung orientierter Elemente, über die Abbildungen der nichteuklidischen Geometrie auf der Kugel und auf der Ebene, über ihre Bedeutung für die Elementargeometrie.

Wie man bereits aus dieser nur sehr unvollständigen Inhaltsangabe sieht, enthält das Buch eine große Fülle von modernem Stoff, mit großer Sorgfalt und eigenartig durchgearbeitet. Mit mancher gelegentlichen Aeußerung werden allerdings viele Leser nicht einverstanden sein, so z. B. über Algebra und Geometrie, p. 350, oder an verschiedenen Stellen über die ›reine Methode‹ und ihre Tragweite — seit v. Staudt und Klein kann die ›reine Methode‹ doch genau dasselbe leisten, wie die ›Koordinatengeometrie‹, ja ist von ihr in Wahrheit nicht wesentlich verschieden!

Leider ist das Buch nicht frei von Versehen geblieben, wie z. B. die Aufgabe 2 auf p. 69 oder die Bemerkung über den invarianten Charakter der Koeffizienten a_{11}, a_{12}, a_{22} auf p. 343. —

Das Buch wird bei den Vorlesungen über analytische Geometrie nützliches Handbuch sein, sowohl für den Dozenten, der auch Modernes bringen will, als auch für den reiferen Studenten. Namentlich ist ihm die Verbreitung in den Kreisen der Oberlehrer zu wünschen, da auf dem Gebiete der Elementargeometrie wohl noch manche weitere mit elementaren Mitteln ausführbare Untersuchung möglich ist.

Man kann auf den zweiten Band gespannt sein. Er soll die Raumgeometrie und einiges aus der mehrdimensionalen Geometrie bringen, also eine noch viel reichere Fülle von Beziehungen, die allerdings mit viel größeren Schwierigkeiten der Darstellung verbunden ist.

Hamburg, April 1921. A. Ostrowski.

Quellen zur Geschichte Vorarlbergs und Liechtensteins. Herausgegeben von der Historischen Kommission für Vorarlberg und Liechtenstein. 1. Band: Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein bis zum Jahre 1260. 1. Lieferung bis 1000 und 1. Exkurs. Mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften in Wien bearbeitet von Dr. **Adolf Helbok,** Privatdozent für Geschichte an der Universität Innsbruck, und mit einem sprachwissenschaftlichen Exkurse von Dr. Robert von Planta. Bern, K. J. Wyss Erben; Bregenz, J. N. Teutsch, Stuttgart, W. Kohlhammer, 1920. XI, 108 u. 83 S. 30 M.

Im Rahmen der vorläufigen kurzen Anzeige, die ich hier geben soll, möchte ich das Urteil gleich vorwegnehmen, daß diese erste Lieferung der Vorarlberger Regesten eine anerkennenswerte wissenschaftliche Leistung bedeutet. Sie zeigt die alten Vorzüge der Wiener Schule: gute Kritik, sorgfältige Zusammenstellung der Ueberlieferung und der Literatur, kurze und trotzdem alles Wesentliche erschöpfende Inhaltsangaben und Erläuterungen, und sie erweckt damit Hoffnungen für die weiteren Lieferungen.

Die Regesten selbst nehmen in dieser Lieferung den kleineren Raum der Veröffentlichung ein. Auf 83 Seiten Regesten kommen 108 Seiten Einleitung. Das erklärt sich aus der Eigenart der hier besprochenen räto-romanischen Urkunden, die ja in der Geschichte der Urkundenentwicklung eine besonders interessante Gruppe darstellen, weil sie im Unterschiede von den fränkischen Urkunden einen stark archaistischen, vom römischen Urkundenwesen bestimmten Charakter zeigen. Schon Heinrich Brunner hatte sie 1880 im Zusammenhange seines Buches ›Zur Rechtsgeschichte der römischen und germanischen Urkunde‹ behandelt; 1901 hatte Hans von Voltelini in seinem Aufsatze über ›Spuren des räto-romanischen Rechtes in Tirol‹ (MIÖG Erg.-Band VI S. 145 ff., besonders S. 158 ff.) der Urkunde einen besonderen Teil seiner Untersuchung gewidmet; 1906 hatte Harald Steinacker kurz, 1911 Oswald Redlich etwas ausführlicher in dem größeren Zusammenhange ihrer ›Privaturkundenlehren‹ auf sie hingewiesen, und 1913 hatte Durrer in der Festschrift für Meyer von Knonau sechs weitere oberrätische Urkunden bekanntgegeben und erläutert. Jetzt bringt die Einleitung dieses Regestenwerkes eine Spezialdiplomatik der älteren churrätischen Urkunde vom 8.—10. Jahr-

hundert mit Ausblicken auf die späträtische Urkunde vom 11.—13. Jahrhundert, im wesentlichen die schon von Brunner (auf Grund des in den ältesten Passauer Traditionskodex eingetragenen altertümlichen Schenkungsfragmentes, des sogen. Rottachgauer Fragmentes) geäußerte Ansicht bestätigend, daß dieser Urkundentypus, gekennzeichnet durch die Formeln der neurömischen Urkunde des vierten und fünften Jahrhunderts (Voraussendung des Datums und der praescriptio; Einleitung des Textes durch Constat oder manifestum est mit objektiver Fassung in der Verkaufsurkunde usw.), einst in der ganzen römischen Provinz Raetia geherrscht habe, also überall da, wo römische Bevölkerung in Süddeutschland wohnte, bis zur Donau und zum Limes im Norden. Im einzelnen bringt sowohl die Formularuntersuchung wie die Behandlung der Frage nach den Urkundenschreibern und der Schrift manches Neue, worüber später zu sprechen sein wird, wenn der erste Band abgeschlossen vorliegt. Es handelt sich bei der Urkundenschrift dieses Gebietes, das auch staatsrechtlich eine Sonderstellung einnahm (vgl. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte ² I S. 524), um eine merkwürdige Mischung von alten römischen und neuen germanischen Elementen und um ein starres Festhalten an dem übernommenen Formelsystem, das seine Erklärung in dem Kanzleramt findet, das als verhältnismäßig späte karolingische Schöpfung, also kurz vor 835 eingeführt, der eigentliche Träger des rätischen Urkundenwesens bis ins 13. Jahrhundert wurde (vgl. auch Breßlau, Handbuch der Urkundenlehre ² I S. 593); die Folge war, daß die rätischen Formeln auch über die Zeit des Niederganges im Urkundenwesen hinaus weiterlebten und in diesen Gegenden den völligen Verfall der Beurkundungsformen verhinderten. Ein Rückgang ist allerdings auch hier im 10. Jahrhundert nicht zu verkennen. Das wird sowohl durch die Ausführungen Helboks über ›Handlung und Beurkundung‹ (Kap. 3) bewiesen wie durch die Tatsache, daß den 45 Urkunden des 9. Jahrhunderts 5 des 10. gegenüberstehen.

Sehr nützlich sind auch die in der Einleitung gegebenen sprachlichen Untersuchungen Roberts von Planta. Er behandelt zunächst die Besonderheiten des Rätoromanischen in den Urkunden vom 8.—10. Jahrhundert (Vokalismus, Konsonantismus, Auslaut, Stammbildung, Deklination) und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die sprachliche Entwicklungsstufe etwa derjenigen der altfranzösischen Sprachdenkmäler des 9. Jahrhunderts (Straßburger Eide 842, Eulalialied um 880) entsprochen habe (S. 84). Dann wendet er sich zum Latein der Schreiber und geht den langobardischen und fränkischen Einflüssen auf das Schreiberlatein nach und stellt fest, wie der fränkische allmählich auf Kosten des langobardischen vordrang, entsprechend der

politischen Zugehörigkeit Churrätiens zum Frankenreich (seit 537), während der dauernde langobardische Einfluß sich durch den Umstand erklärt, daß das Land kirchlich noch bis zum Vertrage von Verdun zum Erzbistum Mailand gehörte und erst dann zu Mainz kam. Schließlich werden im 3. Kapitel die Personennamen behandelt und die verschiedenen Wege gezeigt, auf denen die germanischen Personennamen in das rätische Gebiet eindrangen; eine eingehendere Untersuchung der Ortsnamen wird für die Fortsetzung des Werkes in Aussicht gestellt. Ein abschließendes Urteil wird man sich also auch bei diesen sprachlichen Forschungen für die Vollendung des 1. Bandes vorbehalten müssen.

Für die Gestaltung der Regesten selbst waren die Grundsätze maßgebend, die der Herausgeber 1912 im Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs 8 aufgestellt hatte. Es sind alle Urkunden und Briefe aufgenommen, die von rätischen Ausstellern stammen oder von ausländischen Ausstellern an rätische Empfänger gerichtet sind oder Rätien irgendwie berühren. Die Zeit um 1000, mit der diese erste Lieferung schließt, wird durch die dauernde Niederlassung der Bregenzer Grafen im Unterlande bestimmt. Bis zur Wende des 10. vom 11. Jahrhundert nimmt das Oberland mit seiner rätoromanischen Urkunde das Hauptinteresse in Anspruch, während das Unterland mit seiner st. gallisch-alemannischen Urkunde geringere Bedeutung besitzt. Umgekehrt dringt seitdem im ursächlichen Zusammenhange mit der wachsenden Bedeutung des Bregenzer Grafengeschlechtes die alemannische Urkunde vor, und die 2. Lieferung müßte also eine Spezialdiplomatik der St. Galler Urkunden bringen, wenn diese nicht inzwischen in Wien geschrieben wird. Die Regesten sind nach dem Muster von Dobeneckers Regesta Thuringiae gestaltet, unterscheiden sich jedoch von ihnen durch die volle Aufnahme der Zeugenreihen und durch die Anordnung der Drucke nach dem Erscheinungsjahr. Für die letzte Lieferung des 1. Bandes sind ein Verzeichnis der benutzten Literatur, die Orts-, Personen- und Sachregister, Verzeichnisse der Aussteller, Empfänger und der Deperdita in Aussicht genommen. Vielleicht ließe sich dort auch eine Uebersicht über die gesamte handschriftliche Ueberlieferung der Urkunden geben, über die diese erste Lieferung keine genügende Aufklärung schafft. Die große Masse der Urkunden ist in den Archiven von Chur, St. Gallen, Pfävers erhalten; daneben steuern Reichenau, Einsiedeln und Petershausen einiges Material bei. Den einschlägigen Fälschungsfragen gegenüber hat sich der Herausgeber Zurückhaltung auferlegt. Für die Fälschungen des Klosters Pfävers verweist er auf die schon längere Zeit angekündigte Untersuchung Stengels über das St. Galler Transsumt von 1656. Man

darf sich dabei der Feststellung Breßlaus (Handbuch der Urkundenlehre[2] I S. 212 Anm. 1) erinnern, daß die Urkunde Leos III. (J. E. 2501) auf Grund des Eresburger Leos III. (J. E. 2502) in der Edition des Baronius (Annal. eccles. IX 486) gefälscht wurde. Hinsichtlich der Urkunden Johanns XV. und Gregors V. für Petershausen teilt der Herausgeber früher geäußerte Bedenken, aber er hätte vielleicht erwähnen können, daß schon Erben (in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Neue Folge VII, 1892, S. 21 f.) sich in günstigerem Sinne ausgesprochen hat.

Im Vorworte wird bemerkt, daß der Krieg die Arbeiten an der Ausgabe stark gehemmt habe. Mit um so größerer Anerkennung wird man die gebotene Leistung entgegennehmen und die beiden gelehrten Gesellschaften unseres Brudervolkes, die sich zu dem Werke entschlossen bzw. es unterstützten, sowie den Herausgeber und die Mitarbeiter zu dem Erfolge beglückwünschen. Möge diese erste größere Regestenveröffentlichung nach den schweren hinter uns liegenden Jahren ein gutes Omen für die Zukunft unserer Wissenschaft sein.

Marburg. A. Brackmann.

Német Philologiai Dolgozatok. Szerkesztik Petz Gedeon, Bleyer Jakab Schmidt Henrik. Heft 1—21. Budapest, Ferd. Pfeifer, 1912—1918. 8°.

Diese Sammlung von »Arbeiten zur deutschen Philologie«, großenteils Erstlingsschriften aus der Schule der als Herausgeber genannten Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur an der Budapester Universität, hält durchweg an der madjarischen Sprache fest, und da es im Reiche und in Oesterreich keinen Germanisten gibt, der diese soweit beherrscht, daß er über die sehr verschiedenartigen Studien kritisch referieren könnte, es aber nicht angebracht schien, dies Referat einem ungarländischen oder siebenbürgischen Kollegen zu übertragen, hat mich der Herr Redaktor der Anzeigen gebeten, über die Sammlung, die neben weniger bedeutenden Specimina eruditionis doch manches Wertvolle enthält, an dieser Stelle auf Grund der Auszüge in deutscher Sprache zu berichten, welche den meisten Heften beigelegt sind — sie fehlen nur für Heft 1. 3. 5 und 8.

Die Arbeiten gehören zwei Hauptgebieten an: die kleinere Hälfte ist den deutschen Dialekten und der deutschen Volkskunde Ungarns und Siebenbürgens gewidmet, die größere der literarischen Produktion in deutscher Sprache und den Einflüssen der deutschen Literatur auf die ungarische. Diese beiden Kreise überschreiten nur zwei nicht eben starke Leistungen: H. 11: Dezsö Trócsányi, »W. v. Hum-

boldts Sprachphilosophie‹ (1914) ist bestrebt, die philosophischen und linguistischen Vorgänger Humboldts höher einzuschätzen, als es von Steinthal geschieht; H. 8: Gizella Szentirmay liefert eine Studie über ›Ed. Mörikes Roman Maler Nolten‹ (1913), an dem sie besonders das zigeunerische Element zu interessieren scheint. Vielleicht wären die Zigeuner in der deutschen Literatur einmal ein guter Gegenstand zu einer zusammenfassenden Arbeit — freilich lieber in deutscher Sprache!

Was die Dialektstudien angeht, so bietet Rich. Huss eine knappe Zusammenfassung ›Der heutige Stand der siebenbürgisch-deutschen Sprachforschung‹ (H. 5. 1913), Arthur Weber eine ausführliche ›Geschichte der Zipser Dialektforschung‹ (H. 19. 1916). Monographisch behandelt werden: die Lautlehren der südbajuvarischen Mundart zwischen der Raab und Lafnitz in Westungarn von El. Schwartz (H. 10. 1914), der rheinfränkischen Mundart von Szeghegy in Südungarn von Jos. Mornau (H. 15. 1915), der mittelbairischen (deutsch-böhmischen?) Mundart der Gemeinde Béb, Kom. Veszprém von Jos. Happ (H. 18. 1915). Von der überraschend reichhaltigen Arbeit von Fr. Schwarz, ›Das Kinderlied der Hienzen in Sopron-Oedenburg‹ (H. 7. 1913) ist ein ausführlicher Auszug in der ›Ungarischen Rundschau‹ erschienen.

Die deutsche Literatur auf ungarischem Boden beginnt im 14. Jh. mit Oswald dem Schreiber aus Königsberg (Újbánya), der uns zuerst durch Fr. Zarncke bekannt geworden ist; seiner deutschen Verserzählung, welche die Sage vom Priester Johannes mit der deutschen Kaisersage verknüpft, ist die Schrift von Eug. Czinkotszky (H. 9. 1914) gewidmet. In H. 2 (1912) gibt Rich. Csáki eine ›Quellenkritische und sprachliche Untersuchung der deutschen Schriften des Joh. Honterus‹, in H. 13 (1914) behandelt Elimar Moór ›Die Toldi-Sage [ungarisches Reimwerk des 16. Jh.s] und ihre Zusammenhänge mit der deutschen Sage‹, wobei einleitend die Zeugnisse für die Anwesenheit deutscher Dichter und Spielleute in Ungarn zusammengestellt werden. Ueber H. 22 (1918) Klara Szilasi, ›Leonhard Stöckels Susanna-Drama und die Bartfelder deutsche Schulbühne im XVI. Jahrhundert. Neudruck von Stöckels Historia von Susanna (1559)‹ hab ich im Anz. f. d. Alt. 39, 89 f. berichtet.

Während das 17. Jahrhundert ganz ausfällt, beginnt mit der zweiten Hälfte des achtzehnten eine deutsche Kulturwelle nach der andern nach Ungarn hinüberzufluten. Sehr lehrreich ist Em. Váradys ›Gellert in Ungarn‹ (H. 20. 1917): der starke Einfluß des Fabeldichters, Romanschreibers und Moralisten auf die transleithanische Literatur in deutscher und ungarischer Sprache. Gleich wertvoll H. 12 (1914):

Jol. Kádár, ›Geschichte des Ofner und Pester deutschen Theaters bis 1812‹, mit einem Anhang: das Ofen-Pester Repertoire seit der Begründung einer regulären Schaubühne 1783 bis 1812, und H. 17 (1915) Marianne Zuber, ›Geschichte der ungarländischen deutschen Zeitschriften bis 1810‹; ferner Th. Thienemann, ›Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen und magyarischen Sprachreform‹ (H. 1. 1912): mit dem interessanten Nachweis von Adelungs Einfluß und Vorbild. — ›Ignaz Aurel Fesslers [1756—1839] Leben und sein schöngeistiges Wirken‹, das über den Leistungen des Historikers fast vergessen war, schildert Joh. Koszó (H. 14. 1915) und führt uns damit von der josefinischen Aufklärung in die Zeit Fichtes und der Romantiker. Engen Zusammenhang mit Wien und insbes. mit Karoline Pichler haben ›Maria Therese von Artner und ihr literarischer Kreis‹, denen Gabriella Pausz das 21. Heft (1917) widmet. Egon Hajek schreibt über den ›Siebenbürgisch-Sächsischen Roman um die Mitte d. 19. Jh.s‹ (H. 3. 1913), und an ihn anschließend gibt Alfred Roth (H. 4. 1913) ›Studien über Daniel Roth‹, den Walter Scott unserer transsilvanischen Stammesbrüder, sein Leben und die Quellen seiner Romane. Auf deutschen Boden versetzt uns Jul. Hollitzer, ›Franz Liszt und das literarische Leben in Weimar‹ (H. 6. 1913), und auch das Leben und Dichten der unglücklichen Juliane Déry (1864—1899), das Rosa Hollaender (H. 16. 1915) behandelt, spielt sich großenteils außerhalb Ungarns ab.

Göttingen. Edward Schröder.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Joachim in Göttingen.